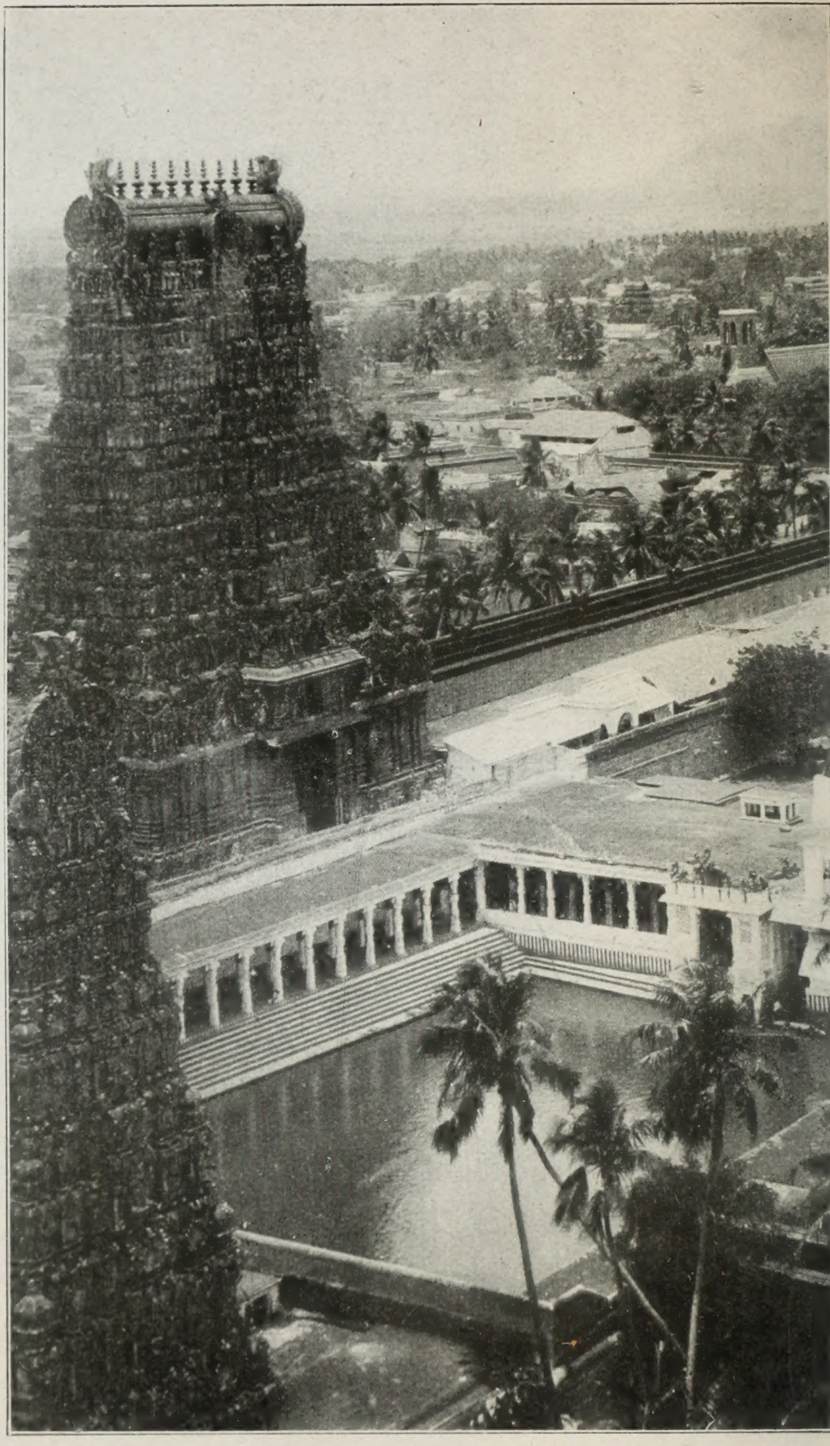
HANNS HEINS EWERS

INDIEN UND ICH

HANNS HEINZ EWERS / INDIEN UND ICH . . .



Der Goldlotosteich
(Schiwatempel zu Madura)

INDIEN UND ICH . . .

VON HANNS HEINZ EWERS

GEORG MÜLLER VERLAG
MÜNCHEN 1919

Umschlagzeichnung von Ilna Ewers-Wunderwald.

25.—34. Tausend.

DEM HAUSE FREUDENBERG

UND ALLEN DEUTSCHEN KOLOMBOS

INHALT

ZUM GELEIT

Ich habe, als ich vor einigen Monaten von meiner Indienreise zurückkehrte, in einer ganzen Reihe deutscher Städte Vorträge gehalten. Mit Lichtbildern natürlich — ohne die geht's ja nicht mehr. Ich sagte zu Beginn meines Vortrages — es war immer derselbe, und er hing mir bald genug zum Halse heraus — den verehrten Damen und Herren, daß ich durchaus nicht deshalb mich auf das Podium stelle, weil ich mich so gerne reden höre, auch nicht deshalb, weil ich der Ansicht sei, nun endlich den mystisch-magischen Schleier, der über dem Wunderlande Indien liege, lüften zu können. Sondern daß ich das nur aus dem recht prosaischen Grunde tue, weil mir dieses Geplauder Geld eintrage . . .

Dann lachten die Leute. Sie hielten das für einen guten Witz. Wenn sie nur wüßten, wie bitter ernst es mir war! Ich benutzte eben, recht kaufmännisch und gemein, die günstige Kombination, daß gerade der deutsche Kronprinz auch in Indien herumreiste, und daß also Indien „aktuell" war. Oder vielmehr:

die Konzertdirektion, die mich für meine Vortragsreise engagierte, benutzte diese Aktualität — ich selbst kann nicht einmal dieses Verdienst für mich in Anspruch nehmen. Ich tat eigentlich nichts — als für das Geld, das ich bekam, mich ein paar Wochen lang Abend für Abend zu prostituieren.

Mein Herr Konzertdirektor, Gott segne ihn, war damit recht zufrieden, weil es ihm Geld einbrachte, und mein Herr Verleger, Gott schütze ihn gleichfalls, war nicht minder zufrieden, weil ja doch diese Vortragsreise notwendigerweise auch für meine Bücher ein wenig Reklame machen mußte.

Was mich betrifft, so war ich natürlich auch zufrieden — aber ganz selbstverständlich! Ich halte es zwar für eine Infamie, daß ein schaffender Künstler gezwungen ist, um das Leben, das für seine Kunst das einzig mögliche ist, führen zu können, sich öffentlich zur Schau zu stellen. Ich bin auch der Meinung, daß es eine Gemeinheit ist, wenn ein Dichter jahraus, jahrein Zeitungsartikel schreiben muß, in denen er naturgemäß von aller Kunst sich möglichst weit fernhalten soll.

Ich empfinde beides als regelrechte Prostitution. Ich sehe keinen großen Unterschied zwischen dem Weib, das gezwungen ist, seinen Leib dem „Publikum" zu verkaufen, und dem Künstler, der eben diesem Publikum in den Blättern oder auf den Brettern fürs Geld Späße vormachen muß.

Und doch bin ich, und durchaus bewußt, noch dankbar genug für dieses Geld, das ich mit solcher Prostitution erwerbe, bin dankbar den Redakteuren, die meine Aufsätze veröffentlichen, dankbar dem Konzertagenten, der mich auf Tournee schickt, dankbar endlich dem

Publikum, das meine Aufsätze liest und meine Vorträge besucht.

Denn nur dadurch ist es mir möglich gemacht, die Reisen zu machen, die Lande zu sehen, das Leben zu führen, aus dem meine Kunst Wurzel schlägt. Und mit dieser Kunst mache ich kein Geschäft. Ich verschenke sie. Was mir meine Kunst einträgt, das ist so lächerlich gering, daß ich kaum meine Zigaretten damit zahlen kann. . . .

Ich tröste mich. Wie mir ergeht es ja allen andern deutschen Dichtern. Die einen hungern. Die andern sind zufällig selbst reich oder haben reiche Frauen. Die dritten quälen sich nebenher in irgendeinem bürgerlichen Berufe. Und die übrigen prostituieren sich, so oder so, wie ich es tue.

Das deutsche Volk beachtet uns nicht? Aber gewiß beachtet es uns. Jeder Redakteur tut für uns, was er nur kann. Man schreibt über uns, man erwähnt uns überall. Und aus dem Publikum kommen sehnsüchtige Briefe, man quält uns um Autogramme, beruft uns in alle Wohltätigkeitskomitees. Man übersetzt uns auch, macht uns berühmt in zwei Dutzend Sprachen. Wenn wir sterben, widmet man uns lange Nachrufe, stiftet dem einen und andern gar ein steinernes Bild. (Mir freilich gewiß nicht — ich bin in Düsseldorf geboren!)

Aber man denkt nicht daran, unser Leben menschenwürdig zu machen. Man gibt freilich Geld genug aus für Bücher — aber nur für Unterhaltungslektüre. Unsere Bücher — borgt man sich aus oder bekommt man als Freiexemplare.

* *
*

Ich merke: ich bin wieder zurück im lieben Vaterland; bin recht weit abgekommen von — Indien. Draußen nämlich bin ich — immer mit dem Gelde, das ich zu Hause so jämmerlich sauer zusammenscharrte, draußen bin ich ein Sahib. Bin ein großer Herr. Gehe meinen Weg, meinen ureigenen Weg, bin mein eigener Herr und lebe mein Leben. Bin nicht mehr Zeitungskuli und vagierender Vortragsreisender, wie zu Hause. Ich werde mir freilich den Luxus nie gestatten können, ein „eigen Heim zu haben und eine Familie zu gründen". Aber ich darf mir dafür erlauben, Träume zu träumen, die kein anderer vor mir je zu träumen wagte . . .

* *
*

Dies Buch, über alles verehrter Leser, enthält gewiß nicht solche Träume. Die müssen Sie schon in meinen andern Büchern suchen, in den Büchern, in denen ich Sie gar nicht verehre, in denen Sie mir, verzeihen Sie, ganz ungeheuer gleichgültig sind. Diese Blätter aber sind eigens für Sie geschrieben, sind ein Gemisch aus meinen Zeitungsaufsätzen und meinen Vorträgen. Und darum muß ich hier höflich sein: bitte, treten Sie ein, verehrtester Herr, allerreizendste Dame, bitte, kaufen Sie, bitte, lesen Sie! — Indien! Wunderland! Höchst aktuell! Der Kronprinz war auch da! — Und dann die Bilderchen! Und das alles nur für fünf Mark fünfzig! Rein geschenkt! Hereinspaziert, meine Herrschaften!

* *
*

Was m i r Indien ist — steht freilich nicht auf diesen Seiten. Wen das interessiert, der mag es vielleicht später einmal lesen, in irgendeinem höchst absurden Roman,

irgendeiner wilden, allzu seltsamen Geschichte — die gute Bürger nicht lesen werden, weil sie ihnen die vollverdiente Nachtruhe rauben würden.

Und trotzdem — auch ihr mögt diese Blätter lesen, ihr paar Menschen, die ihr mich liebt, und die ich nicht kenne. Denn seht: niemand kann aus seiner Haut heraus.

— Ich habe einmal versucht, einen Kitschroman zu schreiben — natürlich um Geld zu verdienen — so einen regelrechten, jämmerlich abgeschmackten Klischeezeitungsroman. So einen, wie sie unsere „beliebten Romanschriftsteller" mit Leichtigkeit in ein paar Wochen herunterdiktieren. Aber es ging nicht. Ging absolut nicht. Ich mühte mich und quälte mich ab — völlig vergebens. Man muß eben bleiben bei seinem Leisten. Und so, glaube ich, steht auch in diesem Buche manches, das meine Art trägt — trotz der Zwangsjacke des „Feuilletons". Manches Bild, das Sie in keinem „Indienbuche" finden werden, manche kleine Silhouette, die ich allein sah: mit meinen Augen.

* *

*

Ums Himmels willen, wenn Sie nach Indien reisen, Verehrteste, begnügen Sie sich nicht mit diesem Buche! Nehmen Sie Murray. Der ist wirklich ganz unentbehrlich. Ich habe, und nicht ohne Absicht, nicht einmal irgendeinen „Reiseweg" in diesen Blättern durchgehalten. Ich plaudere jetzt von Ceylons versunkenen Städten und gleich darauf von den hübschen Nautchgirls, jetzt von allerlei sonderbaren Heiligen und dann wieder von herrlichen Tempeln in Agra oder Benares.

Ich will hier keine Ordnung, verehrte Leser, will weder Ihre ethnographischen noch Ihre geographischen, weder Ihre religionsphilosophischen, noch Ihre kunsthistorischen Kenntnisse bereichern. Ich will weiter nichts, als Ihnen ein paar Ausschnitte, ein paar rasche Bilder geben, die immerhin darnach angetan sein mögen, Sie, Hochverehrte, einen raschen Blick in das merkwürdige Wunderland tun zu lassen, das wir Indien nennen. Und will Ihnen ein wenig Lust machen zu reisen . . .

Wien, im April 1911.

HANNS HEINZ EWERS.

INDIEN UND ICH

ICH UND DIE BAJADERE

Es ist ein ganz beschämendes Gefühl, in Indien gewesen zu sein und dann gar keine Bajadere gesehen zu haben. Und mir wäre es, weiß Gott, beinahe so gegangen. Die Bajaderen sind nämlich in Indien durchaus nicht so billig wie Brombeeren, sie sind vielmehr teuer wie Radium und wie dieses ein sehr seltener Artikel — für den Fremden wenigstens.

Ich war schon ein paar Wochen bei meinem guten Freunde, dem Maharadscha von Vigatpuri zu Gast. „Hoheit," sagte ich zu ihm, „Hoheit sind einer der reizendsten Fürsten von ganz Indien! Hoheit haben mir in liebenswürdigster Weise Gastfreundschaft erwiesen und wollen mich durchaus nicht wieder fortlassen, weil ich der einzige Mensch bin, den Hoheit im Schach hineinlegen können. Hoheit haben mir dafür ihren Silberpalast zur Verfügung gestellt und den schönsten Pfauenpark, den ich je sah. Ich schlafe in einem zwar etwas verwanzten, aber doch schwer goldenen, wundervollen Prachtbette, ich habe ein herrliches Marmorbad mit Wasserkünsten, ich habe vier

Elefanten, drei Kamele, fünf Pferde und einen hübschen, kleinen Esel zu meiner Verfügung. Durch Hoheits gnädigen Befehl harren einige hundert Diener meiner Winke, und mit den Genüssen der indischen Küche bin ich viel besser nun vertraut als Brillat-Savarin. Hoheit haben mir ihren prächtigen Opelwagen gegeben, der mir viel lieber wäre als alle Elefanten, Kamele, Pferde und Esel, als alle meine Landauer, Maultierwagen, Ochsenkarren, Jinrickschas und Kulisänften, wenn nur Hoheits brauner Chauffeur ein klein wenig fahren könnte und ich nicht immer selbst auf den Lenksitz müßte. In Summa: ich bin mit Hoheits gnädiger und huldvoller Aufnahme ganz außerordentlich zufrieden und werde nicht verfehlen, für Hoheit überall Reklame zu machen. Aber — aber — mir fehlt etwas —"

Der Maharadscha nahm den Schlauch seiner Wasserpfeife langsam aus den Zähnen. „Was fehlt Ihnen?" fragte er teilnahmsvoll.

„Zum Teufel," sagte ich, „eine Bajadere fehlt mir! Jeder Dummkopf in Europa, der gar nicht einmal weiß, wo Indien liegt, weiß ganz genau, daß es da die herrlichsten Bajaderen gibt, auf deren überirdischen Reize selbst die Houris in Mohammeds Himmel neidisch sind. Ich aber laufe in diesem Lande von einem Ende zum andern, und ich habe, straf' mich die Jungfrau, noch nicht die leiseste Bajadere auch nur durch ein Gitter gesehen!"

Mein Fürst rauchte und schwieg. „Es ist nicht so leicht", brummte er dann.

„Hoheit," erwiderte ich, „es ist nichts leichter als das! Wir brauchen nur alle zwei- und vierbeinigen Trabanten zu Hause zu lassen und hinabzusteigen in die Stadt. Inkognito natürlich! Und vermummt, wie



Nautchgirl

Harun der Kalif und sein Großwesir!" Ich wurde ganz warm bei dem Gedanken und deklamierte mit Pathos:

„Wenn wir dann hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sehn wir, mit gemalten Wangen
Manch verlornes schöne Kind."

„Ja, ja," nickte der Fürst, „so stellt sich das der gute Herr von Goethe vor. Ich kenne ihn so gut wie Sie! Aber glauben Sie mir: das Indien, von dem er erzählt, liegt irgendwo auf dem Mond! Wenn wir irgendwo da hinausgehen, wo einst Mahadöh ging, der Herr der Erde, — so werden uns zwar viele Krähen, Schweine und schmutzige Kinder begegnen, aber wir werden ganz gewiß keine Bajadere finden! — Übrigens, was wollen Sie mit den Weibspersonen? Ich will Ihnen meine gelben Knaben aus Birma rufen lassen, die sollen tanzen und den Dinggong singen. Oder soll ich die hübschen Pagen kommen lassen, meine blauäugigen Jungen aus Radschputana, die den Schwertsprung tanzen? Sie sind so weiß wie Sie selber und sind schön wie der Mond! Ihre Augen sind wie —"

„Lassen Sie mich aus, Hoheit!" unterbrach ich ihn. „Ich habe sie oft gesehen und kann sie durchaus nicht vertragen! Und wenn Hoheit selber keine Bajaderen auftreiben können, trotz aller Ihrer Paläste und Steine und Perlen und trotz der schönen Jahresrente von einer runden Million Pfunden, die Sie von der englischen Regierung beziehen — nun so werde ich es eben allein tun. Salam!"

Ich stand auf und ging entrüstet hinaus. Wohl fünftausend Kerle lungerten in den Gärten des Maharadscha herum und in den Palästen, die darin

lagen — aber nicht eine Frau war dabei! Und ich fand, daß der Fürst ein wenig zu sehr seinen Neigungen nachgehe, und daß ein richtiger indischer Maharadscha geradezu die Pflicht habe, eine Schar von Bajaderen zu beherbergen! Aber so sind diese Leute — Autos haben sie, Telephone und Phonographen, auch Vakuumreiniger, Lifts, Warmwasserversorgungen und alle solche Sachen — aber Bajaderen? Keine Spur!

Ich ging in meinen Palast und rief meinen Leibsklaven Nadir Jahan; der war der größte Gauner von allen und deshalb sehr bevorzugt von mir.

„Sohn eines Meerschweines,“ rief ich ihn an, „ich werde dir heute Nacht noch stumpfe Nägel in die Kniescheiben schlagen und dir dreitausend Ameisen in deine schmutzige Nase setzen, wenn du mir nicht in einer Stunde die besten Bajaderen verschaffst, die aufzutreiben sind!“

Der Schuft Nadir hob seine Vorderpfoten zur Stirn und verbeugte sich. Er meinte, daß nichts leichter sei als das, und daß er nur mit dem Haushofmeister sprechen müsse, der in solchen Dingen Autorität sei. Er bat um fünf Minuten Urlaub, dann würde er mir genauen Vortrag halten.

Fünf Minuten sind in Indien immer eine Stunde — bei Nadir waren es gewöhnlich zwei. Aber diesmal war er in der Tat schon nach zehn Minuten zurück. Die Wünsche der Goldflamme — das bin ich — seien allerdings nicht ganz so leicht zu erfüllen, aber er, Nadir, der eifrigste aller Diener, und sein treuer Freund, der sehr ergebene Haushofmeister Mustapha Turkuman, würden alle Hebel in Bewegung setzen. Freilich wäre es teuer, und ich müsse einen kleinen Vorschuß geben.

„Wieviel braucht Ihr?" fragte ich. Er meinte, zweitausend Rupien. Ich sagte ihm, daß er das schmutzigste aller Schweine sei, und daß sein Freund Mustapha ein stinkender Igel sei, und daß sie beide, das Schwein und der Igel, ganz gewiß noch einmal am Galgen baumeln würden. Dann bot ich ihm zwanzig Rupien.

Drüben auf dem breiten Balkon seines italienischen Renaissancepalastes saß der Maharadscha neben der Fontäne auf seinem Marmortisch, von dem aus er Audienz erteilte; irgendeiner seiner Minister hielt ihm Vortrag. Der Mann war reicher wie Morgan — und ich handelte ein paar hundert Schritte neben ihm um den Preis für die herrlichsten Bajaderen, schlimmer wie ein Chinese. Ich brauchte ja ihm nur ein Wort zu sagen, aber ich war ihm heute böse und wollte meine Bajaderen allein bezahlen. „Tausend", sagte Nadir. Fünfzig bot ich dagegen. Aber der Kerl war hartnäckig wie ein Maultier, und ich mußte ihm schließlich zweihundertundfünfzig bewilligen. Dafür sollte ich aber auch das herrlichste bekommen, das es gäbe im ganzen Indien: dreißig engelschöne Frauen, die wie die Houris tanzen konnten, singen und dichten. Sie seien in dem Perlenpalaste, unten in der Stadt, nahe beim Delhitore.

Ich wäre gerne zu Fuß hingegangen, aber das erlaubte Nadir nicht. Er selbst eilte voraus mit seinem Freunde Mustapha, um alles zu besorgen, und bestellte für mich den weißen Landauer. Er ließ die Schecken anspannen, die schönen Schecken mit den Glasaugen. Das war auch so ein Gedanke von meinem Fürsten. Er sprach Lateinisch und Griechisch, kannte Shakespeare und Goethe und in seinem Grammophon sangen Caruso und die Melba. Aber daß ein blindes Pferd mit

schönen roten Glasaugen sehr viel besser sei als eines mit richtigen Augen — das hätte ihm kein Kaiser ausreden können.

Mein Gefährt hielt im Park, ich stieg ein. Der Kutscher und der Kerl, der neben ihm saß, trugen schwarz-weiß-rote Turbans und Bauchtücher, ebenso die Burschen, die hintenauf standen, und meine Vorreiter und Nachreiter. Das war eine kleine Aufmerksamkeit des Fürsten für mich, und ich war immer sehr stolz, wenn ich so herumfuhr. Ich lehnte mich zurück und konnte träumen von den Genüssen der nächsten Stunden. Nadir und Mustapha waren beide Mohammedaner, zwei der wenigen in des Maharadschas Dienst; so waren sie gewiß anstelliger und geschickter als die ewig indolenten Hindu. Und sie waren beide verdammt gerissene Schurken — ich war also ziemlich sicher, daß ich heute mit ihren Diensten zufrieden sein würde.

Meine Schecken flogen wie Rustems Recksch und hielten dann auf einen Ruck. Ich starrte in die Dunkelheit — ich befand mich in einer sehr engen und unglaublich schmutzigen Gasse. Vor einer niedrigen Türe standen Nadir und Mustapha, sie hoben mich mit vielen Verbeugungen aus der Kutsche.

„Ist das der Perlenpalast?“ fragte ich.

Nadir nickte; die Goldflamme möge geruhen, den Sammetfuß über die Schwelle zu setzen. Die Goldflamme geruhte auch, nachdem sie vorher dem Schuft eine Ohrfeige gegeben hatte; dann kroch sie in den Stall hinein.

„Ist dies der Saal der silbernen Lotosblumen?“ fragte ich wieder. Diesmal nickte Mustapha und bekam auch eine Ohrfeige. Die Goldflamme ist eben ein gerechter Mann.

Das Meerschwein schleppte einen Teppich heran, und ich setzte mich. Dann kam die Kapelle: ein Kerl mit einer dicken Trommel und ein anderer mit einer Art Triangel.

Und endlich, endlich nahte die Bajadere.

„Wo sind die anderen neunundzwanzig?" fragte ich. Aber Nadir und Mustapha waren außer dem Bereich meiner Arme. Ich schwor, sie morgen gründlich durchzuprügeln, dann wandte ich mich zu der Bajadere. Und um mich selbst anzufeuern, deklamierte ich laut:

„Sie rührt sich, die Cymbel zum Tanze zu schlagen,
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie schmiegt sich und biegt sich und reicht mir den Kranz."

O du — — Aber man darf beileibe nichts gegen Goethe sagen, weil der längst ein Heiliger ist bei uns!

Die Bajadere war fett wie eine von Bischeschwars heiligen Mastkühen im goldenen Kuhtempel zu Benares. So ungefähr muß Sulamith ausgesehen haben, König Salomons Geliebte, die er so hübsch im Hohen Liede besingt — ihre Beine waren wie zwei hohe Säulen, ihr Hals war wie der Turm Davids, ihre Arme waren wie zwei Zedern und ihre Brüste waren wie die Berge des Libanon.

Nun hob sich die Schöne — sie kam wirklich hoch. Und sie bewegte sich auch, kam hüpfend näher heran, so daß ich bei der Kokoslampe ihr Gesicht sehen konnte. Ich weiß nicht, ob sie schön war oder häßlich — sie hatte eben gar keine Züge, nur Fett, nur ungeheure Massen von Fett. Das Orchester brach los, und an den Zedern und Säulen klapperten die metallenen Reifen. Sie hob die Zedern und schob die Säulen vor, dann wackelte sie mit dem Bauch.

Augenscheinlich strengte sie diese Art Tanz gewaltig an, denn sie schwitzte wie ein Kohlentrimmer im Roten Meer. Aber ich ließ sie ruhig hupfen: einmal aus Nächstenliebe, weil sie doch ganz gut ein paar Dutzend Kilo abnehmen konnte — und dann wollte ich doch auch etwas haben für mein Geld. So tanzte sie, schwitzte, keuchte und stöhnte — dazwischen spuckte sie, gute knallrote Betelspucke. Als sie meinte, daß es nun genug sei, griff sie meine Hand und begann zu singen.

Sie sang: „Meine Haare triefen von Kokosöl, für dich, o Goldflamme, habe ich mich gesalbt! Komm in mein Haus und ruhe, ich will dein weiches Bette sein. Komm zu deiner weißen Kuh, ein Bad ist dir bereitet, und meine Lippen bieten dir Pan-Supari —"

Und wirklich bot sie mir Pan-Supari, das ist Arekanuß, Betelblatt und Kalk. Jeder Inder kaut es und kann dann prachtvoll rot spucken. Ich mag aber Pan-Supari gar nicht und finde, daß es ganz scheußlich schmeckt.

Ich ging, stieg in meinen Landauer und fuhr wütend nach Hause. Die beiden braunen Halunken waren verschwunden.

— „Nun, war's schön?" fragte am anderen Morgen der Maharadscha von Vigatpuri —

DIE NAUTCH

In Indien ist's grad wie bei uns zu Haus. Man schaue sich einmal eine Karte an, aber nicht eine aus unsern Schulatlanten: da ist ganz Indien rot gemalt und das soll heißen „Britischer Besitz". Große Karten aber sind etwas gewissenhafter, sie sehen genau so buntscheckig aus wie eine Karte Deutschlands und zeigen außer dem Rot der Engländer noch alle Farben des Malkastens. Wir haben zu Hause Könige und Großherzöge und Fürsten und Herzöge und Grafen und Regenten und weiß der Himmel was für kleine Herrscher; in Indien ist es genau so, nur heißen sie da Radschas und Maharadschas, Nizams und Moguls, Sultane und Nabobs, Mudeliars, Adigars, Ratemahatmeas, Gaekwars, Sindhias und alles mögliche noch. Diese Menschen sind Hoheiten genau so gut wie die Herrscher unserer Staaten, nur sind sie meist viel reicher und viel mächtiger. Ihre Länder sind unendlich viel größer, allein in des Nizam von Heiderabad Reich kann man Deutschland bequem hineinstecken. Freilich dürfen sie auch nicht alles tun,

was sie wollen und haben einen Mann, der noch mehr zu sagen hat wie sie — genau wie bei uns der Kaiser. Das ist der Vizekönig von Indien, der in Kalkutta oder — im Sommer — in Simla wohnt.

Was mich angeht, so ist am Ende doch ein Ding anders in Indien. In Deutschland bin ich nämlich ein armer Poet, um den sich keine Katze bekümmert, in dem Kaiserreiche der Ganga aber bin ich ein großer Sahib, ein sehr vornehmer Herr und das ist zur Abwechslung eine recht angenehme Sache. Man kann gar nicht sagen, wie leicht man sich an so etwas gewöhnt. Zu Hause ist man sehr froh, wenn Köchin und Stubenmädchen mit einem zufrieden sind, behilft sich mit einer sogenannten Etage, die die Berliner allen Ernstes „Wohnung“ nennen, und fährt für zehn Pfennige in der Tram oder für eine Mark in Mietauto. Aber nach einer paarwöchentlichen Mastkur auf dem Dampfer — der Norddeutsche Lloyd hält es für seine Ehrenpflicht, Indienreisende tüchtig heranzumästen und so würdig vorzubereiten — wohnt man in seinem eigenen Palaste mitten in einem gewaltigen Parke, hat Diener, Autos, Wagen, Pferde und Elefanten. Freilich, man muß einige Empfehlungen haben.

Aber man hat eben einige Empfehlungen. Eine genügt eigentlich völlig: wenn man mit dem einen indischen Fürsten gut Freund ist, wird man vom Nachbar ebenso königlich aufgenommen. Wenn die beiden sich gut leiden mögen, was auch vorkommt, tut es der Zweite aus Freundespflicht; wenn sie sich aber nicht ausstehen können, was meistens der Fall ist, so empfängt einen der Nächste erst recht großartig: um seinen Nachbar auszustechen und zu ärgern.

Der Nabob von Prawankhur fragte mich, wie es mir denn bei seinem Nachbar gefallen habe? Ich sagte: Großartig. Ob ich Tiger gejagt habe? Ja. Ob eine Parsentruppe Komödie gespielt habe? Ja. Ob ich mit Geparden und Cheetahs auf den Gazellenfang geritten sei? Ob der Maharadscha Pferderennen für mich veranstaltet habe? Ob ich Schach gespielt habe mit lebenden Figuren? Ich nickte immer und der Nabob wurde ganz ungeduldig. Der Maharadscha hatte dreimal so viel Millionen im Jahre zu verzehren wie er selbst, aber es war sicher, daß er ihn doch ausstechen mußte. Ob ich alle Tänze gesehen habe? Ja, sagte ich, Speertänze und Lotosspiele von geschmeidigen Jungen aus Birma. Und den Schwertsprung, von des Maharadscha weißen Knaben aus Radschputana —

Auch Nautch? — Nein, Nautchgirls hatte ich nicht gesehen. Der Maharadscha hatte keine Bajaderen, und ich glaube, in seinem ganzen Lande waren keine aufzutreiben.

Da lachte der Nabob. Er klatschte sich mit den flachen Händen an die Wangen und war sehr vergnügt. „Wir werden Nautchgirls haben," sagte er, „heute abend noch." Und er drückte auf den Knopf und ließ den Haushofmeister kommen. Er befahl sogleich zum Schiwatempel zu fahren und sie holen zu lassen.

Dann unterbrach er sich: „Oder sollen wir lieber selbst zum Tempel fahren und sie dort tanzen lassen?"

„Dort natürlich!" rief ich. „Jeder Fisch schwimmt am besten in seinem eigenen Wasser."

* * *

Der Nabob von Prawankhur ist in Paris erzogen und seine Frau — oder wenigstens seine Hauptfrau

— ist eine Amerikanerin. Sie hält ihn ziemlich streng, glaube ich; aber nun war sie auf Besuch nach Chicago, und der Nabob war Strohwitwer. Deshalb war er auch gleich dabei, als es galt, mir die Nautch zu zeigen. Er ließ anspannen; dann fiel ihm ein, daß wir noch den Herrn Generalmusikdirektor mitnehmen könnten. Der hieß Jakob Schulze und stammte aus Neuß — übrigens gibt es gar keinen indischen Fürsten, der nicht einen deutschen Kapellmeister hätte. Herr Jakob Schulze war ein guter Fünfziger und ziemlich dick; er hatte einen struppigen Vollbart, große rote Hände und trug eine goldene Brille. Er sah aus wie ein Schulprofessor und so war er auch — der Nabob hatte ihn holen lassen, daß er mir die theoretische Seite der Einrichtung der Nautch erklären solle. Was die praktische Seite anginge, meinte der Nabob, wolle er schon selbst helfen, er verließe sich im übrigen auf meine angeborenen Talente.

„Nach oder Nauch, sprich Nautch," begann der Herr Kapellmeister, „ist ein den Drawidasprachen angehöriges Wort und bedeutet Tanz. Ein Nautchgirl ist also ein Tanzmädchen oder eine Tänzerin, wie wir uns auszudrücken pflegen. Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, während meines nunmehr zwanzigjährigen Aufenthaltes hierselbst, die Sitten des Landes, Licht- wie Schattenseiten, gründlich kennen zu lernen und ich kann demnach über die Institution der Nautch, wie folgt, berichten. In früher Jugend schon — —"

Der dicke Generalmusikdirektor schnurrte ab, schnaufte und prustete und hüpfte dabei, wie ein aufgezogener Brummkreisel. Ich erfuhr, daß die Nautchgirls schon als Wickelkinder zum Tempel gebracht und dort Schiwa geschenkt werden. Sie sind bestimmt, die Tempel zu reinigen — dieser Aufgabe

scheinen sie sich aber sehr erfolgreich zu entziehen, wenigstens starrten die vielen hundert Tempel, die ich in Indien besuchte, von Schmutz und namentlich von dem heiligen Mist der Kühe und Elefanten. „Nebenbei" lernen die Mädchen dann tanzen und singen. Da nun, nach der brahmanischen Kastenlehre, nur „Angehörige" die Wohnung, hier also Schiwas Wohnung, reinigen dürfen, so werden die Nautchgirls, wenn sie herangewachsen sind, feierlich mit dem Gotte verheiratet. Wenn dann dieser Heirat Kindlein entspringen, so werden die Jungen später Tempelmusikanten, während die Mädchen, als neue Nautchgirls, der unermüdliche Schiwa wieder heiratet, wenn ihre Zeit gekommen ist. Die Nautch sind gewiß von allen Frauen Indiens die beneidenswertesten; obwohl recht eigentlich Kehrfrauen, tun sie doch nichts, als tanzen, singen, dichten, lieben und Betel kauen. Als Gattin Schiwas oder eines andern Gottes sind sie dabei hoch angesehen, und wenn sie außerdem hübsch sind und ihre Künste verstehen, können sie leicht sehr große Reichtümer aufhäufen. Es gibt Nautchgirls in Indien, die für einen Tanz bis zu tausend Pfund verlangen und bekommen und die im Jahre Hunderttausende verdienen. Es ist dabei recht bezeichnend, daß dieselben Mädchen ihre Liebe weit billiger hergeben und sich oft mit wenigen hundert Mark begnügen. „Es ist", sagte der Herr Kapellmeister Schulze, „eine im Grunde doch wohl mehr unmoralische als moralische Institution. Ich für mein Teil würde mich nie dazu hergeben, zu diesen leichtfertigen Geschöpfen in andere als rein künstlerische Beziehungen zu treten."

Der Herr Generalmusikdirektor kaute auch, aber nicht Betel, sondern Stangentabak. Und als ich ihn so vor mir herumhüpfen sah, mit dem feisten Wanste

wackelnd und mit dem dicken Mittelfinger sich beharrlich in der Nase bohrend, möchte es mir scheinen, als ob vielleicht auch die leichtfertigen Nautchgirls sich nur sehr schwer dazu verstehen würden, zu ihm in andere als rein künstlerische Beziehungen zu treten.

* * *

Der Wagen hielt, wir stiegen aus und schritten in die Tempelstadt. Durch den Torbogen der ersten gewaltigen Gopura. Ein paar Tausend Menschen wohnten in diesem großen Heiligtume, liefen geschäftig herum, nun da der Abend fiel. Kamen zu uns heran, hoben die Hände zur Stirne und neigten sich tief. Die Mahauts trieben die Tempelelefanten heran, denen Schiwas rotes Mal auf der riesigen Stirne flammte, die Mahrattentreiber nahten mit ihren Kamelen. Und die großen Tiere ließen sich zur Erde nieder, knieten und grüßten.

Wir schritten weiter, durch eine Gopura nach der andern. Wir kamen durch Tempel und Säle, vorbei an dem großen marmornen Lotosteich, auf dessen Treppen die Brahmanen mit dem heiligen Wasser die Brust befeuchteten. Schritten durch die Halle der Minakschi und den großen Spiegelsaal des Nabob Marimala, des Urahnen meines Fürsten.

Die Sonne sank, als wir die goldenen Kuppeln des heiligsten Schreines sahen. Aber wir ließen sie zur Linken, gingen weiter an den haushohen Dschaggernauthwagen vorbei, deren riesige Räder einst sich über die nackten Leiber der Gläubigen wälzten, Knochen brachen und voll klebten von Fleischfetzen und rotem Blute. Traten hinein in die große Halle der tausend Säulen —

* * *

„Sie trägt ihren Namen zu Unrecht", erklärte Herr Schulze aus Neuß. „Es sind nur neunhundertundvierundfünfzig Säulen, es fehlen also nicht weniger wie —"

„Um Gottes willen schweigen Sie!" fauchte ich ihn an. Der Herr Kapellmeister sah mich sehr erstaunt an — aber er schwieg nun.

* *
*

In dem Saale der tausend hohen Säulen brannten viele tausend gelbe Dochte und sogen Kokosöl aus den bronzenen Lampen. Es war ein Lager da mit Teppichen und Kissen, und wir lagen und rauchten die langen Wasserpfeifen, die die Knaben brachten. Aßen süße Zuckerfeigen und Melonenscheiben und tranken einen schweren blutroten Wein.

Weit, zwischen den Säulen, saß die Musik. Einer, der eine Trommel schlug, und wieder einer, der eine kleine Schilfflöte blies. Zwei schlugen Triangel und einer blies in einen Schweineschlauch. Und in diesen Lärm hinein sprangen dreißig junge Frauen. Sie wiegten sich her und wiegten sich hin, gingen zurück und kamen nahe heran. Blaue Seidentücher deckten sie, gelbe, rote und malvenfarbene; tief vom Knie bis hinauf zur Schulter. Ein breiter Silbergürtel schlang sich um den Leib und alle herrlichen Steine funkelten an ihren Armen, an der Stirne, der Nase und den Ohren, an Fingern und Zehen. Ich wußte nicht, ob das schön war oder nicht — so seltsam war es. Doch sah ich, wie der Kapellmeister unruhig hin und her rückte, und merkte wohl, wie der Lärm, den die Leute Musik nannten, ihn nervös machte. — Da gab ihm der Nabob ein Zeichen; er stand auf und verschwand hinter den Säulen.

Zugleich aber zerstoben rings die jungen Frauen, und es schwieg die Musik. Es schien kalt und leer in dem Saale der tausend hohen Säulen. Der Nabob reichte mir selbst die schwere Schale und ich trank sie leer.

Und dann begann es, hinten, ganz am Ende der großen Halle. Es war das Orchester des Nabob, das sein Kapellmeister leitete. Und im Augenblick liebte ich diesen Mann, den ich noch eben gehaßt. Das war Musik, war deutsche und gute Musik. Aber es war doch indisch, war das, was in diesem seltsamen Lande blühte und wuchs. Diese häßliche, plumpe Plebejerfaust, die dort den Taktstock schwang — sie hielt alle Rätsel und alle Mysterien des Wunderlandes; die Klänge, die sie hervorlockte, gaben alles das wieder, was keiner sagen konnte. O, dieser Jakob Schulze aus Neuß war ein rohes, häßliches Tier, war ein stinkender, plumper Bürger — und doch lebte irgendwo in ihm die sengende Flamme heiligster Empfindung. Es war, als sängen alle die tausend Säulen und atmeten die vielen tausend kleinen Flammen ein großes Mysterium tiefgeheimer Klänge.

Und hinaus aus dieser ewigen Musik traten zwei junge Frauen. Sie schreiten näher in kataleptischen Bewegungen, biegen sich, beugen sich, berühren den Boden mit den Fingerspitzen, mit der Stirne und den Schultern. Ihr glattes, schwarzes Haar ist gescheitelt in der Mitte, zwei schwere Zöpfe fallen nach vorne über die Brüste. Und weiße Tempelblumen stecken in dem glatten schwarzen Haar. Schwarze Opale singen von ihren Fingern, und auf den Zehen träumen die grünen Smaragde. Ein Alexandrit aber leuchtet im linken Nasenflügel, Rubinen strahlen aus den Ohren, und die Stirne schmücken viele große



Nautchgirls fahren zum Tempel

Brillanten. Sie biegen sich wie ein Reif, greifen jeden Klang, fassen in jeder Bewegung die geheimnisvolle Lust der Musik —

Sie stehen dicht vor mir, und die eine singt:

„O du Flamme meines Lebens, o du Herr meines Leibes und meiner Seele! Du mein erster und mein einziger Geliebter! Warum hörst du nicht, mein König, auf den Ruf deiner Sklavin? Einst gabst du mir Perlen aus Ormuzd und alle Steine Golkondas, seidene Tücher aus Buchara und süße Düfte aus Bagdad — o du, meine Sonne, was sollen mir die Schätze, da dein Herz sich mir abneigt? O komm, mein Geliebter, zurück — dein Bad wartet in meinem Hause und mein Lager trägt rote Rosen aus Ambers Gärten. Ich habe mich geschmückt für dich, du süßer Herr, meine Glieder duften nach guten Narden von Delhi! Laß mich deine Füße küssen, du Flamme meines Lebens, du mein erster und einziger Geliebter! Ambal bin ich, die zu küssen weiß wie keine im Lande, Ambal, deren weiße Arme sterben in Sehnsucht, dein Leben zu fassen, mein süßer Herr. Ambal bin ich — o koste, du Geliebter, so wie einst, den roten Trank meiner Lippen!“

Sie griff die Schale und nippte von dem Weine. Und sie bot mir den Wein in ihren granatroten Lippen — —

AUF INDISCHEN BAHNEN

Wenn ein Deutscher über Eisenbahnen spricht, so schimpft er gewöhnlich über seine eigenen und lobt dafür alle anderen; das Ideal für ihn aber ist der amerikanische Pullmanwagen, von dem er irgendwo in einem illustrierten Blatt einmal eine Abbildung gesehen hat. In der Tat ist dieses „Ideal an Komfort" ein höchst altmodisches Möbel, das sich in Europa kein Reisender gefallen lassen würde. „Praktisch" ist es freilich, aber nur für die Pullmangesellschaft und keineswegs für das Publikum. Der Speisesaal wird einfach von ein paar schmutzigen Niggers in einen Schlafsaal umgewandelt; rechts und links stehen dann in zwei Reihen übereinander die Betten, dicht mit einem möglichst viel Staub sammelnden Vorhang verschlossen. Dazwischen läuft der schmale Mittelgang. Man klettert in sein Bett, zieht sich aus, schläft und zieht sich am andern Morgen wieder an — — alles, so gut es eben gehen mag. Nur die Waschräume sind für die Geschlechter getrennt; an einem Ende können sich die Damen, am andern

die Herren waschen — aber eine solche Massenwaschung ist ein sehr zweifelhaftes Vergnügen. Während man dort die größten Anstrengungen macht, sich mit wenig Wasser von sehr viel Schmutz zu reinigen, verwandeln die schwarzen Stewards den Schlafsaal wieder in einen Speisesaal, wobei von einem auch nur oberflächlichen Reinmachen gar nicht die Rede sein kann. Wir Europäer können uns trösten: die Speisewagen und Schlafwagen unserer Schlafwagen-Gesellschaften sind, wenn sie auch ganz gewiß nicht mustergültig sind, doch bei weitem besser als die Pullmanwagen Amerikas.

Im allgemeinen haben Länder, die keine Industrie haben, natürlicherweise die besten Eisenbahnen — oder könnten sie wenigstens haben. Das klingt im ersten Augenblick ein wenig paradox, ist es aber ganz und gar nicht, wenn man bedenkt, daß nur solche Länder die freie Auswahl haben und daher am besten und billigsten kaufen können. Deutschland kann naturgemäß nur deutsches Material kaufen, England nur englisches, Frankreich nur französisches; man würde — und mit Recht — im anderen Falle der betreffenden Regierung die bittersten Vorwürfe einer antinationalen Politik machen. Rumänien aber — das eine Zeitlang in der Tat die besten Bahnen Europas hatte — braucht keine Rücksichten auf seine Eisenbahnindustrie zu nehmen — weil es eben keine hat. Es kann sich deutsche und französische, englische, belgische und italienische Proben ansehen und das Beste bestellen. Und es wird das Material immer noch billiger einkaufen als das Vaterland des betreffenden Lieferanten, aus demselben Grunde, aus dem China, Argentinien oder Peru seine Kanonen von Krupp, Ehrhardt oder Schneider-Creuzot trotz des

weiten Transportes immer noch preiswerter bezieht als Deutschland oder Frankreich.

Aber ich will ja von indischen Bahnen sprechen und nicht von europäischen Kanonen. Indien hat nicht den Vorteil anderer Länder ohne Eisenbahnindustrie; es bezieht alles Material vom Mutterlande England. Trotzdem aber sind seine Bahnen die besten, die ich in fünf Weltteilen kennen gelernt habe; dazu sind sie neben den australischen die billigsten. Man fährt in erster Klasse etwa zum vierten Teil des Preises, den man in Deutschland bezahlen würde; die zweite Klasse — die alleinreisende Herren ganz gut benutzen können, und die sich an innerer Ausstattung kaum von der ersten unterscheidet — kostet die Hälfte dieser; die dritte wieder die Hälfte der zweiten Klasse. Selbst die dritte Klasse, in der man fast umsonst fährt, hat noch besondere Abteile für Europäer. Eine vierte Klasse aber mutet man selbst dem Kuli nicht zu. In der ersten Klasse kann man drei, in der zweiten zwei eingeborene Diener zum Preise dritter Klasse mitführen; diese haben ein besonderes Abteil nebenan, so daß man sie stets sofort zur Hand hat.

Natürlich sind nicht alle die vielen indischen Bahnen — sie sind in den Händen von Privatgesellschaften — gleichwertig, aber gut sind sie mit einer Ausnahme sämtlich. Das schwarze Schaf ist die Madras-Railway, „schwarz" auch insofern, als sie auch Eingeborene in ihrem Beamtenkörper hat, was keine andere Gesellschaft tut. Es muß dieser Gesellschaft wohl sehr schlecht gehen; sie ist auch die einzige, die die Reisenden mit dem Gepäck belästigt, alles genau abwiegt und dann lächerlich hohe Gebühren verlangt. Sonst sind gerade in diesem Punkte die indischen

Bahnen sehr liberal, sie gewähren eine Menge Freigepäck im Gepäckwagen und erlauben dazu dem Reisenden, das „Handgepäck" nach seinem eigenen Gefallen zu bestimmen. Und was alles „Handgepäck" ist — das kann man in Indien lernen! Vier große Kabinenkoffer, sechs kleine Koffer und ein halbes Dutzend Schachteln und Taschen ist durchaus kein ungewöhnliches „Handgepäck" für einen einzelnen Reisenden.

Die Gesellschaften wetteifern darin, dem Reisenden die Stunden oder Tage der Fahrt so bequem wie möglich zu machen. Auf jeder neuen Bahn sieht man wieder neuen Komfort, namentlich bieten die „East Indian", die „Audh and Rohilkhand", die „South Indian" und die vereinigten „East Coast" und „Bengal-Nagpur" alles mögliche auf, um ihr Publikum zu befriedigen. Ich bin durch Indien in der allerheißesten Zeit gereist, bei oft über 50 Zentigrad im Schatten, und doch habe ich Fahrten von 40 bis 45 Stunden nicht so unangenehm empfunden wie eine Fahrt von nur zehn Stunden in Europa.

Das Abteil ist so groß wie ein kleines Zimmer; die Sitze sind nicht quer wie bei uns, sondern stehen in der Zuglinie längs den Fenstern. Alle Wagen sind hell elektrisch beleuchtet, sie haben Spiegel, kleine Tische und Stühle; die Wände zieren große Bilder mit hübschen Ansichten der Strecke — und nicht ein Sammelsurium von Verboten und Reklamen wie bei uns. Zu jedem Kupee gehören eine Toilette und ein Badezimmer, das eine große Wanne mit Brause und Warm- und Kaltwasserleitung enthält. Die Fenster sind fünffach; man mag nach Belieben wählen: ein gewöhnliches Glasfenster, eine dunkle Scheibe, um die Augen zu schonen, eine durchbrochene Holzscheibe gegen die Sonne,

ein Drahtgeflechtfenster und endlich ein Rohrfaserfenster. Dieses letztere ist in der Hitze besonders angenehm. Man drückt auf einen Knopf — und vom Dache rinnt Wasser über die Scheibe, so wie von den Glasfenstern unserer besseren Blumenläden. Will man zu Bett gehen, so schiebt man ein kleines Fenster zurück, das zum Nebenabteil führt, und ruft seine Diener. Oh, das ist wirklich nicht so großartig, wie es klingen mag; es ist sehr billig in Indien, ein paar Boys zu haben. Man kann freilich heute schon in ganz Indien durchaus ohne eingeborene Diener reisen, da man in jedem Hotel Boys antreffen wird, die einigermaßen Englisch verstehen; aber der Mehraufwand ist so sehr gering und die Annehmlichkeit eigner Boys so groß, daß doch jeder Europäer sich bald nach der Ankunft einen oder zwei Diener mietet. Man ruft also seine Boys und läßt sein Bett machen — jeder Europäer führt Matratze, Bezüge, Kissen und Decken mit sich. Ich halte das für außerordentlich praktisch; es ist ein sehr viel angenehmeres Gefühl, in seinem eigenen Bett zu schlafen, als in europäischen Schlafwagen in einem fremden — trotz aller Reinlichkeit. Mittlerweile nimmt man im Speisewagen sein Abendessen, außerordentlich opulent — unter fünfzehn Gängen gibt es in Indien nun einmal nichts — und dabei meist recht genießbar und stets billig. Dann steigt man in sein Bad und geht zu Bett. In aller Frühe bringt der Boy heißen Tee und Toast an das Bett, man steht auf, nimmt wieder ein Bad und läßt derweil seine Betten packen. Man muß sagen: bequemer kann man es auch in keinem Hotel haben.

Geradezu mustergültig ist die außerordentliche Liebenswürdigkeit der Beamten. Es macht den Ein-

druck, als ob ihnen nichts angenehmer sei als die Fragen der Reisenden zu beantworten — und es sind doch gewiß recht langweilige Fragen und immer dieselben. Aber der Station-Master ist stets von der gleichen Zuvorkommenheit und enthebt einen der bei uns oft so üblen Plackereien auf den Bahnhöfen vollständig. Auf den größeren Stationen sah ich häufig einen Herrn mit einem Stöckchen oder einer kleinen Peitsche — ich weiß nicht, was er eigentlich war, aber ich pflegte ihn nur „den freundlichen Mann“ zu nennen. Dieser „freundliche Mann“ ist einfach großartig. Wenn ein Reisender unruhig hin und her blickt und nicht weiß, wo er dies oder jenes besorgen will, erscheint der „freundliche Mann“ und hilft. Er besorgt die Wagen, fertigt die Kulis ab, weiß überall glänzend Bescheid und gibt absolut sichere und gute Ratschläge. Er tut das, was bei uns der Bahnhofsportier — tun sollte; nur hat er gar nichts von einem Beamten, sondern gibt sich als liebenswürdigen Gentleman.

In manchen Städten, wo es keine Hotels gibt und wo die Dak Bungalows — die Regierungsunterkunftshäuser — nicht empfehlenswert sind, haben die Bahnen im Bahnhofsgebäude eine Reihe von Zimmern eingerichtet. Jedes hat natürlich sein Badezimmer und was sonst dazu gehört und ist genau so gut wie die Zimmer der besten indischen Hotels — dabei kostet es nur wenige Groschen. Das Essen in den Bahnhofsgebäuden ist meist ebenso gut wie in den Speisewagen — und daß man nicht genug bekomme, darüber braucht man sich in Indien nicht zu beklagen.

Alles in allem: der Eisenbahnbetrieb ist in Indien für das Publikum da, während bei uns oft das Publikum nur für die Eisenbahnen da ist — — damit

der Staat oder die Aktionäre hübsch Geld verdienen. Sie sollten einmal in Indien reisen, um zu lernen, daß das recht gut auch andersherum geht.

INDISCHE FRAUEN

Zuerst, bitte, das Salzkorn! Indien zählt dreihundertundzwanzig Millionen Menschen, kennt über hundert verschiedene Religionen und Sekten, noch mehr völlig verschiedene Rassen und Sprachen. Mehr als alles das aber ist das Kastenwesen in Rücksicht zu ziehen, das schärfer noch trennt als alle Rassen, Sprachen und Religionen. Es ist daher eine Anmaßung, in einer kurzen Studie auch nur mit einer gewissen Allgemeingültigkeit über die indische Frau sprechen zu wollen; doch glaube ich versprechen zu können, in weiten Zügen wenigstens ein Bild geben zu können, das immerhin im großen und ganzen zutrifft.

Drei Worte kennt der Europäer, der nicht gerade ein Gelehrter ist, von dem Leben der indischen Frau: Satti (Witwenverbrennung), Bajadere, Kinderheirat. Die beiden ersten Begriffe sind aus Goethes „Gott und die Bajadere“ jedem Deutschen bekannt, einem Gedichte, das ebenso herrlich ist, wie es allem indischen Empfinden schnurstracks entgegenläuft. Schiwa, der Zerstörer — denn Mahadöh (der „große Gott“)

ist nur ein Beiname Schiwas — sollte Mitleid mit einer armen Sünderin haben? Das ist — der Olympier verzeihe mir — echt christlich gedacht. Und dann: jedes Nautchgirl wird ja stets dem Gotte Schiwa als Gattin angetraut, was sie tut: singen, tanzen, lieben und dichten, tut sie ja dem Gotte zu Ehren! Die Nautch ist sehr angesehen, Millionen von Frauen beneiden sie. Sie führt im Tempel ein glückliches und recht freies Leben, verdient dabei, wenn sie schön, klug und gewandt ist, sehr viel Geld. Goethes Gedicht ist also ein haarsträubender Unsinn — — was natürlich nicht hindert, daß es eine der herrlichsten Poesien der Weltliteratur ist.

Was die Witwenverbrennung anbelangt, so kann man wohl sagen, daß — mit ungeheurer Mühe — die Engländer sie heute ausgerottet haben. Freilich wolle man nicht vergessen, daß nur etwa drei Fünftel des Landes rein englisch sind, der Rest gehört einheimischen Fürsten. Diese haben einen englischen Residenten zur Seite, der darauf aufzupassen hat, ob der Fürst „brav" ist, d. h. der englischen Regierung zu Willen, der sich aber andrerseits gar nicht um die innere Verwaltung des Landes kümmert. Manche dieser Fürsten sind in England erzogen, denken modern und sind in gewissem Sinne Reformatoren, andere aber sind auch Ultrareaktionäre und Despoten von reinstem Wasser. Daß in ihren Ländern auch heute noch hie und da „Satti" stattfindet, ist mehr als wahrscheinlich, zumal es häufig genug die Witwen selbst verlangen. Fallen sie doch sonst gewiß der sozialen Verachtung anheim, die immer noch so stark ist, daß vielen Witwen nichts anderes übrig bleibt, als sich der Prostitution in die Arme zu werfen: über zwei Drittel aller öffentlichen Dirnen sind Witwen. Ältere dagegen



Schiwa als Nateswera, der Herr der Tänzer
(Trichinopoly)

rasieren sich das Kopfhaar ab und werden Yogin, Büßerinnen und Bettelnonnen; in den Tempeln zu Benares kann man stets solche alten Weiblein sehen. Und die Witwen, die zu beiden Berufen weder Lust noch Neigung haben, die werden Köchinnen in europäischen Häusern: in allen drei Fällen sind sie ihrer Familie und ihren Kreisen vollständig entrückt.

Was endlich die Kinderheiraten angeht, so sind auch sie durch den englischen Einfluß einigermaßen eingeschränkt worden, kommen aber immerhin noch häufig genug vor. Wohlverstanden: Kinderheiraten sind Heiraten im ersten Lebensjahrzehnt, denn daß ein Mädchen mit zehn, elf, zwölf Jahren heiratet, ist selbstverständlich und auch nach englischem Gesetz erlaubt; älter läßt man denn auch, wenigstens in allen unteren Kasten, niemals ein Mädchen werden.

Das wären die drei Begriffe, die wir in Europa stolz auskramen, wenn wir die Stellung der indischen Frau charakterisieren wollen. Kommt man dann nach Indien, so kann man sicher sein, daß man im allgemeinen mit Frauen überhaupt nicht zusammenkommt. Zwar wimmeln alle Straßen in all den volkreichen Städten von Menschen, aber unter Hunderten von Männern sieht man kaum eine Frau, und diese eine ist dann gewiß sehr alt und sehr häßlich, gehört dazu mit aller Bestimmtheit den untersten Klassen an. Der Grund ist nicht etwa der, daß man die Frauen verstecke — das stimmt vielleicht für den mohammedanischen Teil der Bevölkerung, aber ganz und gar nicht für die brahmanischen Hindu.

Aber die Straße ist der Platz des Bummelns, des Schwatzens, des Faulenzens — und die Frau muß arbeiten: bei Tag ein Arbeitstier, bei Nacht ein Weibchen, so denkt der Hindu. Wenn man dann in die

Höfe geht oder hinab zum Fluß oder auch vor die Stadt auf die Landstraße und in die Felder, so kann man reichlich Frauen sehen — viel mehr als Männer. Und sie arbeiten alle, arbeiten den ganzen Tag hindurch. „Ich bin mit meiner Frau sehr zufrieden," sagte mir einmal ein Araber, „sie arbeitet mehr als ein Esel!" Genau dasselbe könnte auch mancher Inder sagen, vorausgesetzt, daß er eine so mindere Kreatur wie eine Frau überhaupt für würdig genug halten würde, ihr ein Lob zu erteilen.

Die Geburt eines Mädchens wird durch ganz Indien als ein großes Unglück angesehen. Der Mord eben geborener Mädchen geschah noch vor hundert Jahren ganz öffentlich und wird sicher auch heute noch geübt; ganz besonders soll das in der allerhöchsten Kaste, bei den Brahmanen, der Fall sein. Tatsache ist, daß der Unterschied zwischen der weiblichen und der männlichen Bevölkerungsziffer ein sehr auffallender ist. Während bei allen Ländern mit normaler Bevölkerungszunahme stets die Zahl der Frauen ein wenig größer ist als die der Männer (im Durchschnitt 48 Prozent Männer zu 52 Prozent Frauen), ist in Indien das Gegenteil der Fall, so zwar, daß auf 60 Prozent Männer nur 40 Prozent Frauen kommen.

In einigen Gegenden ist der Unterschied noch größer; und das ist sowohl bei den Hindu wie bei den Mohammedanern der Fall. Ich las gerade eine Statistik der Bevölkerung der Vorstädte Kalkuttas: auf etwa 150 000 Männer kommen da nur 100 000 Frauen, also zwei Drittel.

Nun ist es ja richtig, daß bei allen Völkern, die im Absterben begriffen sind, die Zahl der männlichen Geburten die der weiblichen stets um ein beträchtliches übersteigt; wir können diese alte Er-



Junge Tamilin

fahrung jeden Tag nachprüfen bei unseren lieben menschenfressenden Landsleuten in Polynesien und Neu-Guinea. Die Hindu sind aber keineswegs ein absterbendes Volk, im Gegenteil vermehren sie sich sehr stark. So bleibt nur die eine Möglichkeit, daß der Mädchenmord, durch Ersticken in Milch oder Vergiften mit Opium, heute noch weiterbesteht, trotz aller Anstrengungen der englischen Regierung, die auch auf diesem Gebiete alles, was sie nur kann, versucht.

So tritt das Hindumädchen schon gleich unter einem unglücklichen Stern ins Leben, verachtet und gehaßt. Man findet Frauennamen wie Chi-Chi (Pfui! Pfui!) oder Ghirna (die Verachtete); auch Arna (Genug!) und Khayuto (Ende!) sind nicht selten. Wenn ein Mann sich recht schämt, sagt er: „Ich bin ein Weib!" Er prügelt seine Frau nach Herzenslust, und diese findet das ganz in der Ordnung; sie würde sich sehr wundern, wenn ihr Mann zu ihr, der Dienerin, liebenswürdig wäre. Man kann viele Monate lang in Indien reisen, ohne jemals Zeuge auch nur der allerkleinsten Zärtlichkeitsszene zu sein, wie man sie bei uns an jedem Sommerabend in allen öffentlichen Anlagen zu Dutzenden sieht.

Der brahmanische Hindu huldigt, wie der mohammedanische, der Polygamie. Beschränkt ist diese einmal dadurch, daß nicht allzuviel Frauen da sind, und dann durch den andern Umstand, daß sich nicht gerade sehr viele Leute mehrere Frauen — die in den oberen Kasten natürlich nicht arbeiten — leisten können. Auf diese Weise leben die Massen genau so monogam wie in Europa, während sich die Vielweiberei nur bei den Wohlhabenden findet. Den Wohlhabenden — das ist durchaus nicht gleich-

bedeutend mit den obersten Kasten; im Gegenteile ist die höchste Kaste, die der Brahmanen, da sie viel zu faul und zu stolz für jede Arbeit ist, häufig sehr arm und ernährt sich mehr noch als von „frommen Gaben" vom regelrechten Bettel.

Im allgemeinen ist die Stufenleiter der Frau im indischen Kaiserreiche die folgende: die Spitze nimmt natürlich die Europäerin ein, ihr folgt die Parsin, die fast immer eine ziemlich gute Erziehung erhält. In weitem Abstand folgt dann die Mohammedanerin, deren Los aber gegenüber dem der Hindufrau immer noch ein recht erträgliches ist. So beneidet denn manche Hindufrau dieses Los und benutzt gerne die erste sich ihr bietende Gelegenheit, um zu des Propheten Glauben überzutreten; nicht zum wenigsten liegt darin ein Grund der großen Werbekraft des Islam in Indien.

Obwohl diese Religion gar nicht daran denkt, zu missionarisieren und Proselyten zu machen, nimmt sie doch von Jahr zu Jahr mächtig zu, während die Erfolge des Christentums trotz jährlicher Millionenausgaben und eines ganzen Heeres von Seelenfängern aller Konfessionen — den größten Schaden stiften, wie überall, auch hier die amerikanischen Missionare — geradezu lächerlich geringe sind. Freilich: Mohammedanerin kann jede Hindufrau von heute auf morgen werden, Europäerin aber kann sie nie werden, trotz der Taufe, das sieht sie sehr wohl ein. Dazu kommt, daß nur die allerärmsten und allerverachtetsten Kasten zum Christentum übertreten — diese Arbeit war natürlich am leichtesten für die Missionare — so daß heute jeder bessere Hindu schon aus dem ihm so eingefleischten Kastengeist heraus einen Widerwillen dagegen hat, Christ zu wer-

den. Daß es unter den reichen Klassen freilich auch sehr gebildete und sehr unterrichtete Frauen gibt, ist selbstverständlich, daß diese aber eine so sehr, sehr geringe Zahl ausmachen, ist ein betrübendes Zeichen. Es gibt Frauen, die dichten können — sogar schön dichten für orientalische Begriffe — es gibt andere, hochgelehrte, die Panditti sind, das heißt, die die heiligen Bücher in Sanskrit lesen können. Aber alle diese sind verschwindende Ausnahmen.

Ist nun das Weib der niederen Kasten nichts anderes als ein Arbeitstier, so ist das der besseren Stände im allgemeinen ein wohlgepflegtes und gut hinter Gittern verwahrtes Luxustierchen. Jedes bessere Haus hat eine Zenana, ein Frauengemach, das von den übrigen Räumen streng getrennt ist. Dort sitzen die Frauen zusammen, und ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, sich gegenseitig immer von neuem ihren Schmuck zu zeigen und über dessen mutmaßlichen Wert zu streiten. Schmuck, Juwelen, Goldarbeiten, dazu noch Seidenkleider und Wohlgerüche — das ist alles, was eine solche Hindufrau interessiert. Wenn es hochkommt, und wenn sie lesen kann, liest sie einen Roman, viel lieber aber irgendein schlüpfriges Buch mit pornographischen Bildern; wie denn überhaupt das Obszöne in der Religion wie im ganzen Leben der Hindu eine außerordentlich große Rolle spielt. Dazwischen, ganz sicher aber morgens und abends, wird dann ein wenig an dem Hausaltare gebetet.

Da die jungen Leute in den wohlhabenderen Klassen einander überhaupt nicht kennen lernen, so ist eine Liebe, vor der Ehe wenigstens, vollständig ausgeschlossen. Daß trotzdem die Ehen im allgemeinen nicht unglücklich sind, beruht darauf, daß die Frau mit ihrem neuen Schicksal meist sehr zufrieden ist:

bekommt sie doch viel neuen Schmuck und hat außerdem viel mehr zu sagen als im elterlichen Hause — den Dienern wenigstens. Und wenn sie glücklich genug war, einer Anzahl Knaben das Leben zu schenken, erfreut sie sich sogar einer gewissen Hochachtung ihres eigenen Mannes — — kann man denn noch mehr vom Leben verlangen? — Die Hindufrau gewiß nicht!

DIE GÖTTER INDIENS

Das ist ganz gewiß: die brahmanische Religion ist in ihren Grundgedanken die herrlichste und erhabenste von allen Religionen auf Erden. Nur einen Schönheitsfehler hat sie: sie existiert gar nicht und hat nie existiert — außer in den Köpfen von einer Handvoll Philosophen und Dichter. Die zweihundertundzwanzig Millionen Menschen aber, die sich zu Brahmas Lehre bekennen, haben ebensowenig Ahnung davon wie ihre Väter und Großväter oder wie ihre Ahnen zu der Zeit, als Gautama Buddha und Mahavira Jaina, Indiens große Reformatoren, auftraten und ihre Saat, die so üppig aufging, in die alten Lande warfen. Daß diesen der Sieg doch nicht blieb, und daß ihre Lehren so völlig wieder ausgerottet wurden, daß heute in Indien kaum zehn Millionen Jainas und Buddhisten zusammen leben, das lag gewiß nicht an der Kraft der reinen brahmanischen Lehre, sondern einzig und allein an der wahnsinnstarken Macht des indischen Mißglaubens. Schiwa, der Zerstörer, war der große Sieger, und nicht Brahma, der Schöpfer.

Das Brahmasutram, das älteste Lehrbuch der Veden, faßt den grandiosen Inhalt dieser Religionsphilosophie etwa so: das Brahman, die ewige und unendliche Kraft, umfaßt alles; in ihr ist und aus ihr stammt das Weltall; sie kennt weder Formen noch Qualitäten. Außer dem Brahman ist die Maya, die allen Unterschied schafft und allen Schein, sie ist der große Wahn, der das Wirkliche für unwirklich, dieses aber für wirklich hält. Nur etwas vermag die Maya zu vernichten: die tiefste Erkenntnis nämlich, daß das eigene innerste „Ich" nichts anderes ist, als eben das Brahman, als das ganze Weltall. Und diese Erkenntnis ist zu gleicher Zeit die große Befreiung, die Aufhebung des Gegensatzes des „Ich" zur Außenwelt. — Man sieht, wie sich in dieser einfachsten Lehre die tiefgefühltesten Sehnsüchte aller Mystik mit einer so kopfklaren und nur auf die Logik gestellten Philosophie wie der Stirners auf das innigste berühren. Wenn das All die Gottheit ist, so ist gleichgiltig, ob „Ich" im All aufgehe — „zu Gott werde", wie die christliche Mystik sagt — oder ob ich in mein „Ich" dieses All aufnehme — wie Stirner lehrt: die Hauptsache bleibt, daß eben der Gegensatz des „Ich" zum All aufgehoben wird — das ist die uralte Weisheit der Brahmanen.

Aber von dieser Weisheit ist nur wenigen Außerwählten etwas bewußt. Die große Menge kennt nicht einmal das Religionssystem, das die Dreieinigkeit: Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter und Schiwa als Zerstörer, zur Grundlage hat. Brahma ist im Bewußtsein des Volkes ganz verschwunden, nicht ein Tempel des tempelreichen Indien dient seinem Kulte. Schiwa, der den Buddhismus verdrängte, wurde zur Zeit der Geburt Christi alleiniger Herr; der Zerstörer wurde



Mahadöh (Schiwa) und Dschaganmaki (Schiwatempel Trichinopoly)

nun auch der Schöpfer zugleich. Er ist noch heute der gewaltige Herr, neben ihm ist erst in jüngerer Zeit ein wenig Gott Wischnu zu Ehren gekommen. Der Kultus Schiwas ist durch ganz Indien verbreitet; viele Tausende von Tempeln dienen ihm zur Wohnung und zeigen seine Bilder. Hauptsächlich aber wird er in der Form des „Lingam" verehrt, eines schwarzen Steines, der das Glied des furchtbaren Gottes darstellt. Allein Benares — einst die Wiege des Buddhismus — zeigt heute Zehntausende von Lingams, die alle glänzen von geschmolzener Butter, mit denen sie fromme Frauen bespritzen. Schiwa ist „Mahakala", der große Zerstörer, er ist „Bhairawa", der Schreckliche, ist „Smasana-Wasin", der die Leichenfelder bewohnt, er ist „Bhuteswar", der Fürst der Dämonen. Schiwa ist „Mahadöh", der große Gott, ist „Bischeschwar", der Herr der Welten, und „Iswara", der höchste Herrscher. Er ist „Mahayogi", der große Büßer, aber zugleich „Nateswera", der Herr der Tänzer, und „Kirata", der Geist, der den Wein liebt. Alle diese — und viele andere — Personifikationen Schiwas sind natürlich längst zu eigenen Gottheiten geworden; so liegen in Benares drei Tempel des Mahadöh, des Schiwa und des Bischeschwar dicht nebeneinander. Nach den Lehren der Tantras — das sind die jüngsten heiligen Bücher — hat jeder Gott seine besondere Kraft: Sakti; diese ist weiblich gedacht und gilt somit als seine Gemahlin. Aber fast nur die Gattinnen Schiwas haben göttliche Verehrung gefunden, vor allem die furchtbare Kali (die Gattin Mahalakalas), dann die noch entsetzlichere Durga (die Gattin Bhairawas). Während Schiwas Gattin Minakschi heißt, steht ihm als Mahadöh Dschaganmaki, die Mutter der Welten gegenüber; wie Schiwas Lingam,

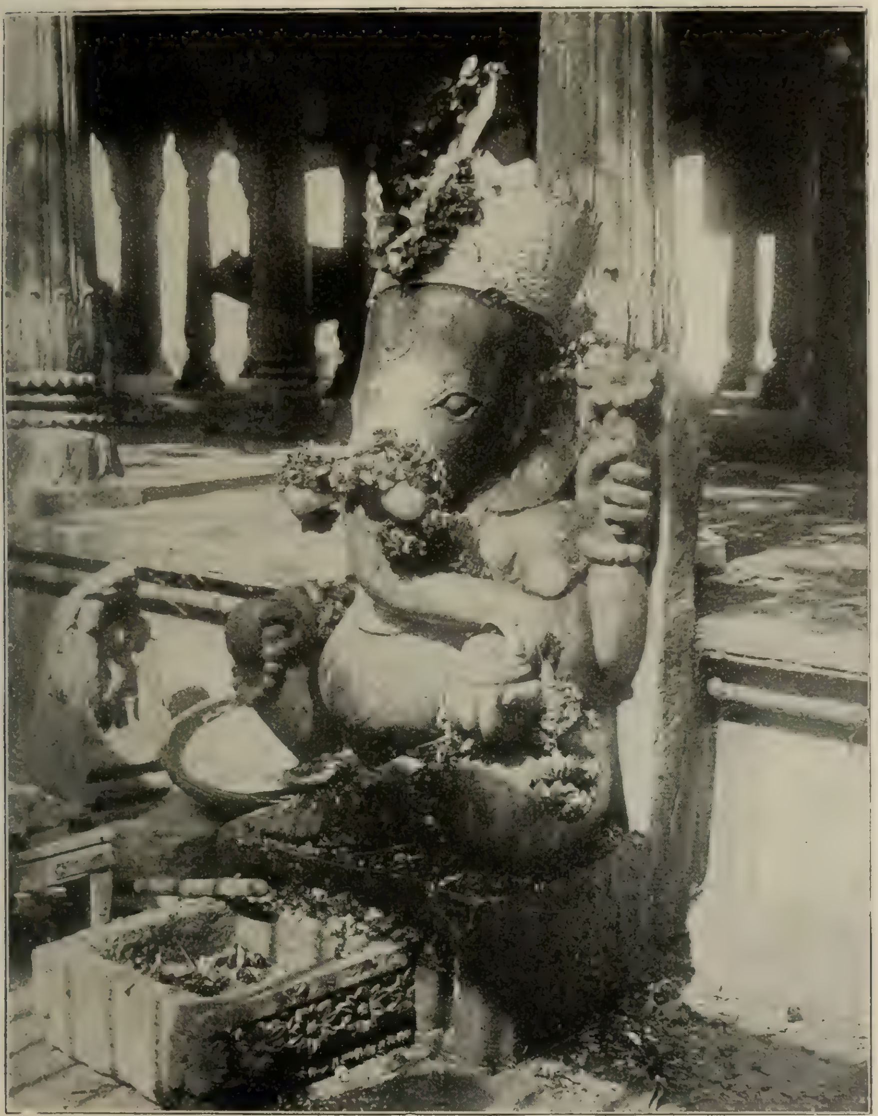
so ist ihre Yoni hochverehrt. Mahayogis Gattin heißt Yogini, Parwati die des Kirata.

Wischnu, der Erhalter, tritt in vielfachen Gestalten auf, als Fisch — Matiya, als Schildkröte — Kurma, als Eber — Warata, als Löwenmann — Nara Sinha, als Zwerg — Wamana, endlich als wilder Rama und als milder Rama. Dann weiter als Krischna; als solcher wird er vielfach verehrt. Die Sakti des Wischnu — also seine Gattinnen, vor allem Lakschmi und Saraswati, treten wenig in den Vordergrund.

Neben den drei Göttern der Dreieinigkeit — der Trimurti — besteht selbständig der schöne Luftgott Indra. Sein Kult ist zweifellos der älteste und wahrscheinlich arabischen Ursprungs — aber er ist fast vollständig vergessen. Dagegen sind viele Tausende neuer Götter neu aufgetaucht.

So vor allem Ganescha, der Sohn Schiwas (als Weingott Kirata) und der Berggöttin Parwati. Er ist ein kurioser Gott und das rechte Beispiel für das, was die brahmanische Religion in Wirklichkeit ist. Ganescha ist ein kleiner knallroter Kerl mit einem ungeheuren Bauche, dazu trägt er einen riesigen Elefantenkopf; häufig reitet das dicke Scheusal noch auf einer Ratte. Dieses Mißgeschöpf ist dabei die indische Pallas Athene, ist der Gott der Weisheit und Wissenschaft, zugleich der indische Hermes, der Gott des Handels und der Schlauheit. Sein Bild findet man überall, in Höhlen und Tempeln, auf den Straßen und in den Häusern. Sicher hat Goethe auch an Ganescha gedacht, als er die Zeilen schrieb:

„Auch diese will ich nicht verschonen,
Die tollen Höhlexcavationen,
Das düstere Troglodytengewühl,
Mit Schwanz und Rüssel ein albern Spiel,



Ganescha, der Gott der Weisheit und des Handels
(Tempel der Annapurna zu Benares)

Verruchte Zierrat-Brauerei.
Nehme sich niemand zum Exempel
Die Elefanten- und Fratzentempel!
Mit heiligen Grillen treiben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott —
In Indien möchte ich selber leben,
Hätte es nur keine Bildhauer gegeben!

Nur tut Goethe den armen Bildhauern bitter unrecht: nicht sie, die Priester schufen die Fratzen. Was die Bildhauer angeht, so kann man in Indien schon recht gut leben — freilich muß man, will man ehrlich sein, gestehen, daß fast alles, was wirklich groß und erhaben ist — und das ist sehr, sehr viel — von mohammedanischen Herrschern herrührt und meist von italienischen und französischen Meistern geschaffen wurde, wie die herrliche Tadj-Mahal in Agra von dem Bordelaiser Baumeister Austin.

Zu den Göttern des Dreieinigkeitskreises gehören auch Schiwas anderer Sohn Subramaniar, dann Dalbkyeswar, der Regengott, der Riese Bhim, der Affengott Hanuman, ferner Gauri Skankar und Anapurna, die Nahrung gebende Göttin. Sie haben natürlich alle zu Benares — und in manchen anderen Städten — ihre Tempel und ihre Standbilder.

Neben den großen Göttern der Trinität, ihren Personifikationen, Inkarnationen, weiblichen Saktiausgaben und Kindern, werden noch sehr viele andere Götter und Göttinnen verehrt, die gar nichts mit der Trimurti zu tun haben. Namentlich bei den reinen Drawidavölkern des Südens ist das der Fall. Jede Stadt, jedes Dorf, ja oft jedes eigene Haus hat seinen besonderen Schutzgott sowohl, wie seinen besonderen Dämon; beiden werden Altäre errichtet und Opfer gebracht. Aber die Schutzgötter und -göttinnen sind

durchaus nicht liebenswürdiger Natur, sie sind vielmehr oft recht boshaft: ihr „Schutz" besteht meist nur darin, daß sie gelegentlich, durch Gebet oder Opfer versöhnt, auf ihre Bosheit eine Zeitlang verzichten — ein Analogon zu der Tätigkeit Schiwas, Kalis oder Durgas. Viele dieser Schutzgöttinnen heißen „Ammen", die Mütter. „Mari-Ammen", die Mutter des Sterbens, zieht in den Menschen ein, der dann die Pocken bekommt; „Tschinna-Ammen", die kleine Mutter, bringt in gleichem Falle die Masern, Isekhi ist die Göttin der Frauenleiden. Ayemar ist der einzige männliche Gott dieser Art und zugleich der einzige Gutmütige unter dieser großen Gesellschaft der Grama-Dewatas, der Schutzgottheiten; er beschäftigt sich damit, nachts über die Felder zu schweifen und die Dämonen zu verjagen.

Diese Dämonen sind zahlreich wie Sand am Meer; sie werden genau so verehrt wie die Götter, haben Tempel und Altäre und erhalten Opfer — bis vor nicht allzu langer Zeit auch Menschenopfer — genau wie die „Großen". Heute ist das Menschenopfer, wenigstens soweit der Einfluß der englischen Regierung reicht, genau so abgeschafft wie die Satti, die Witwenverbrennung.

Neben den „höheren" Dämonen existieren dann noch gewaltige Scharen niederer, ebenso unangenehmer Geister. Da sind die Peys, die Geister Verstorbener, besonders die der Selbstmörder und Hingerichteten. Der Pey „Maden", der die Kühe liebt, schafft Krankheiten für Mensch und Vieh; „Schudela-Maden" treibt sich auf Kirchhöfen herum, „Matschandi Muppan", der alte Mann am Kreuzwege, lauert den Wanderern in der Nacht auf. Die Bhutan sind kleine dicke Teufel, sie bekämpfen sowohl Menschen wie Peys;



Wischnu als Krischna und seine Frauen Lakschmi und Saraswati
(Tanjore)

am schlimmsten aber treiben es die Pisatschas. Daß auch alle diese Dämonen kleine Opferstätten haben, ist selbstverständlich.

Aber dem Inder sind diese Götterlegionen bei weitem noch nicht genug. Er verehrt am letzten Ende alles, was sich nicht wehren kann. Heilig ist das Wasser, zumal das der Ganga und ihrer Nebenflüsse, heilig sind viele Bäume, vor allem der Bobaum. Alle möglichen Steine werden angebetet, besonders die, die eine Ähnlichkeit mit der Form eines Lingam oder einer Yoni aufweisen. Angebetet werden die Affen, die in Benares und an vielen anderen Orten herrliche Tempel haben, ferner die Schiwa heiligen Kühe und Stiere, die wieder und immer wieder abgebildet werden und manche der schönsten Tempel ihr eigen nennen. Heilig sind Krokodile, heilig sind vor allem die Schlangen, die fast überall in Indien göttliche Verehrung genießen und angebetet werden. Heilig sind auch Menschen, so die Yogin, die Söhne Schiwas: stundenlang knien vor ihnen die Frommen. Denn wo immer der Inder beten kann, da tut er es. Das ist „Karma“, ein verdienstvolles Werk, und jedes Karma versöhnt die schrecklichen Götter.

DIE HEILIGE INSEL

Wir Romantiker können leicht Geschichten ersinnen, phantastische Träume träumen, mit den Sternen Fangball spielen und alles Seltsame und Unmögliche und Wahnsinnige zu Papier bringen. Wenn wir Glück haben und wenn unsre Geschichten einmal recht, recht gut sind, dann gelingt es uns, auf eine halbe Stunde vielleicht den Leser zu „fesseln", wie man das so nennt; ihn glauben zu machen an unser Reich und das ganz Unwahrscheinliche für natürlich und das Allerundenkbarste für handgreiflich zu nehmen. Freilich — nach einer kurzen Weile erwacht der Mensch, den wir fingen, reibt sich die Augen, wirft die zerbrechlichen Fesseln ab, in die ihn unsere Kunst schlug, und lacht uns aus. Und er lebt vergnügt weiter in der bequemen Welt, die er kennt, und weiß recht gut, daß das alles — „ja gar nicht wahr ist!"

Wie aber, wenn er nun einmal in ein Land kommt, wo solche wilden Phantasien Wirklichkeiten sind? Wenn er mit Händen greifen, mit Augen sehen und

mit zermarterten Ohren hören muß? Wenn das ganz Unmögliche eine kalte Tatsache ist und das gar nicht Faßbare dicht vor ihm steht?

Es ist eine höchst unbequeme Empfindung, die man dann hat. Man weiß nicht mehr aus und ein; sucht eine Brücke und findet keine, möchte irgendeine Verbindung schaffen zwischen sich und dem unnahbar Fremden und findet doch nirgends die leiseste Berührung. Zum Verzweifeln ist es!

So aber und nicht anders ergeht es dem Europäer, wenn er durch Südindiens Tempelstädte wandert, durch Madura, durch Tanjore und Trichinopoly. Er hebt die Augen und staunt und starrt — und kann doch nichts begreifen von alledem, was er sieht. Das alles muß aus längst vergangenen Jahrtausenden stammen, denkt er, aus einer Zeit, da der Menschen Hirn noch anders geartet war. Und er weiß doch, daß diese unerhörte, wahnsinnige Kunst mit all ihren grotesken und bizarren Auswüchsen kaum dreihundert Jahre alt ist, daß dieser Kult des Wilden und Grausamen gerade heute blüht und mächtige Flammen schlägt in den Köpfen der Menschen, die nicht um ihn stehn.

Er faßt sich an die Stirne und grübelt. Das alles ist ja gar nicht möglich? sagt er. Aber es steht doch vor ihm, titanenhaft und gewaltig. Und so seltsam zugleich und so rätselhaft und so unfaßbar für unser Hirn, daß er kaum fähig ist, sich von dem allen auch nur ein äußerliches Bild zu machen.

* * *

Indische Kunst — kein Mensch kann sagen, was das ist, und niemand kann ein Bild davon geben. Doch kann man wohl sagen, wie sich die eine Kunst

gibt oder jene andere, die aufwächst aus dem heißen Boden des Kaiserreiches. Kann ein Bild geben von der edlen vornehmen Kunst des Islam in Agra und Delhi, in Gwalior, Dschaipur und Ahmedabad. Oder von der grandiosen Kunst der Jaina in Gudscherat und in Radschputana. Von der Kunst auch, die aus Gautama Buddhas Boden wuchs, in Magadha und später in Gandhara. Von der Gotik und Renaissance endlich, die die Europäer nach Bombay, Kalkutta und Madras brachten. Und auch von Benares, das ein Ding für sich ist, ein wilder Haufen zügellosen Wahnsinns.

Die herrliche Kunst der Mauren verstehen wir gut, wie unsere Gotik und Renaissance. Und auch die Kunst der beiden Erleuchteten, Mahavira und Gautama, liegt unserem Empfinden nahe, wir mögen leicht das Gedankliche im Jainakult wie im Buddhakult erfassen, besonders in dem spätern Stile, den Hellas befruchtete. Aber gar nichts wissen wir anzufangen mit Benares, und eine ungeheure Kluft trennt uns von den grotesken und gewaltigen Baudenkmalen Südindiens.

* *
*

Da ist ein hoher Fels in der weiten Ebene, und ringsherum liegt die Stadt Trichinopoly. Schnurgerade steigt eine gedeckte Treppe hinauf, viele hundert Stufen, geht rechts hinein in die Tempel, dann links, steigt wieder, kommt in neue Hallen und geht durch andere hohe Torbogen, von weißen Elefanten bewacht. Überall bettelnde Brahmanen, Kranke, Pilger und Büßer. Unmögliche Steinfratzen in dem Halbdunkel, irgendwelche der hunderttausend Götter Indiens. Oben vom Heiligtum blickt man tief hinab auf die Stadt. Eine alte Kanone träumt in der Sonne



Felsentempel zu Trichinopoly

und bewacht Krischnas Schrein. Unten der heilige Teich mit kleinen Tempelinseln, Ghats und Heiligtümern ringsherum. Und weit hinten zwischen den Palmenwäldern leuchten die gewaltigen Gopuren von Seringam, der Tempelstadt.

Ein leichter Wagen trägt mich hinaus, an der Mission vorbei. Durch die schmutzige Stadt, durch das Viertel, wo die Christen wohnen, Leute der niedersten Kaste. Durch das Land zu der langen, breiten Brücke, die über die Kavery führt. Ihr Wasser ist heilig, sagen die Inder, es steht in unterirdischem Zusammenhange mit der Mutter Ganga. Fromme Büßer stehen an der Kavery Ufer, trinken ihr Wasser und beten. Große Schildkröten sonnen sich auf den Sandbänken, und weit unten erhebt ein gewaltiger Kaiman träge sein häßliches Haupt aus den Fluten. An der andern Seite, umflossen von zwei breiten Armen der Kavery, liegt die heilige Insel, Seringam (Sri Rangam).

Durch einen tiefen Wald hoher Kokospalmen, aber er wirkt wie eine gewaltige Halle, oben das dichte grüne Dach, unten viele tausend Säulen, die es tragen. Die Säulen, die Stämme der Palmen sind rot und weiß gestrichen, in den Farben Wischnus. Zwischen ihnen hocken Männer und Weiber, halten Kokosnüsse feil für die Pilger und gelbe weithin duftende Mangofrüchte.

Wohl eine Stunde lang fliegt mein Dogcart durch die rot-weiße Palmenhalle. Dann beginnt die Tempelstraße; zu beiden Seiten kleine Säulenhallen, die als Pilgerhäuser dienen. Und dann plötzlich hinausspringend aus dem weiten Säulenwald ragt die erste gewaltige Gopura, die Eingangspforte zu Wischnus Tempel.

Tempel — nein: Tempelstadt, in der über zwanzigtausend Menschen wohnen, in der oft eine halbe Million Pilger sich zusammendrängt. Mit solchen Verhältnissen rechnet die indische Frömmigkeit, während Europas froh ist, mit ein paar Tausend Gläubigen ein Gotteshaus füllen zu können.

Die Gopura ist eine riesige Pyramide, durch die der hohe Torbogen führt. Aber nicht flach wie Ägyptens Denkmale, sondern von oben bis unten dicht besetzt mit Tausenden von Figuren. Götterbilder, Dämonen, Helden und heilige Tiere; riesengroß manche, andere winzig klein, ein wildes wirres Durcheinander, das dem Auge nicht einen Moment lang Ruhe gönnt. Das Tor der Gopura stimmt zu ihren gewaltigen Verhältnissen, mächtige Monolithen dienen als Träger und als Deckplatten. Nach rechts und links laufen von der Gopura riesige Wallmauern aus, bilden ein großes Rechteck, wohl vier Meilen lang. Ich gehe durch das Tor, stehe nach dreihundert Schritten vor einer zweiten Gopura, noch größer, noch mächtiger als die erste; sie führt durch die zweite Umwallung. Und so ziehen sich sieben quadratische Mauern um Wischnus Heiligtum und eine jede öffnet sich in der Mitte von allen vier Seiten durch die riesigen Turmpyramiden; an die mächtigen Wälle geklebt hängen die Häuser und zwischen ihnen laufen die Straßen.

Die äußerste Straße ist die des frommen Volkes. Da sind Händler, die den kleinen ballspielenden Krischna verkaufen, andere halten Schminkläppchen feil, daß die Gläubigen sich die rot-weißen Male des Gottes auf der Stirne erneuern mögen. Manche verkaufen lange Schnüre weißer Tempelblumen und andere wieder kleine dichtschließende Gefäße aus

Bronze, in das die Pilger das heilige Wasser mit nach Hause nehmen mögen. Frauen ziehen vorüber in roten und gelben Schleiertüchern, auf ihren Zehen aber und auf den Fingern, um die Füße und um die Arme, am Halse, in den Ohren und auf der Stirne und in den Nasenflügeln, überall leuchtet ihr Schmuck in der Sonne. Viel Silber, Goldflitter und buntes Glas.

Im zweiten Ringe hausen die Brahmanen. Sie sind viel dunkler hier als ihre fast weißen Brüder oben im Gangestale, aber doch weit heller als ihre Umgebung, die tiefbraunen Tamilen und Madrassi. Keinem fehlt die kleine weiße Schnur über der linken Schulter, sie gehn stolz daher, elastisch und den Kopf hoch aufgeworfen. Sie verachten den Europäer, den sie dennoch stets anbetteln, sie lachen gleich hochmütig über seinen neugierigen Blick, wie über die neidischen haßerfüllten Gebärden der niederen Kasten.

Fünf mächtige Elefanten kommen heran, heilige Tiere des Gottes, dessen Abzeichen sie auf der Stirne tragen, zwei weiße senkrechte Streifen und ein roter in der Mitte. Mit ihnen kommen Kamele, kommen heilige Stiere und Kühe. Und die Tiere betteln wie ihre Führer, wie ihre Priester, wie alles Volk. Sie fallen auf die Knie, rutschen im Staube und heben das kleine Silberstück auf.

Wieder eine Gopura, wieder eine Straße. Und überall Tempel, Hallen, mächtige heilige Wasserteiche voll trüben grünen Wassers. Lotosblumen leuchten da und ihre breiten Blätter ruhen unbeweglich auf der stillen Fläche; fromme Frauen knien, trinken und befeuchten ihre Stirne und ihre Brüste. Und überall Fratzen wahnsinniger, grausamer Götter; wilde

Steine, die Grauen und Entsetzen speien, groteske Fresken, die sich überbieten an obszöner Narrheit.

In einem heiligen Schreine liegt des Gottes Schatz. Seidenstoffe mit vielen herrlichen Perlen besetzt, seine Füße zu decken. Goldene Ketten, seine Brust zu schmücken, Ringe und Armbänder, viele rote und blaue und grüne Steine. Oh, Gott Wischnu von Seringam ist unendlich reich, ob auch seine Schätze keine Zinsen tragen, sondern still in den Truhen ruhen und nur an den Festen durch alles Volk gefahren werden.

Aber seine Priester betteln.

Ich bin in der Halle der tausend hohen Säulen. Jede ist aus einem einzigen hohen Granit gehauen und jede ist von oben bis unten mit wildem Bildwerk verschnitzt. Und die tausend Säulen tragen die Dächer, aus gewaltigen Steinplatten gearbeitet.

Kunst? Ich weiß nicht, ob das alles Kunst ist. Wenn es eine ist, dann ist sie so unendlich fern unserem westlichen Empfinden, daß keine kleinste Brücke des Verstehens zu ihr hinüberführt. Das alles deucht mich so unwirklich, so unmöglich, so gar nicht wahr, daß ich den Gedanken nicht loswerden kann, daß aus diesen Steinen eine uralte Zeit von vielen Tausend von Jahren zu mir herstarre. Und ich weiß doch recht gut, daß das alles zu derselben Zeit entstand, als Schlüter das Schloß Unter den Linden baute!

Die Tempelstadt von Seringam, — das größte Heiligtum Wischnus in Indien. Doch seltsam, dicht bei ihm liegt ein anderer riesiger Tempel, dem Schiwa geweiht. Sei es. daß der Inder nicht wagte, dem Fischgotte ein solches Denkmal zu setzen, ohne dabei auch gleich des Zerstörers zu gedenken — denn jeder



Durga tötet den Dämon Mahischasura
(Wischnu-Tempel zu Seringam bei Trichinopoly)

Anhänger Wischnus ist dennoch dabei auch ein Verehrer Schiwas — sei es, daß die strengen Bekenner des Schiwa und der Durga den Glanz des Erhalters überstrahlen wollten. Noch ist dieser Tempel Schiwas nicht völlig fertig, noch arbeiten — für das Geld der Chetties von Nattu-Kotta, der schlimmsten Wucherer in Indien — überall in seinen Straßen Steinmetzen an den Säulen und gewaltigen Götterbildern, aber schon herrscht ein Leben wie in Wischnus Heiligtume. Bettelnde Brahmanen, Dewadasi, Fromme, Büßer und Kranke; dazu die Yogin, die wildblickenden Söhne Schiwas. Bettelnde Elefanten hier wie dort, nur tragen sie Schiwas drei weiße Längskiele auf der Stirne, — dazu Kamele, Stiere und Kühe. Und hinten in der innersten Halle, hinter der letzten gewaltigen Gopura, die Tempeltänzerinnen mit den lachenden Augen, die süßen Nautchgirls, Schiwas wilde kleine Frauen.

Geheimnisse allüberall, bei Wischnu wie bei Schiwa. Wenn du Geld hast, magst du alle sehen, jeder Brahmane führt dich und besser noch die Nautch. Zeigt dir Säle, deren Türen sich zurückschieben und deren Wände zu riesigen Spiegeln werden; haushohe Wagen, die die Gottheiten spazieren fahren an den Festtagen. Wandmalereien durch lange Säulenhallen, fromm oft, naiv und kindlich, dann wieder grausam, widerlich und über alle Begriffe obszön. Trotzdem erklärt sie dir der Priester lachend, und lachend die schöne Nautch — —

Aber folge meinem Rate: wenn du scheidest, so schließe die Augen. Laufe geradezu auf deinen Wagen, steige schnell ein und laß die Gäule laufen: es tut nicht gut, auf das Volk zu achten. Lahme sähest du dort zu vielen Dutzenden, Blinde und Krüppel, Aussätzige und Leprakranke. Weiber, zer-

fressen vom Krebs, Lupuskranke, Rotzkranke, Pilger mit brandigen Armen und Beinen. Vor allem aber die schrecklichen Menschen, die Elefantiasis haben, diese furchtbare Plage Südindiens. Köpfe würdest du sehen wie Riesenkürbisse groß, Beine wie dicke Baumstämme, Arme wie Mammutbeine und Hände wie die Tatzen Goliaths. Sie kommen, kriechen wie du, um Seringam zu sehen, die heilige Insel. Freilich, sie werden faules, stinkendes Wasser trinken aus den Lotosteichen und durchaus nicht den Blutwein, den man dir bot —

Gleichviel: beides ist heilig, und sie sind Parias, du aber bist ein Sahib. Das weiß Schiwa sehr wohl.

Die Sonne Südindiens glüht vom Himmel. Sie ist stark wie das ewige Feuer und sie zeugt in dieser roten Erde all den Wahnsinn, der so üppig hier wuchert. Sie macht all das Unmögliche möglich, all das Unfaßbare handgreiflich. Alle perverseste Phantasie macht sie zum Natürlichen, alle unglaubliche Narrheit zum Selbstverständlichen. Das Entsetzliche wird hier das Alltägliche; aller Spuk und alle Teufelsgespenster werden in dieser Sonne zum Leben geboren.

SADHU PRAWANATH DER MÄRTYRER ALS UNTAUGLICHES OBJEKT

Der Schutzpatron des prächtigen Bremer Lloydschiffes, das mich nach Indien brachte, Georg Derfflinger, pflegte recht ärgerlich zu sein, wenn ihn, den Generalfeldmarschall, irgend etwas daran erinnerte, daß er einmal den Ziegenbock statt des Rosses geritten und die Elle statt des Schwertes geführt hatte. Ich bin ein besserer Mensch: ich sehe mit christlicher Nächstenliebe auf mein früheres Handwerk zurück, ertrage es hochherzig, wenn die Leute immer noch „Herr Doktor" zu mir sagen, und hege wie stets eine unbegrenzte Hochachtung vor allen Menschen, die Juristen sind. Ja, noch mehr, ich benutze jede Gelegenheit, mir in allen Ländern der Welt Gerichtssitzungen anzusehen — man lernt da so allerhand.

Außerdem — — was soll ein vernünftiger Mensch in Kalkutta tun? Die Stadt ist so europäisch wie Berlin, nur sind die Leute, die da herumlaufen,

ein bißchen brauner und ein gut Teil schmutziger. Das Museum soll ja freilich hochinteressante Stücke haben: Hyänoarctusse, Amphikyonen, Dinormisse und Megaloscelornisse, reizende Tierchen, die ich für mein Leben gern gesehen hätte. Dazu den köstlichen Säbelzahntiger, den Siwalikstrauß und die Siwalikschildkröte, die größer wie ein Mammut ist. Aber leider hat das Museum das eigentümliche Prinzip, alle diese Dinge hermetisch zu verschließen. Und Tag für Tag kann man doch auch nicht durch die so herrlichen Gandharasäle gehen, zumal sie stets eng gefüllt sind mit grinsenden, unendlich dumm-frechen Bengalis.

Auch das große Kalkutta-Sweepstake war schon vorüber, und ich hatte natürlich verloren, wie immer beim Rennen.

So ging ich also eines Morgens früh zum Justizpalast. Aber auch hier schien tote Saison zu sein, die Herren Richter waren augenscheinlich in Simla, wie der Vizekönig. Ich lief von einem Saale zum andern und geriet schließlich in den „Chief Presidency Magistrate Court". Dort wurden Anträge aller Art verhandelt, alle möglichen Petitionen meist ganz belanglosen Charakters. Ein Anwalt nach dem andern trug die besonderen Wünsche seiner Klienten vor; der Vorsitzende am grünen Tische, der Sehr Ehrenwerte Herr J.W. Swinhoe, ein würdiger, glattrasierter Fünfziger, hörte sie geduldig an. Wenigstens tat er so, wie eben alle Richter so tun, als ob sie zuhörten. Es ist das ein ganz besonderes Talent, das manche Juristen zur Vollkommenheit gebracht haben: höchst aufmerksam zuhören zu können, ohne auch nur eine kleine Silbe zu erfassen. Ein Staatsanwaltassessor in Köln war zu meiner Zeit ein wahres Genie darin; jeder Mensch

im Saal hätte darauf geschworen, daß bei einer zehn Stunden langen Verhandlung auch nicht ein Wort ihm entgangen wäre. Und dabei war sein glückseliger Geist nur damit beschäftigt, auszurechnen, wieviel Chancen er habe, als Bankhalter beim Vingt-et-un zu gewinnen, wenn bei fünf Mitspielern und einem Höchsteinsatz von hundert Mark er dreimal drei dreifach besetzte Asse bekomme.

Ich weiß nicht, ob der Sehr Ehrenwerte Herr J. W. Swinhoe auch Vingt-et-un spielte oder ob er, wie ich, dem großen Kalkutta-Sweep nachtrauerte und seine Chancen für das nächste Jahr berechnete, oder ob er endlich wirklich zuhörte. Wenn er das tat, so war er jedenfalls ein Muster christlicher Pflichterfüllung, denn solch dummen, langweiligen Kleinkram, wie in dieser angloindischen Petitionskammer, habe ich meiner Tage noch nicht verhandeln hören. Und dann sandte ihm jedenfalls der Herr zur Belohnung den Sadhu Prawanath und seine höchst merkwürdige Petition.

Der Sadhu, der mit tiefer Verbeugung, beide Hände an der Stirne, zur Barre trat, war ein Bengali-Hindu von ungefähr fünfunddreißig Jahren. Er trug eine schöne weiße Mütze und war recht respektabel angezogen nach der Mode, die man in Nordostindien „Marwari“ nennt. Seine Stirne schmückte ein runder roter Farbenfleck, das „Chandan“, das ihn als Anhänger einer Schiwasekte erkennen ließ. Zaghaft trat er vor und überreichte seine Bittschrift; die war schön geschrieben auf weißem Bogen. Auch die Stempel, die das Gesetz vorschreibt, fehlten nicht.

Der Sehr Ehrenwerte nahm die Petition und warf einen flüchtigen Blick darauf. Aber er wurde bald aufmerksam, griff in die Tasche und entnahm dem

krokodilledernen Etui einen schönen goldenen Zwicker. Sorgsam putzte er die Gläser mit seinem Palthyseidentuche, schneuzte sich und krönte die Nase mit dem Goldkneifer. Dann griff er wieder nach der Bittschrift, und diesmal las er wirklich. Manchmal blickte er auf und warf einen erstaunten, forschenden Blick auf den Sadhu. Plötzlich unterbrach er sich — er fühlte wohl, daß die Anwälte auch ein Recht hatten, von diesem seltsamen Schriftstück etwas zu erfahren, das die Langeweile seiner Kammer endlich einmal unterbrach. Ob er auch an mich dachte und mir eine kleine Freude machen wollte, weiß ich nicht, gewiß aber wandte der Sehr Ehrenwerte sich ein wenig zu mir um, blickte mich prüfend an, hob die Bogen und begann dann laut die Bittschrift Prawanaths vorzulesen.

Der Sadhu setzte da des längeren auseinander, welch entsetzlichen Einfluß (pernicious influence) der Halleysche Komet für das indische Volk haben würde; ganz besonders gefährlich aber würde der himmlische Landstreicher der englischen Verwaltung werden. Er nun, der Sadhu Prawanath, sei ein großer Patriot, der sein Volk liebe und schätze, noch mehr aber sei er ein treuer Untertan Seiner Majestät des Kaisers von Indien und der englischen Krone. Und darum habe er beschlossen, Indien und England zu retten.

Lange sei er mit sich zu Rate gegangen, was zu tun sei. Er habe weiter alle in Betracht kommenden Autoritäten befragt, insbesondere verschiedene Kollegien brahmanischer Priester. Das Ergebnis sei, daß nur ein Mittel helfen könne: man müsse der Göttin Kali, des furchtbaren Schiwa schrecklichen Gattin, in ihrem Heiligtum zu Kalighat ein Menschenopfer bringen. So würde die grausame Göttin, die

den Komet gesandt habe, versöhnt werden und wenigstens von Indien und allen Ländern des mächtigen Britenreiches den Untergang abwenden. Freilich würden dann die anderen Länder und Völker der Erde doppelt unter ihrem Zorne in der Gestalt des Kometen zu leiden haben — aber das sei deren Sache; sie könnten ja selbst der Kali oder sonst einer besseren Gottheit irgendein Menschenschlachtopfer bringen.

Hier unterbrach der Sehr Ehrenwerte die Lektüre der Bittschrift. Er sah den demütig vor ihm stehenden Inder scharf an und fragte ihn, wen man denn zu dem Opfer eigentlich nehmen solle? Ob man ihn etwa auslosen solle in einem Sweepstake? Oder ob er glaube, daß sich in ganz Indien ein Dummer finde, der sich freiwillig dazu bereit erkläre?

Der Sadhu verbeugte sich wieder tief und hob beide Hände zur Stirne. Dann zeigte er bescheiden auf die weißen Bogen in der Hand des Sehr Ehrenwerten — dort stehe die Antwort auf die Frage.

Herr J. W. Swinhoe nahm die Bittschrift wieder auf und las weiter. Sein Leben, so setzte der Sadhu Prawanath auseinander, sei ein völlig verfehltes und keinen Kupferpei wert. Darum wäre er glücklich, wenn er es hingeben dürfe im Tempel der Kali zu Kalighat, um so den Zorn der furchtbaren Göttin abzuwenden von seinem Lande. In alter Zeit habe man oft solche Opfer gebracht und jedesmal mit dem allerbesten Erfolge. Die Göttin Kali wolle eben Menschenblut, und man müsse es ihr geben — sonst lasteten die Hände ihrer acht Arme schwer auf dem Lande.

Und darum bitte er, Prawanath, der Sadhu, ein gutes und gerechtes Gericht gehorsamst und untertänigst, ihm die obrigkeitliche Erlaubnis geben zu

wollen, sich zum Wohle Indiens und des ganzen Britenreiches im Tempel zu Kalighat, Kali, der Gattin Schiwas, als Opfer schlachten lassen zu dürfen. Die Behörde selbst aber möge Tag und Stunde bestimmen; sie würde in ihrer Weisheit gewiß die Zeit herausfinden, die am günstigsten wäre für das Opfer und in der am ehesten man Kalis Zorn beschwichtigen könne.

Herr J. W. Swinhoe lachte nicht. Er war im Amte und wahrte seine Würde. Und er wußte auch, welch große Stütze das englische Gericht für die britische Herrschaft in Indien ist, wußte, welch unbegrenztes Vertrauen die Hindu, die in ihrer Geschichte stets nur eine Justiz der Willkür gekannt haben, in das Recht der englischen Regierung setzen. So blieb er ernst. Er sagte dem Sadhu, daß weder er noch irgendein Beamter je seine Erlaubnis zu einer solchen Scheußlichkeit geben könnten. Er möge nach Hause gehen und recht ernsthaft und inständig zu seinen Göttern beten: dann würden diese gewiß von seinem Lande das große Übel abwenden, das der böse Komet anrichten wolle.

Der Sadhu schüttelte den Kopf. Nein, nein, das würde gar nichts helfen. Schiwa bekümmere sich nicht darum, was Kali mache, er würde ihn nur auslachen. Kali aber verlange Blut, Menschenblut — und sie müsse es haben. Er warf sich zur Erde nieder und bat und flehte. Er habe Geld, viel Geld sogar — und er wolle alles der Regierung geben für irgendeinen Zweck. Nur möge man ihm die Erlaubnis geben, sich schlachten assen zu dürfen.

Der Sehr Ehrenwerte benutzte die Gelegenheit, um wieder einmal dem Hindu begreiflich zu machen, daß ein englischer Richter nicht bestechlich sei. Der Sadhu

sah das ein und bat um Verzeihung — und obwohl er von vorneherein das wußte, machte es doch sichtlich einen starken Eindruck auf ihn, daß man sein Geld zurückwies. Aber er jammerte weiter und flehte unter Tränen, doch seinen Wunsch zu erfüllen. Und gebeugt, niedergeschmettert, völlig verzweifelt schritt er endlich aus dem Saale.

Die Sitzung war zu Ende, der Sehr Ehrenwerte stieg von seinem Sessel herab und plauderte mit den Anwälten. Kein Hindu war mehr im Saale außer den Dienern; so lachten sie herzlich über diesen närrischen Kauz, der durchaus unter schrecklichen Folterqualen zu Füßen des abgeschmackten und geschmacklosen Kalibildes zu Kalighat sterben wollte. Und sie kamen zu dem Schluß, daß solche ausgemachten Narreteien sich auch nur ein Inder aushecken könne.

* *
*

Mir aber fiel der bierbäuchige Professor ein, der uns Sextanern römische Geschichte vorerzählte. Er hatte einen langen grauen Bart und wir Jungen konnten nach dem, was darin hing, stets erkennen, was er zu Mittag gegessen hatte. Der Mann war dafür bezahlt, daß er das Ideale in uns wecken sollte, und das tat er auch. Er sprach mit großem Pathos von dem Konsul Publius Decius Mus, der den Opfertod für sein Vaterland am Vesuv starb, und von seinem Enkel, der den gleichen Namen trug und den gleichen Tod starb bei Sentinum. Er erzählte eifrig die Geschichten von Horatius Cocles und Mucius Scaevola, schilderte uns, wie ein großer Abgrund sich auftat, der Rom zu verschlingen drohte, und wie sich der Ritter Marcus Curtius, um sein

Vaterland zu retten, mit voller Rüstung und hoch zu Pferde hineinwarf. Und wir waren sehr begeistert und schwuren uns, einmal Leonidasse und Coclesse und Musse und Curtiusse zu werden. Oder zum allerwenigsten Scaevolas!

Aber es ist ein eigen Ding mit solchen Heldentaten. Wenn man zu Rom, zu Athen oder Syrakus die Herrscher mordet, dann wird man ein weltberühmter Mann wie Harmodios und Aristogeiton und wie Damon, der zu Dionys, dem Tyrannen, schlich. Man wird reichlich bedichtet, und noch in Tausenden von Jahren lernen die Schulkinder die herrlichen Taten, besonders dann, wenn diese nie geschehen sind. Tut man's aber heute, so wird man hingerichtet und ist ein ganz niederträchtiger, hundsgemeiner Schuft wie Caserio und Ravachol und all die andern. Und ich finde, daß das sehr ungerecht ist. Wenn Prawanath ein armseliger Narr ist, so soll man den Marcus Curtius auch einen Esel und Dummkopf nennen. Wenn man diesen aber durch die Jahrtausende als Helden feiert — — warum in aller Welt versagt man dann dem Sadhu aus Kalkutta seinen wohlverdienten Ruhm?

DIE ENGLÄNDER ALS HERREN INDIENS

Ich bin durchaus kein Freund der Engländer; den Gedanken vom „perfiden Albion", den wir mit der Muttermilch eingesogen haben, werde ich im Leben nicht mehr loswerden. Ich liebe Frankreich, und wenn ich irgendwo in der Welt etwas sehe, das Franzosen schufen, so bin ich von vornherein gern geneigt, es gut zu finden — bloß weil es von Franzosen kommt. Wenn ich aber auf etwas Englisches stoße — und welches Fleckchen der Erde ist frei davon? — da bin ich skeptisch und kritisch und suche nach irgendeinem Mangel. Manchmal finde ich auch solch kleinen Schönheitfehler, dann freue ich mich. Ich müßte aber kein ehrlicher Kerl sein, wenn ich nicht trotzdem unumwunden anerkennen wollte, daß unsere lieben Vettern fast überall Ungeheures geleistet haben, und daß die Erde ihnen sehr, sehr viel zu danken hat.

Wie oft bin ich in Deutschland der Ansicht begegnet: Britisch-Indien — ein Pulverfaß! Früher war

es der Russe, der von Turkestan her drohte und vom Pamir über den Hindukusch, der erst Persien schlucken würde, Afghanistan und Belutschistan, so wie er Chiva und Bokhara fraß und das ganze Sibirien bis zum Pazifik. Dann würde er in Indien einbrechen, und seine Millionen würden die Handvoll Engländer im Nu aus dem Lande treiben. — Das war nun einmal eine ausgemachte Tatsache bei uns. — Später, nach Tsutsima, löste den Russen der Japaner ab. Asien erwacht, sagten wir. Der kleine Japaner hat tausend Spione und Hetzer in China, in Indochina und in Indien, auf den Philippinen wie auf den Sundainseln. Er wird die Europäer hinauswerfen aus Asien: die Franzosen, die Amerikaner und Holländer und vor allem die Engländer. Wir schadenfreuten uns im voraus, denn wir selbst haben ja — leider — da nichts zu verlieren oder doch nur das Sandkörnchen: Tsingtau. Und in Indien steht das Volk auf, hieß es, und bricht der Sturm los — —

Wir können uns beruhigen; im indischen Kaiserreiche wird niemals ein Sturm losbrechen, der die Briten hinausfegt. Niemals? Nun, alle Wahrheiten sind relativ; was heute wahr ist, ist morgen eine Lüge. Kein Mensch mag voraussehen, wie die Welt nach einem halben Jahrtausend aussieht; das aber ist gewiß, daß, wie die Dinge heute liegen, das „Niemals" seine volle Berechtigung hat.

Es klingt ja absurd, daß dieses gewaltige Reich, größer als das halbe Europa und reicher bevölkert als das ganze, von einem Heere von noch nicht 74 000 englischen Soldaten in Schach gehalten wird. Denn daß die eingeborene Armee (etwa 170 000) und die militärisch organisierte Polizei (etwa 200 000) bei der erwarteten großen Erhebung genau so wie bei

dem Aufstande von 1857 sofort auf Seite der Empörer treten würde, erscheint uns ja als ganz selbstverständlich! Aber wir irren auch da gründlich; die Engländer haben viel gelernt seit fünfzig Jahren: heute würde kaum ein Regiment meutern.

Der Grund der englischen Machtstellung in Indien beruht auf der Tatsache der ungeheuren Zerrissenheit des Landes in politischer, religiöser, ethnologischer und sozialer Beziehung. Was die politische Teilung anbelangt, so ist zu beachten, daß nur etwa drei Fünftel des Landes — freilich gerade die dichtbevölkerten Gebiete — unter englischer Herrschaft stehen, während zwei Fünftel als Vasallen-, Schutz- oder Bundesstaaten mehr oder weniger unabhängig sind; diese Gebiete werden von etwa siebenhundert einheimischen Fürsten beherrscht, die, durch Rasse und Religion getrennt, einander oft gründlich hassen. Über zwei Drittel der Bevölkerung sind brahmanisch — aber diese Religion zerfällt in viele hundert Sekten, die sich aufs schärfste befehden wie die Sakta, die Pasupat, die Bhairawa, Schaiwa, Lingayat; ein Fünftel ist mohammedanisch, aber auch wieder in einige Sekten geteilt, die sich nicht weniger hassen. Der Rest teilt sich in Buddhisten, Christen, Sikh, Jainas, Parsi und einige andere Religionen. Noch viel verworrener ist das Rassengemisch, das Typen von hellster Farbe (die Radschputen) bis zum dunkelsten Braun (Madrassi) aufweist; im ganzen unterscheidet man etwa 180 verschiedene Völker, von denen sehr viele ihre eigene Sprache und ihre eigene Schrift haben. Und diese Zerrissenheit macht nicht einmal Halt bei dem eigentlichen Kern der Bevölkerung, den Hindu selbst; hier ist die ursprüngliche Rassenverschiedenheit freilich längst zur Klassenverschiedenheit ge-

worden, aber diese — die indische Kastenordnung — ist trennender als jedes andere Moment.

Als die von Nordwesten einwandernden hellfarbigen Völker — die wir gern Arier nennen — Indien eroberten, waren sie die Herren; die Dunkelhäutigen — wir gebrauchen da den Namen: Drawida — die Heloten. Die Eroberer waren nach ihrer Beschäftigung Brahmanen (Priester), Kschatriyas (Krieger) und Waisiyas (Bauern); die Unterworfenen standen als vierte Klasse, als Sudras, in dieser Ordnung. Im Laufe der Jahrtausende schwanden die arischen Kschatriyas und Waisiyas, dagegen bildeten sich innerhalb der Sudra der Drawidastämme weit über tausend neue Kasten. Und diese Kasten stehen alle wie feindliche Mächte einander gegenüber. Jede Zwischenheirat ist verboten, jedes gemeinsame Essen undenkbar. Schon der Schatten des Mitgliedes einer niedern Kaste macht die Speise ungenießbar; in manchen Gegenden verunreinigt ein Niedergeborener schon, wenn er nur auf dreißig Schritt in die Nähe kommt. Der Grundzug dieses Systems ist ein wilder Haß, der nirgends auch nur ein kleines Fünkchen von Nationalgefühl in unserm Sinne aufkommen läßt. Es gibt ein indisches Land, und es gibt viele indische Menschen — aber eine indische Nation gibt es nicht. Länder können aber nicht sich empören, und einzelne Menschen können das nicht mit Erfolg — so wird der Brite stets Herr bleiben in diesem reichen Lande, trotz allem Geschwätz und bübischem Meuchelmord von aufgeblasenen Bengalis.

Man wird einwenden: „Und doch beweist das schwarze Jahr (1857), daß die Möglichkeit eines gewaltigen Aufstandes besteht." Mit Verlaub, das ist falsch. Damals waren nur 35 000 englische

Truppen im Lande, heute sind es mehr als das Doppelte; heute sind nur 170 000 Mann eingeborene Truppen da, damals waren es fast doppelt soviel. Dazu ist Indien nach allen Richtungen hin mit Eisenbahnen durchzogen; die Engländer können in wenigen Tagen an jeden gefährlichen Punkt beliebig viele Truppen hinwerfen. Sie können ferner in drei bis vier Wochen von Australien, vom Kapland, von Ostafrika, von Ägypten und dem Mutterlande leicht eine Menge Truppen hinüberwerfen, während vor fünfzig Jahren das im besten Falle vier Monate dauerte und nur von England aus geschehen konnte. Und wenn schon damals nur die Sepoyregimenter meuterten, während die andern, wie namentlich die Sikhs, treu blieben, so würde heute bestimmt die weitaus größte Mehrzahl fest zur englischen Sache halten. Denn die englische Regierung hat das ausgezeichnete System, ihre Regimenter weitab von der Heimat zu legen. So liegt in Kolombo ein Regiment Pundschabi, liegen Sikhs in Madras, Gurkhas in Ahmedadab usw. Der Soldat gehört einer anderen Rasse und einer anderen Religion an, er spricht eine andere Sprache und schreibt eine andere Schrift als die Menschen in seiner Garnison; zudem wechselt jedes Regiment alle drei Jahre seinen Standort, um nur ja keine Beziehungen zwischen Einwohnern und Soldaten aufwachsen zu lassen.

Dankbarkeit ist eine Empfindung, die die Psyche der Völker nicht kennt, und am wenigsten die der asiatischen Völker. Sonst müßte der Inder Tag und Nacht die englische Regierung lobpreisen, denn nie ist sein Land so gerecht regiert worden, nie ist er selbst freier gewesen als seit dem Tage, da er eng-

lisch wurde. Die britische Regierung hat immer ein weites Ohr gehabt für alles, was die Leute von Exeter-Hall predigten; so ist sie stets den Eingeborenen sehr weit, vielleicht viel zu weit entgegengekommen; wenn sie je in ihre Sitten und Gebräuche eingriff, so geschah das nur im Interesse der Eingeborenen selbst und um irgendwelchen allzu schlimmen Auswüchsen entgegenzutreten. Und doch war es gerade das englische Eingreifen bei zwei der allerübelsten indischen Gebräuche, bei der Witwenverbrennung (Satti) und bei dem offiziellen Mord weiblicher Kinder, das nicht zum wenigsten den berühmten Sepoyaufstand zur Folge hatte. Seither ist der Brite vorsichtiger geworden, er zwingt dem Lande nicht die Zivilisation auf und noch weniger das Christentum, sondern geht langsam, Schritt um Schritt nur, weiter. In unseren Tagen sind es die sanitären Maßnahmen zur möglichsten Verhütung der stets endemischen Pest und Cholera, die dem niedern Volke durchaus nicht einleuchten und die sehr viel böses Blut machen. Der Hindu will nun einmal seinen Schmutz nicht lassen und betrachtet dabei die Krankheiten als Schickungen der Gottheit, der man nicht entgegentreten darf. Man muß den religiösen Fanatismus der Inder kennen, muß gesehen haben, wie Millionen von Pilgern, für Tage wie Heringe eingepökelt in Eisenbahnwagen, in die heiligen Orte zu den Festtagen kommen, oder auch durch Wochen über die sonnigen, staubigen Landstraßen laufen, um verstehen zu können, welche Aufregung diese Menge ergreifen muß, wenn sie plötzlich die heiligen Orte geschlossen findet und zum Rückwege gezwungen wird, ohne in dem heiligen Wasser gebadet zu haben. Die Cholera ist ausgebrochen, die heiligen Orte, die heiligen

Wassertanks sind Herde schlimmster Infektion geworden — — Gott, das sind für die Inder alles nur leere Worte! Was schiert ihn die Pest? Mögen Hunderttausende, mögen seine Eltern und Brüder zugrunde gehen — wenn nur er selbst von dem heiligen Wasser trinken darf. Denn das ist Karma, ist eine hohe, verdienstliche Tat. Aber der Brite weiß, was er tut; der unheilvolle Einfluß von Exeter-Hall beginnt langsam zu schwinden, und England ist heute stark genug im Lande, um seinen Gesetzen Gehorsam zu verschaffen.

Zwei Dinge scheinen mir faul zu sein im Lande Indien: die Presse und der Wucher. Der Engländer kennt nur unbedingte Preßfreiheit — gewiß für Europa das einzig mögliche. Aber für Indien? Man sehe sich nur einmal die eingeborene Presse an — da gibt es Dutzende von Blättern, die täglich in maßlosen Ausdrücken die englische Regierung beschimpfen und verleumden. Ein blinder Europäer kann sehen, daß das alles im besten Falle lächerliche Übertreibungen, meistens aber faustdicke Lügen sind. Aber der Inder kann meist weder lesen noch schreiben, sein Horizont ist ein sehr beschränkter. Nun hört er immer wieder dieses Gerede: er muß es schließlich glauben. Dabei sagt er sich: entweder ist das alles so sehr wahr, daß die Regierung nicht einzuschreiten wagt, oder aber, diese fühlt sich hierzu zu schwach. Denn schon der Begriff einer unbeschränkten Preßfreiheit ist viel zu hoch, als daß ihn das Hirn eines Durchschnittsinders zu fassen vermöchte. Das Komische ist dabei, daß die Presse mit der Ausnahme von einer Anzahl von sehr frechen Bengali fast nur von Parsi gemacht wird, d. h. von Leuten, die nur einen verschwindenden Bruchteil der Bevölkerung ausmachen (etwa 150 000

von 320 Millionen!), die Fremdlinge sind wie die Europäer, die sie nachäffen, die ihre eigene Religion, eigene Sprache, eigenen Sitten und Gebräuche haben, und die gar keine Interessen mit dem Hindu, den sie verachten, teilen. Aber die Parsen sind sehr gute Geschäftsleute, und die Presse — ist ein Geschäft. — Jeder gebildete Engländer in Indien weiß heute, daß für Indien das demokratische Prinzip und die Selbstverwaltung ein Unding ist, daß hier nur eines am Platze ist: wohlwollender Despotismus. Preßfreiheit paßt aber nur für Demokratien, paßt für Europa, Amerika und Australien — — sie ist eine Farce für Indien!

Leicht könnte hier der Engländer eingreifen; die „eingeborene" Presse, die so gar keine Wurzeln im Volke hat, von Grund aus zerstören: daß er es nicht tut, geschieht vielleicht im Bewußtsein seiner Stärke. Nicht so leicht aber wird er dem Wucher steuern können, obwohl sich mehr wie ein Regierungsmann in Kalkutta und Simla den Kopf darüber zerbricht, wie das wohl geschehen könne. Das Volk wird unerhört ausgewuchert, im Großen und im Kleinen. Den Kleinwucher betreibt der Afghane. Überall sieht man diese geschmeidigen, sehnigen Gestalten herumziehen, meist zu zweien, spitze weiße Turbanhüte auf dem Kopfe und den starken Stab in der Hand. Sie wuchern mit wenigen Rupien, und da sie größer, stärker und mutiger sind als der Hindu, so treiben sie stets ihr Geld ein. Viel schlimmer als der Afghane ist der Chettie. Er ist ein Madrassi, stammt aus der Nähe von Madura und gehört einer sehr niedern Kaste an. Er leiht Hunderttausende von der Bank und verleiht sie wieder zu Wucherzinsen; eine Menge von Existenzen werden

von diesen Halsabschneidern zugrunde gerichtet. Der Chettie ist überall in Indien zu treffen, besonders im Süden und auf Ceylon; aber er ist nicht der einzige Wucherer: im Norden macht ihm der Jaina-Seth im Gudscherat und Radschputana, der Parse in der Präsidentschaft Bombay eine scharfe Konkurrenz. Die Gerichte sind machtlos gegen diese Wucherer; die Verträge sind stets juristisch korrekt und sehr geschickt; Zeugen kann man dabei in Indien vor jedem Gerichtshof zu Dutzenden kaufen. So gewinnt fast stets der Wucherer seinen Prozeß, der arme Betrogene aber schiebt natürlich seinen Groll auf die englischen Gerichte! — Den Mann, der für diesen Krebsschaden ein Heilmittel weiß, wird der Vizekönig von Indien sicher — vizeköniglich belohnen!

VON FAKIREN, YOGIN, SAMNYASI, GOSAIN UND ANDEREN HEILIGEN

Es ist ein seltsam Ding um das Okkulte!

Irgendwo auf der abendlichen Sommerwiese leuchtet ein kleines Licht. Der Knabe eilt ihm nach, durch hohe Gräser, zwischen Schilf und Ried. Schon glaubt er es zu haschen, streckt lang den Arm aus und greift zu — — da ist es weg. Taucht irgendwo auf an einer andern Stelle, narrt den wilden Knaben von neuem und verschwindet wieder. Der Knabe läuft ihm nach, minutenlang, stundenlang; er muß das kleine Licht erhaschen. Er fällt lang hin in den Morast, zerreißt Kleider und Schuhe, sein Gesicht ist zerkratzt, und die Arme und Hände sind von den Dornen zerfetzt. Rotes Blut tropft aus seiner weißen Haut, aber er gibt nicht nach, er muß das kleine Ding haben, muß wissen, was das für ein seltsam Licht ist, das da vor ihm durch die Luft huscht.

Vielleicht mag er sich verirren, drinnen im Sumpfe. Mag kleben im Moor und nicht mehr loskommen, mag sinken und ertrinken —



Ein Aghorpunt

Selten genug — den Göttern sei Dank. Öfter wird er am Ende müde, wird schreien und weinen. Die Eltern werden ihn suchen und finden, oder er wird selbst herauskommen aus den feuchten Wiesen. Das kleine glühende Licht hat er nicht gefunden — es huscht immer noch herum, dahinten zwischen den Weiden.

Oder aber: er ist ein Sonntagskind. Dann greift er gut — ah, nun hält er das Lichtlein in der Hand. Da läuft er und rennt, zur Landstraße; bleibt stehen und betrachtet, bei der nächsten Laterne Schein, seinen leuchtenden Schatz. Und er sieht, daß es ein unscheinbarer kleiner Käfer ist oder gar ein häßlicher weicher Wurm.

Rasch wirft er ihn fort. Und wen er dann später fragt, der sagt ihm, daß es ein Leuchtkäfer gewesen sei oder ein Glühwürmchen, und erklärt ihm gut, warum das Ding eigentlich leuchte. Da sind seine Illusionen begraben.

Ich denke immer, die großen Menschen, die nach dem Okkulten suchen, sind kleine Knaben, die durch die Wiesen laufen. Die mit glühheißen Wangen in die Nacht hinauslaufen, das seltsame, flatternde Lichtlein zu haschen.

Ich kenne viele. Irgendeine geheime Sehnsucht treibt sie, ein Wissensdrang oder eine Neubegierde. Sie grübeln und träumen, und ihre Gesichter werden bleich und müde. Das Licht narrt sie und treibt sie in die Sümpfe. Sie suchen und suchen durch lange Tage und viele Nächte. Sie glauben fest — — aber woran sie glauben, das wissen sie nicht. Und wenn man sie festhält und sie bedrängt mit Fragen, und wenn man ihnen alle Wege verstellt, so haben sie doch noch einen Ausweg. Sie geben dann zu: der Weg,

den sie gingen, war falsch, und jener andere ist's auch und auch dieser. Viele Wege waren Irrpfade, o ja! Aber einen Weg gibt es doch, einen großen, unfehlbaren Weg, der ganz gewiß zu den geheimsten Zielen führt: Indien.

Indien! Wie oft habe ich das Wort gehört von allen Okkultisten, Spiritisten, Theosophen, Mystikern und Spiritualisten! Es ist die letzte Rettung, die letzte Zuflucht gegen die schlimmen Angriffe der Vernunft und der Logik. Indien — da gibt es Geheimnisse, die allen Menschenwitz über den Haufen werfen, da blühen Wunder, deren tiefe Mysterien geradeaus in das Land des Übersinnlichen führen!

Die Literatur über diese Geheimlehren Indiens füllt manches Tausend von dicken Bänden. Viele sind nur Spekulationsobjekte, nur auf die Dummen berechnet, sind ein glänzendes Geschäft für gewissenlose Schreiber und Verleger. Wir haben in Deutschland und England Verlagsanstalten, die nur solches Zeug herausbringen, immer unter einer Maske, die dem Halbgebildeten höchst wissenschaftlich vorkommt. Es ist fast stets ein plumper und frecher Schwindel, der freilich sich häufig genug auch nicht um eines Haares Breite von andern vollständig ernst gemeinten Werken unterscheidet, mit dem manche Fanatiker ihre leichtgläubigen Leser erquicken. In Hunderten von Vereinen werden von neurasthenischen Jünglingen und hysterischen Mädchen diese „Geheimlehren Indiens" wie Manna verschluckt, werden ihre Apostel zu Heiligen gestempelt.

Wenn man eines von diesen Büchern liest, so weiß man alles — leider stimmt nur irgend etwas nicht, wenn man die Ratschläge in praktische Übungen umsetzen will. Liest man ein zweites Buch,



Yogin am Shiwala-Chat

so weiß man schon viel weniger — und je mehr man liest, um so mehr gerät man ins Leere und Ungewisse. Aber gut, sagen die bleichen Jünglinge, mögen auch die Bücher irren, eines bleibt doch noch: — Indien!

Das schlimmste ist, daß es diesen armen Menschen gar nichts hilft, wenn man ihnen Dutzende ihrer sogenannten Wunder und Phänomene erklärt. Einmal kam ich beinahe in bösen Streit mit einem solchen Fanatiker, der diese und jene übernatürlichen Geschehnisse durchaus nicht fallen lassen mochte. Als ich ihm schließlich das vormachte, was er ein Wunder nannte, war er doch nicht zufrieden: es stimme wohl, meinte er, aber — ich hätte schwarze Magie angewandt und nicht weiße!

Am letzten Ende liegt die Sache so: das Okkulte ist das Unbewußte, ist das, was wir „nicht wissen". Oder, wie ich es fasse, was wir noch nicht wissen. Es gibt also zweifellos noch manches „Okkulte". Von dem Augenblicke an aber, in dem wir das eine oder andere erkannt haben, hört dieses auf, ein Unbewußtes zu sein, wird vielmehr ein uns sehr Bewußtes. Das ist das, was der Forscher erstrebt — und zugleich das, was der Schwärmer nie sehen will. Das Geheimnis an sich ist ihm die Hauptsache, er will gar nicht den Schleier des Bildes zu Saïs lüften. Denn dann ist ja das Rätselhafte verschwunden, ist das Okkulte ans Licht gezogen — ist aus dem seltsamen flatternden Lichtlein ein armseliges kleines Würmchen geworden.

Indien! Fast mit heiligem Schaudern nennt der Okkultist das Wort! Yogin! Er erschrickt beinahe, wenn er von all ihren Wundern erzählt! Aber leider — nie ist er selbst in Indien gewesen, noch hat

er je einen lebendigen Yogin gesehen! — Und ganz sicher ist das so die beste Art, sich alle Illusionen zu wahren. — Man mag Indien durchsieben von oben bis unten, man wird da wohl manchen plumpen Schwindel, wie die Witze der sehr gerissenen Brahmanen und vieler Gaukler und Yogin finden, auch manch höchst abgeschmackte Narretei, wie die theosophische Gesellschaft von Hindumystikern der famosen Annie Besant, auch wohl manchen wilden und furchtbar-grandiosen Wahnsinn — aber Okkultes findet man kaum mehr als irgendwoanders in der Welt. Und was gar die Yogin und ihre Wunder anbetrifft, so wird man neben manchem Betrug wohl viel Seltsames, viel Entsetzliches und noch mehr Ekelerregendes finden — nie aber etwas Übernatürliches. Das alles ist viel äußerlicher als beispielsweise die Ekstasen der christlichen Mystiker, und wenn wir heute deren große Wunder als recht natürliche, wenn auch außergewöhnliche Geschehnisse erkennen, so kann es uns nicht schwer fallen, in den Mysterien der indischen Fanatiker das Okkulte so zu fassen, daß es uns zu einem sehr Offenbaren wird.

Wenn ich die schönen Worte Fakir, Yogin, Samnyasi, Gosain oder eines der andern Worte irgendeiner indischen Sprache, die dasselbe bedeuten, übersetzen soll, so bin ich in starker Verlegenheit. Gemeiniglich möchte man Büßer sagen — aber man muß dann gleich hinzufügen, daß fast keiner von ihnen etwas „büßt", ja, daß der Gedanke der „Buße" überhaupt diesen seltsamen Leuten fast durchweg fremd ist. Was sie tun, tun sie zur höhern Ehre irgendeines Gottes — genau so wie im frühen und späten Mittelalter die frommen Mönche und Nonnen sich selbst gepeinigt haben. Fakir heißt eigentlich

der mohammedanische „Büßer", Yogin der brahmanische und Samnyasi der Jaina; übrigens werden alle diese Ausdrücke willkürlich durcheinandergeworfen.

Wie die Mystik des Mittelalters hauptsächlich in den Klöstern ihren Sitz aufschlug, dann bei Eremiten und Einsiedlern in Wald und Wüste sich kräftig weiter entwickelte, genau so ist noch heute der Vorgang in Indien. Benares, die heilige Stadt des Wahnsinns, hat eine ganze Reihe von Asketenschulen, in denen die „Söhne Schiwas" sich vorbereiten — durch systematische Abtötung des Körpers und des Geistes, genau wie einst bei uns. Starrend vor Schmutz, die Haare zu filzigen Klumpen verwachsen, sitzen die Neophyten in der stickigen Luft und starren auf einen schwarzen Lingam — das steinerne Glied Schiwas, des Zerstörers, das zu Tausenden wächst, in allen Gassen und Plätzen und Tempeln und Häusern von Benares. Sie starren tagelang, monatelang, bis sie „Erlöste" werden, Samnyasi; dann ziehen sie aus als wandernde Büßer, als Selbstpeiniger, den Kranz mit kleinen Totenschädeln um den Hals. Viele befolgen die uralten Bußübungen der Veden, andere haben sich eigene neue ausgedacht.

Ich sah einen Urdhva Bahu am Dasaswamedh-Ghat, einen Büßer mit hochgerecktem Arm. Vor zehn Jahren begann er seine Buße, indem er den rechten Arm an einen Balken der Decke festbinden ließ; er selbst saß dabei angeschnallt auf einem Stuhl. Die Adern wurden abgebunden und so der Blutlauf gehemmt; allmählich erstarb dann das Leben des Armes. Die Sehnen verwuchsen, das Fleisch verschrumpfte. Natürlich litt der Mann entsetzliche Qualen, die nur durch die Bewunderung der ihn

stets umgebenden Menge etwas gelindert wurden. Als der Arm steif und starr senkrecht in die Höhe ragte wie ein Stock, war die Vorbereitung zu Ende; seither läuft er nun so als Heiliger durch die Stadt — zu Ehren Schiwas. Etwas Leben ist immer noch in dem Knochenarme, das beweisen die Nägel der geballten Faust: sie sind durch das Fleisch der Handfläche gewachsen und ragen als lange Krallen auf der andern Seite wieder heraus.

Ich sah Yogin, die von einem Ende Indiens zum andern pilgerten und sich bei jedem Schritte lang hinfallen ließen: so maßen sie mit ihrem Körper die Größe des heiligen Landes. Ich sah andere, die stets ein dickes Tuch vor dem Kopfe trugen, und eine ganze Schar, die mit glühendem Eisen sich Löcher durch die Zunge gebrannt hatte. Ich sah zwei in Ajodhja, die ihre Sandalen mit langen Nägeln an die Füße genagelt hatten, und drei andere, darunter eine Frau, die jeden Tag zehn Stunden lang nackt auf einem langen Nagelbette ruhten. Das ist nicht so selten, wie man annimmt; in Benares mag man im Kuhtempel Dutzende alter Weiblein sehen, die mit glattrasiertem Schädel im Pilgergewande mit ihrem Stabe dahertrotteln. Die Yoginfrau in Ajodhja war gerade von ihrem Nagelbette heruntergestiegen, auf dem sie zwölf Stunden gelegen hatte, mir zu Ehren stieg sie wieder auf. Sie ließ sich gern photographieren und nahm noch lieber ihren Backschisch. Ihr Büßerbett bestand aus aneinandergefügten Brettern, für den Kopf waren ein paar Leisten etwas erhöht. Von unten her war ein gutes Tausend langer Nägel hindurchgeschlagen; die Nägel waren nicht gerade scharf; auch war die Haut der Yogin im Laufe der Jahre wahrscheinlich recht ab-



Urdhva-Bahu, der Büßer mit dem emporgereckten Arm

gehärtet, wenigstens schien sie sich da recht wohl zu fühlen. Ich war von dem berühmten Nagelbett etwas enttäuscht; wenn es auch gewiß eine recht peinliche Ruhestätte war, so schien sie mir doch keineswegs geeignet, der Yogindame andauernde Qualen und Schmerzen zu erregen. Am Schiwala-Ghat saßen und starrten viele Gosain mit geschorenem Kopfe durch alle Tagesstunden unbeweglich in die glühende Sonne; andere standen durch Stunden auf einem Beine wie ein Marabu. Ich sah einen Kerl in Madura, der sich bis zum Hals in die Erde hatte graben lassen und nur mit dem Kopfe herausschaute; in seiner Nähe hatten sich zwei Yogin mit den Beinen an die Bäume hängen lassen.

Urdhva-Mukhi nennen die Veden eine uralte und sehr beliebte Art der Buße. Der Yogin hängt einen Strick an einen Ast und legt sich die Schlinge um den Hals; diese wird so angezogen, daß er nur eben noch auf den großen Zehen stehen kann. Da nun Auf-den-großen-Zehen-Stehen nicht gerade sehr einfach ist, so fällt der Yogin alle paar Minuten um und droht zu ersticken. Mit Mühe richtet man ihn wieder auf und er steht weiter — zwölf Stunden am Tage.

Einen anderen Yogin sah ich, der sich rösten ließ. Er hatte um sich einen großen Haufen von Mistkuchen — Kuhdüngerkuchen, Krähen und Eichhörnchen, das sind die drei Dinge, die man in Indien zu jeder Minute sieht — angehäuft und saß nun in diesem brennenden, stinkenden Ofen. Der milchweiße Rauch schwelte um ihn herum, und der Sohn Schiwas ließ sich zu Ehren seines Gottes rösten. Ein Kollege stand in der guten Sonne des indischen Sommers am Manikarnikaghat; seine Ansicht war die,

daß es verdienstvoller sei, sich von der Sonne rösten zu lassen. Ich weiß nicht, wieviel Grad es in der Sonne war, aber ich weiß, daß es im Schatten 48 Zentigrad war, und daß mein Freund, der Kapitänleutnant Baller, sein Bett in der Badewanne aufgeschlagen hatte und mächtig fluchte, wenn einer seiner Kulis für einen Augenblick etwas laxer wurde im Punkaziehen. Der Yogin aber stand jeden Tag zwölf Stunden lang mit kahlgeschorenem Schädel unbeweglich in der Sonne!

Alle diese „Vollkommenen" sind entsetzlich dürr und mager und starren vor Schmutz. Sie sind mit Asche bedeckt und oft von oben bis unten mit weißen und roten Farbstrichen, Schiwas Zeichen, bemalt. Sie tragen einen Kranz um den Hals, dessen kleine Nüsse Totenschädel darstellen; haben dazu einen Stab und einen Bettelnapf, in den das gläubige Volk Kupferstücke wirft. Ihre schwarzen fanatischen Augen liegen tief in den Höhlen, sie sind stechend und scharf, wie die von Raubtieren. Es ist, als ob da die Flamme des Wahnsinns aus den Hirnen hinauslecke.

Aber die schlimmsten von allen sind die Aghorpunt, diese seltsamen Gosain, die man auch heute noch, wenn man das Glück hat — — oder soll ich sagen: das Unglück? — an den Toren von Benares antreffen kann. Sie sind die Zyniker Indiens, die Anhänger des krassesten Pessimismus, die Vertreter absoluter Gleichgültigkeit gegen alles. Sie nennen nichts ihr eigen als eine Schädeldecke — man sagt, daß sie mit Fingern und Zähnen selbst diesen Schädel „gereinigt", das heißt: Fleisch, Augen und Hirn herausgefressen hätten. Nun essen sie und trinken sie aus diesem Schädel. Alles ist gleich viel wert, sagen sie, oder



Das Nagelbett

vielmehr: nichts ist etwas wert. Gibt man ihnen Wasser in ihren Schädelnapf, so trinken sie es — gibt man ihnen Petroleum, trinken sie es auch. Wirft man ihnen Reis zu, so sagen sie: Danke; schlägt man ihnen mit dem Stock ins Gesicht, so sagen sie auch: Danke! — Alles ist gleich!

Mag man sagen, was man will — — es liegt dem ekelhaften Treiben dieser Aghorpunt doch eine philosophische Idee zugrunde. Und eine viel tiefere für mein Gefühl, als bei dem großen Büßer Swami Saraswati, dem Heiligen von Benares, der vor ein paar Jahren starb. Die Tatsache, daß Swami in Benares wirkte, ist eines der merkwürdigen Rätsel der seltsamen Hinduwelt. Man stelle sich etwa vor, daß in Lourdes ein mohammedanischer Derwisch als Heiliger verehrt würde — denn dem Grabe des Jaina-Gläubigen Swami in der heiligen Stadt Schiwas erweisen sowohl Brahmanen wie Sikh und Mohammedaner Verehrung. Swami war ein sehr reicher Mann — eines Tages verschenkte er sein Vermögen an die Armen. Er ging in den Garten eines ihm befreundeten Jainakaufmanns und büßte; das heißt, er setzte sich mit untergeschlagenen Beinen und ausgespreizten Händen nackt dahin. Nach ein paar Jahren fand er Bewunderer und mit ihnen kam das Geld. Swami Saraswati ließ sich einen Bildhauer aus Agra kommen, der fertigte einen kleinen Tempel und darin aus Marmor die lebensgroße Figur Swamis. Oder auch Mahaviras, des Stifters der Jainareligion — wie man will. Denn die, übrigens ausgezeichnet gearbeitete Figur, trägt Swamis Züge — Swami aber wieder saß in der klassischen Stellung des Religionsstifters. Die Jainalehre ist, daß Mahavira vierundzwanzigmal im Laufe der Zeiten wieder zur Erde geboren wird — —

Swami Saraswati ambitionierte also nichts weniger als einer dieser Buddhas — Jinas in der Jainalehre — zu sein. Und so setzte er sich unter sein eigenes Bild — oder das der Gottheit — und saß da weiter durch einige fünfzehn Jahre im starken Geruche ungeheuerer Heiligkeit. Seine Tätigkeit — eben sein Dasitzen — war von außerordentlichem Erfolge gekrönt: ein Lac* Rupien nach dem andern konnte er in der Bank von Bengalen hinterlegen. Als er starb, war er ein Heiliger für Benares und für viele Millionen Inder, dazu ward er in seiner Jainagemeinde zum Jina, zum wiedergeborenen Gott, erklärt. Die Opfergaben hatten rund sieben Millionen Rupien erreicht; für einen Teil davon ließ er sich — neben seinem alten Platze — einen schönen Grabtempel bauen, den größeren erhielten seine Erben. Der Erfolg dieses Gosain war also zweifellos ein ungeheuerer, aber immerhin — — zwanzig lange Jahre auf demselben Flecke sitzen zu müssen! Ich für meinen Teil würde mich bedanken.

Swami Saraswati war ein Schlauer. Er erhielt für eine — für indische Begriffe — sehr leichte Buße eine sehr große Belohnung, freilich war er ein Reicher und ein Mitglied einer hohen Kaste. Die meisten Yogin und Samnyasi aber sind blutarme Teufel und aus der niederen Kaste der Sudra — — wenn sie sich auch noch so furchtbare, jahrelange Qualen auferlegen, so bringen sie es doch recht selten zu etwas.

Man erwarte nicht, daß man bei diesen Menschen etwas Übernatürliches finde! Ganz gewiß, sie alle zeigen einen ungeheuerlichen Willen, eine grandiose Überwindung alles menschlichen Empfindens. Aber

* Lac = 100 000.

alles das, was sie tun und zeigen, führt nicht nach oben — — führt vielmehr tief hinab auf eine elende, jämmerliche Stufe menschlicher Entwicklung. Die Seelenerlebnisse der indischen Büßer sind kindlich im Vergleich zu dem, was die christliche Mystik hier geleistet hat. Diese darf mit Recht für sich in Anspruch nehmen, daß sie bei allem Wahnsinn und aller widerlichen Narrheit doch tief in das Innerliche eingedrungen ist, während der indische Büßer von dem Alleräußerlichsten auch nicht eine Sekunde lang loskommt. Selbst in den schlimmsten Auswüchsen irrgeleiteten Denkens zeigt sich die weiße Rasse noch allen andern weit überlegen.

DAS HERZ INDIENS

Benares — was ist Benares? Um die Wahrheit zu sagen — ich weiß es nicht. Noch mehr: ich kenne niemand, der es weiß.

Einmal war mir das Wort ein schöner Klang...

Nun sah ich Benares. Und ich weiß dennoch nichts von ihr. Wie ich's versuche, es wird mir nie gelingen, das Wesen dieser Stadt zu ergreifen. Denn da erst, wo die Begriffe aufhören, wo das logische Denken sich umkehrt und der Wahnsinn zur Methode wird — da erst beginnt das Leben dieser Stadt.

Ich las vieles, was kluge Leute über Benares schrieben. Keinen gibt es, der die Mutter am Ganges liebte, und auch keinen, der nicht im tiefsten Grunde von ihr erschüttert war. Was aber Benares ist — das weiß keiner zu sagen. Ebensowenig, wie ich es sagen kann.

Das, was ich jetzt hier schreiben will, deucht mich richtig in jeder Zeile. Und dennoch wird es nicht Benares geben: Warânasi, die Stadt, die das beste Wasser hat!



An den Ufern der heiligen Ganga

Warânasi — die Stadt, die das beste Wasser hat — so ist der Name. Der Mensch, der dieses Rätsel zu lösen vermag, der allein ist imstande zu sagen, was diese Stadt ist! Das Wasser der heiligen Ganga nämlich ist das entsetzlichste Wasser der Erde. Millionen schmutziger Gläubigen baden im Strom und dazu die vielen Tausende, die allerhand Krankheiten haben — die am allermeisten. Alle Ströme der Welt zusammen aber tragen auf ihrem Rücken nicht halb so viel Verwesung wie die Ganga. Alles tote Getier wirft der fromme Inder in die heiligen Fluten, und dazu menschliche Leichen — denn wenn auch die meisten Toten verbrannt und nur ganz oder zum großen Teil wenigstens verkohlt in den Fluß geworfen werden, so darf doch die Flamme der Domra sich ebensowenig an Kinder wie an Priester wagen. Diese wie auch an ansteckenden Krankheiten Gestorbene werden so, wie sie sind, in die Ganga geworfen. Und doch ist dieses ekle Wasser heilig, und doch baden in ihm und trinken von ihm zu jeder Tagesstunde alle die aber Tausende nackter Menschen, die das Ufer von Benares belagern — von Warânasi — „der Stadt, die das beste Wasser hat".

Keine Religion auf Erden wendet sich so sehr an das Gefühl und so wenig an den Verstand wie die brahmanische. Nichts ist der Kopf: das Herz ist alles. Und so hat auch in dem äußeren System des Kultus das Brahmanentum kein Haupt — wie etwa das katholische Christentum im Papst, der Islam in des Propheten Nachfolger, die orthodoxe Kirche im Zaren als Summus Episcopus, der nördliche Buddhismus im Dalai-Lama — es hat nur einen gewaltigen Herzmuskel: W a r â n a s i. Rom ist die heilige Stadt des Abendlandes nur, weil der Statthalter

Christi dort wohnt; würde er morgen nach Buxtehude ziehen, so würde Buxtehude die heilige Stadt sein. Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Mekka und Medina sind heilig nur als Erinnerungsstätten — Benares aber ist die heilige Stadt an sich und in sich: Land und Wasser und Bäume und Steine und Tiere sind hier heilig.

Gewiß hat Benares auch große Erinnerungen; aber diese haben nichts mit dem Brahmanentum zu tun und sind längst völlig ausgelöscht aus dem Gedächtnis der fanatisch-frommen Hindumassen. Hier trat Gautama Buddha zuerst auf, drehte „das Rad seiner Lehre" und eroberte den ganzen Osten — über tausend Millionen Seelen. Aber in seiner Heimat war Schiwa, der Zerstörer, doch stärker wie er; nach jahrhundertelangem Kampfe rottete er die Lehre des „Erleuchteten" mit Stumpf und Stiel in Indien aus. Gautamas Nebenbuhler, Mahawira, der „Weltbezwingende", der zu gleicher Zeit wie jener und an derselben Stelle auftrat, ist die zweite Erinnerung, von der Benares — nichts mehr weiß. Freilich hatte Mahawiras Lehre nicht die gewaltigen Erfolge wie die Buddhas; sie blieb still in Indien und hat auch dort zu keiner Zeit eine Machtstellung gewonnen. Aber auf der andern Seite hielt sie zäh das fest, was sie hatte, und selbst Schiwas Zorn, der den „Erleuchteten" wegjagte, mochte ihr nichts anzuhaben. Noch heute leben die Jainas, manche Millionen stark, in Indien verstreut, und die gewaltigen Tempel und Heiligtümer im Gudscherat und in Radschputana zeugen von ihrer unverwüstlichen Lebenskraft. Nur in Benares — sind sie längst vergessen.

Und vergessen ist dort auch der Islam, das dritte und schlimmste Wetter, das sich zusammenzog über



Domras bei der Arbeit (Smaschanghat, Benares)

der alten Brahmanenstadt. 1194 nahm Mahomet Ghori die Stadt, fast sechshundert Jahre wehte über ihr des Propheten grünes Banner. Kaiser Aurangzeb, Schah Jahans Sohn und Akbars Enkel, rühmte sich, über tausend Hindutempel dort zerstört zu haben; er errichtete hoch an der Ganga seine gewaltige Moschee, die noch heute stolz hinabsieht auf die Hindustadt, ein gewaltiges Symbol für die stolze Verachtung, mit der jeder Muselmann hinabsieht auf den Hindu. Und Aurangzeb war nicht der einzige; seine Vorgänger und Nachfolger ließen ihren Zorn nicht weniger an den Hindutempeln aus: immer gleich ein paar Hundert auf einmal wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Was tat es? Der Hindu baute neue Tempel, und wenn man sie zerstörte, wieder andere. Denn die Stadt war ja heilig, der Boden und das Wasser der Ganga — nicht der einzelne Tempel. Und heute heben wieder mehr wie anderthalbtausend Hindutempel in Benares ihr Haupt und zwischen ihnen einige Millionen Götzenbilder, Lingams und heilige Bäume. Und von einem heiligen Ding zum andern wandern die heiligen Tiere — —

Das Christentum? O ja, es hat vor nun bald hundertundfünfzig Jahren den Islam in der Herrschaft abgelöst, der Union-Jack hat die grüne Fahne Mohammeds verdrängt, die zuletzt der Nabob von Audh führte. Der Halbmond ist verschwunden — aber das Kreuz ist nicht an seine Stelle getreten. Die britische Herrschaft mischt sich nicht in religiöse Angelegenheiten. So hat Benares heute den Islam längst vergessen, aber es weiß gar nicht einmal, daß das Christentum da ist.

Was in Benares ist, ist jung; im allerbesten Falle vielleicht 250 Jahre alt. Aber der Geist, aus dem

heraus es geboren wurde, ist uralt; es ist derselbe wilde, grausame, wahnsinnige Geist, der Witwen verbrannte, der die Kinder — wenn es Mädchen waren — in Milch erstickte, der der Göttin Kali Tag für Tag Menschenopfer brachte und seine Gläubigen zu Hunderten unter die zermalmenden Räder des Riesenwagens Schiwas und unter die schweren Füße der Elefanten warf. Derselbe rasende Geist, der die Yogin gebar, die heute wie vor dreitausend Jahren an den Ghats der heiligen Ganga sitzen und zu Ehren ihrer Gottheit mit einer ungeheuren Willenskraft ihren Körper zermartern, sich lebendig rösten lassen, die Zunge mit glühenden Eisen durchbohren, an den Beinen sich aufhängen oder auf scharfen Nagelbetten sich wälzen.

Benares! Jeder Fußbreit Landes atmet die glühende Heiligkeit, jede Welle des Flusses läßt das Herz des Pilgers höher schlagen. Millionen von Hindus ziehen Jahr um Jahr an diese Stelle; ganze Familien, ja halbe Dörfer treten gemeinschaftlich die Wanderung an. Jeder Hindu muß wenigstens einmal im Leben diese Pilgerfahrt gemacht haben; glücklich der, dem es vergönnt ist, an den Ufern der Ganga zu sterben. Man muß mit eigenen Augen gesehen haben, mit welcher Inbrunst sie das ekelhafte Wasser des schmutzigen Flusses schlürfen, während gleich nebenan Lepröse, Lupuskranke, Krebskranke den jammervoll entstellten Leib im Flusse baden, um den fanatischen Glaubenseifer des Inders begreifen zu können. Man muß seine grenzenlose Wut gesehen haben, wenn die Regierung, weil Pest und Cholera ausgebrochen ist, eine Zeitlang die heiligen Stätten sperrt. Was schiert es ihn, ob Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, Weib und Kind hier sterben, wenn nur er die Glieder



Kedarghat (Benares)

tauchen durfte in das heilige Wasser und seine Stirne damit befeuchten. Und dann — — kann man besser sterben? Er beweint die Toten nicht: er beneidet sie.

* * *

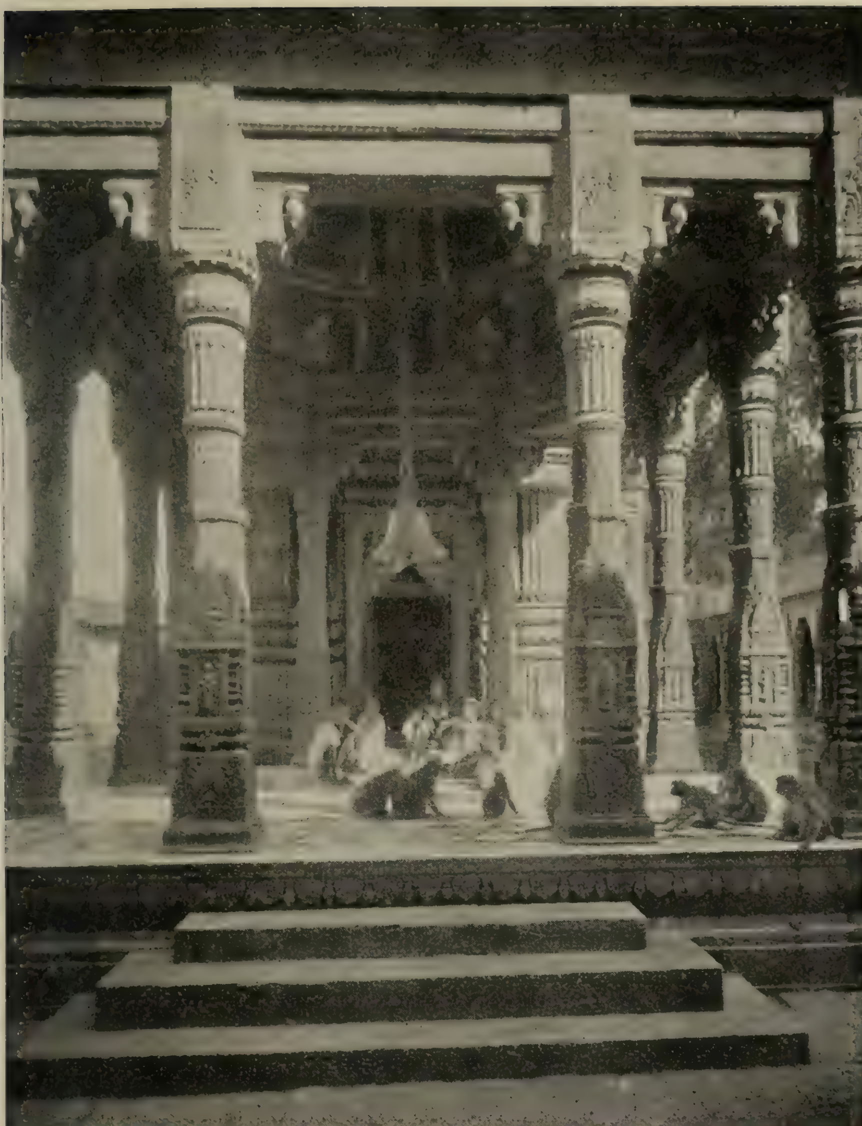
Im Palast des Maharadscha von Benares hat Frau Annie Besant ihr Hindukolleg. In dem großen Garten auf der anderen Seite der Straße liegen verstreut manche Gebäude, Häuser ihrer Verwaltung. Da ist eins, das einen großen Saal in der Mitte hat — an den Wänden hängen die Bilder Brahmas, Schiwas und Wischnus, Durgas, Kalis und mancher anderer indischen Götter. Aber auch die von Christus und der Madonna, von Gautama Buddha, von Mahavira, dem Stifter der Jainareligion, von Mohammed, von Zarathustra, der der Parsen Glauben fand, von Lao-tse und von Konfuzius. Es ist eine Galerie aller Götter und Propheten. Mächtiger aber als sie und den ganzen Saal beherrschend prangen an beiden Enden große Bilder von — — Annie Besant. — Ihr Haus liegt im andern Ende des Parkes, das „Bienenhaus" heißt es, und das zu Recht. Denn fleißiger als Frau Annie Besant ist keine Biene auf Erden — siebzig dicke Bücher schrieb sie bisher, und in jedem Jahr kommen neue hinzu. In einem andern Haus werden sie gedruckt, in einem dritten gebunden, in einem vierten verkauft. Und die etwas rundliche Dame hat außer dieser gewaltigen Anstalt in Benares noch zwei andere großartige Religionsstiftungen, in Kalkutta eine, die andere in Madras. Dazu reist sie herum durch die ganze Welt und lehret alle Völker — wie es geschrieben steht.

Was will sie? In einem weiteren schönen Haus ihres Gartens empfing mich der Vorsteher ihrer An-

stalten. Er war europäisch gekleidet, und ich glaubte zuerst, daß er ein „Halfcast" sei. Aber ich irrte mich wohl: gibt es doch manche Brahmanen, die nicht viel dunkler sind als ich selbst. Er war beleibt wie seine Herrin, und er war beredt wie sie. Er ließ mich kaum zu Worte kommen, begann seine Predigt und sprach so fort, eine gute Stunde lang. „Der Westen hat den Kopf," sagte er, „der Osten aber das Herz." Und die Missis und er selbst und alle die Mystiker und Theosophen des Hindukolleges wollen nun Herz und Hirn verbinden: so werden die reinen Menschen erstehen, die Menschen, die würdig sind, das Paradies auf Erden zu haben. Es ist richtig: der Mann weiß nicht recht, was der Osten ist. Denn der Osten, das ist China, und dessen Kinder haben nur ein Hirn und gar kein Herz und wissen nicht einmal, was ein Herz ist. Aber darum ist es doch wahr, daß sein Land, Indien, den großen Glauben hat. Den heißen, glühenden, gewaltigen Glauben, der vor nichts zurückschreckt, und der für dreihundert Millionen Inder dreihundert Millionen Götter wachsen ließ, den furchtbaren Glauben, der das Wasser der Ganga zum besten der Welten macht —

Ich weiß nicht, ob dieser Mann — und mit ihm Frau Annie Besant und alle die Führer ihrer Bewegung — ein Phantast war oder ein gläubiger Schwindler, vielleicht war er beides zugleich. Aber ich weiß, daß aus seinen braunen, stechenden Augen eine wilde Flamme leckte, und diese kleine, giftige Flamme kenne ich gut — sah sie oft in manchen Irrenhäusern. Ein kleiner Funke des rasenden Wahnsinns, aus dem Benares wächst.

Das ist die eine Stelle, wo der uralte Wahnsinn der heiligen Stadt hinausleckt nach Westen hin. Aber



Der Affentempel der Durga (Benares)

dies durchaus europäische theosophische Kolleg von Hindumystikern — das eine weite Gesellschaft umschließt und dazu einen engen, geheimen Kreis Geweihter wie alle Orden seit des seligen Cagliostro Zeiten — das auch nach Herzenslust „wissenschaftliche" Diplome verteilt wie amerikanische Schwindeluniversitäten — es paßt so recht an die Schwelle von Benares, deucht mich der wohluniformierte Torwächter der wahnsinnigen Stadt.

* * *

Vor den Toren legt sich der Irrwahn keine Schranken mehr auf. Heilige Affen hausen zu Hunderten in der schrecklichen Durga herrlichem Tempel, und ihre Bettelpriester bedauern es täglich, daß sie nur Ziegen opfern dürfen, und daß die Engländer ihnen das Menschenopfer untersagt haben — das Geschäft geht zurück, heilige Affen und Ziegenopfer ziehen nicht mehr recht. In den Gassen schreiten schwerfällig die heiligen Kühe und Stiere, zum Platzen überfüttert mit Blumen, Kräutern und geweihten Kuchen. Und die Frauen drängen sich heran an die Tiere, begierig, für ihre Gabe von ihnen ein klein wenig Mist zu bekommen — das unfehlbare Heilmittel gegen alle Krankheiten der Seele und des Körpers. Unter dem heiligen Pippalbaum bei Chanki-Ghat verehren grotesk bemalte Pilger Schlangen, deren Bilder ringsherum aus dem Boden gewachsen. Ziehen dann zum Gyan Kup, dem heiligen Brunnen des Wissens, in dem Schiwa selbst, der Zerstörer, sitzt. Nur Männer dürfen ihm auf nackten Füßen nahen. Ungeheure Mengen von geopferten Blumen verwesen in dem trüben Wasser, dessen Gestank selbst die heilige Ganga übertrifft.

In der engsten Stadt aber, wo sich Tempel an Tempel schiebt, einer immer seltsamer, merkwürdiger als der andere, drängt sich das fromme Volk so, daß man kaum einen Fuß vor den andern zu setzen wagt. Da ragt hoch über der Ganga der schöne, holzgeschnitzte Tempel des Fürsten von Nepal; Weiber knien vor seinen Bildern — unzüchtigere und obszönere gibt es nirgends in der Welt. In dem wunderbaren goldenen Tempel, der Bischeschwar, dem Herrn der Welten, geweiht ist, in den benachbarten des Mahadöh und in dem goldenen Kuhtempel, die alle nur mit dem heiligen Mist der geweihten Tiere — gereinigt werden, treten die Frommen mit begnadetem Fuß in sehr hohen, heiligen Schmutz. Dicht gedrängt kleben die Bettler an den Wänden, schauen gierig bald, bald indolent auf die Silber- und Kupferstücke, die die Priester den Fremden abbetteln, und speien ihren blutroten Betelspeichel. Und hier, wie überall in den Ghats der Ganga und in allen sechshundert Tempeln und in den vielen tausend Heiligtümern in den engen Gassen, ragen die schwarzen Zeichen des männlichen Gliedes Schiwas empor — des Zerstörers, der im Lauf der Jahrtausende der Herr blieb über Indien. Als Gautama Buddha aufstand, eben in dieser Stadt am Ganges, erwuchs Brahmas Religion ein furchtbarer Feind. Und Brahma, der Schöpfer, sank dahin; kaum ein Tempel im gewaltigen Indien dient heute seiner Ehre. Mit ihm verblich der Glanz Wischnus, des Erhalters. Aber Schiwa, der Böse, war stärker als sie beide, die mit ihm die Dreieinigkeit bildeten: Satan siegte, wo Gott ohnmächtig war. Vor ihm brachen nach tausend Jahren die Tempel und Heiligtümer Buddhas, der, aus ganz Indien vertrieben, sich ostwärts neue Hunderte von Millionen Bekenner



Mir-Chat mit dem Nepalesetempel (Benares)

suchte. Schiwa aber, der Satan, wurde nun zum Gott: der Zerstörer wurde der Schöpfer zugleich. Das ist das gewaltigste Rätsel dieses Landes, und sein Symbol ist Schiwas Phallus, des furchtbaren Gottes, der Tod und Leben zugleich ist, und dessen Zerstörung die Schöpfung bedeutet. Zerfallen liegen am Ganges gewaltige Paläste, riesige Ghats, herrliche Tempel, unterspült und zerbrochen von den heiligen Fluten. Aber unbekümmert bauen die Söhne auf den Trümmern der Väter: neue Ghats heben sich wieder, neue Tempel und Paläste entstehen in glanzvoller Pracht. Nur aus dem Tod blüht das Leben: so will es Schiwa, so seine „Sakte", seine Kraft, die als seine Gattin Durga neben das Symbol seines Lingams das ihre pflanzte — die Yoni.

* *
*

Es ist, als ob in dieser heißen Sonne die Religionen schneller altern als bei uns — so wie es die Menschen hier tun. Alt, ungeheuer alt scheint uns schon Buddhas Lehre, wie aus der Höhlenväter Zeiten aber starrt uns das Phantom des Zerstörers entgegen. So unendlich alt deucht es uns, daß wir gar nicht begreifen können, daß das alles noch heute Wahrheit ist. Wir starren mit aufgerissenem Mund auf die pilgernden Frauen, die umherziehen durch die Stadt und einem der vielen tausend Götterzeichen nach dem andern Blumen opfern. Tempel und Heiligtümer überall; viele tausend Götter werden hier angebetet, neben den Wassern, den Bäumen, den Steinen und Tieren. Zahlreicher aber als alle, überall aus dem Boden wachsend, wohin nur der Blick fällt: der Lingam, das steinerne Glied Schiwas, des Schreck-

lichen. Denn er ist der große Herr über alle, er ist der Herr von Benares. —

Der schwarze unförmige Phallusstein wächst in den Tempeln, auf den Ghats an der Ganga, wächst auf den Plätzen, in den Höfen und den Häusern. Fromme Frauen knien vor ihm, bespritzen ihn mit geschmolzener Butter und streuen ihm weiße Tempelblumen. Yogin drängen sich herum, abgemagert, nur Haut und Knochen, mit wilden, stechenden, wahnsinnigen Blicken. Hellfarbige Brahmanen schreiten stolz vorbei, die weiße Wollschnur über der linken Schulter; sie verachten das Volk, das sie haßt und dennoch wie Heilige verehrt, und sie verachten den Europäer nicht weniger, den sie dennoch auf Schritt und Tritt um ein paar Kupferstücke anbetteln.

Grandiose Festzüge ziehen durch die engen Gassen, täglich, stündlich fast. Reich aufgezäumte Pferde, Elefanten, Kamele, Priester, Yogin und Musikanten. Flöten und Hörner, viele Trommeln, Triangeln und Schellen — je wilder, je wahnsinniger, um so besser. Irgendein reicher Pilger bezahlt sie, heute der, morgen jener: es ist ein frommes Werk.

Da kommt eine weiße, alte, ungeheuer dicke Zebukuh. Sie schiebt sich langsam über den Markt, hält endlich vor dem Tische einer armen Gemüsefrau. Und das alte Weib, das nichts sein eigen nennt als die grüne Ware, ist selig vor Glück, daß das heilige Tier geruht, von ihrem Stand zu fressen, schiebt ihm die besten Wurzeln und die saftigsten Blätter hin. Hat sie nicht noch ein paar Blüten da? Sie reißt sie schnell aus dem grauen Haare —

* *
*



Manikarnikaghat mit dem Tarkeschwaratempel
(Die größte Leichenverbrennungsstätte zu Benares)

Benares! Nirgends in der Welt gibt es fettere Rinder und dickere Affen — und nirgends gibt es magerere und elendere Menschen. Hier hat das Leben einen anderen Inhalt als irgendwo sonst in der Welt. Vernunft und Logik, das sind Dinge, die es nicht gibt in der heiligen Stadt; Wahnsinn ist hier zur Methode, zu vielen tausend Methoden geworden. Benares, die Stadt des Herzens, die Stadt des Gefühls, die Stadt der wildesten Mystik, die Stadt, die die Gottheit in sich selbst erlebt. Denn die brahmanische Religion verachtet tief das Hirn und den Kopf: sie wendet sich nur an das Blut und an das Herz. Und der nährende Muskel, der dem gewaltigen Körper dieses Kultus Blut gibt, der alte, ewig junge Herzmuskel des Hindutumes, das ist die Ganga und die heilige Stadt an ihren Ufern: Warânasi, die Stadt, die das beste Wasser hat. —

So ist Benares die heilige Stadt des Wahnsinns. Ich fühle sie wohl — irgendwo in mir. Irgendein längst gestorbener Instinkt aus der Urväter Zeit wacht in mir auf: der mag sich wohl in Verbindung setzen mit ihr. Ich aber kann es nicht. Ich kann das nicht greifen, was die Menschen Benares nennen. Nichts bleibt mir von ihr als ein schwüler, entsetzlicher Klang und eine fressende Flamme des Wahnsinns.

SCHLANGENANBETER UND SCHLANGENBESCHWÖRER

Es gibt keine Religion auf Erden, in der die Schlange nicht eine Rolle spielte. In der jüdischen Religion — und mit ihr sowohl in der christlichen wie der mohammedanischen — ist sie ein Bild des bösen Prinzipes, des Teufels. Sie reicht der Eva mit süßen Worten im Paradiese den gefährlichen Apfel, und nach Tausenden von Jahren erfüllte der Nazarener das Wort: er wird ihr den Kopf zertreten, aber sie wird ihn in die Ferse stechen. In der christlichen Kunst ist dann die Schlange ein sehr beliebtes Objekt geworden; allein die Bilder des ersten Sündenfalles zählen nach vielen Tausenden. Im Buddhismus gilt die Kobra als heilig und wird immer wieder mit Buddha abgebildet; meist ist die Szene gewählt, wo der Erleuchtete mit untergeschlagenen Beinen dasitzt, während die große Brillenschlange, um ihn vor der Sonne oder auch vor dem Regen — die Legende wird verschieden erzählt — mit ausgebreitetem Schirme zu schützen, sich hinter ihm hoch aufrichtet. Hat doch



Kaiser Aurangzebs Moschee (Benares)

der Hindu von altersher die Nagas verehrt, die Schlangengötter, die zuerst Buddha nachstellten, dann aber von ihm bekehrt zu sehr eifrigen Anhängern werden. Eine Menge von afrikanischen Negervölkern erweist ebenso der Schlange göttliche Verehrung, dasselbe finden wir bei vielen Kanaken, Papuas, Melanesiern und Polynesiern. Der Vaudouxkult der christlichen Haitineger verehrt die Schlange ‚houdon badagri‘, als Johannes den Täufer; ihr — oder ihm — werden die Opfer des „ungehörnten Bockes“, d. h. die Kindesopfer, gebracht. Sehr stark ist die brahmanische Religion mit dem Schlangenkult durchsetzt, wie denn auch Indien das Stammland aller Schlangenbeschwörer und Schlangengaukler ist.

Man hat kaum den Fuß in Bombay an Land gesetzt, so begrüßt einen schon der Gaukler. Er setzt sich geduldig mit seinen Säcken und Körbchen in den Straßenstaub vor das Hotel und wartet still in der Sonne, daß man herauskommen möge. Seine Tricks sind fast immer dieselben und gleichen auf ein Haar allen denen, die unsere Taschenspieler auf den Jahrmärkten dem erstaunten Publico zeigen. Auch reden die Hindugaukler genau so viel und so schnell wie unsere Kirmeskünstler; nur besteht ihr Gerede in der Hauptsache aus dem Aufzählen der Zahlen von eins bis zehn — das freilich können sie in einem ganzen Dutzend Sprachen. Ab und zu sieht man dann ein paar bessere Kunststückchen, wie den uralten Witz Mosis: das Verwandeln eines Stabes in eine Schlange und umgekehrt. Oder der Gaukler läßt einen Taler auf seiner Hand in eine Kröte sich verwandeln oder macht den alten Zauber der ägyptischen Priester nach, die Moses damit zu übertrumpfen suchten, daß sie das große Heer der Wanzen, Flöhe und Läuse herbei-

beriefen. Diesen Trick wird ein europäischer Salonzauberer schwerlich nachmachen können, er müßte sich denn entschließen, auch so vielem Ungeziefer als Herberge zu dienen wie indische und ägyptische Gaukler. Inzwischen tanzen die Äffchen und Ratten, oder es wahrsagt irgendein weiser Papagei. Eine Hauptnummer ist stets der hübsche Trick mit dem Mangobaum. Der Gaukler scharrt mit den Händen ein wenig Erde zusammen, steckt einen Mangokern hinein und begießt das Ganze tüchtig mit Wasser. Dann wird das Tuch darüber gedeckt — wie nett wäre doch alle Zauberei ohne dieses leidige Tuch! — der Gaukler zählt in siebzehn Sprachen siebzehnmal bis siebzehn und arbeitet mit seinen Händen eifrig unter dem Tuche. Endlich zieht er es weg — und in dem Häufchen Schmutz steht ein hübscher kleiner Mangobaum. Ein anderer Gaukler verschluckt rote, grüne und weiße Pulver, behält sie eine Zeitlang bei sich und spuckt sie dann — ganz trocken — wieder aus. Sehr beliebt ist auch das Augenherausnehmen, das Armverbrennen, das Dolche-in-den-Bauch-Stoßen, das Hochheben schwerer Steingewichte mittels einer Schnur, die an der durchlochten Zunge befestigt ist — ein reizender Anblick! — und das wilde Herumrollen zwischen haarscharfen Dolchen und Degen; kurz alle diese Tricks, die auch die sogenannten „schlafenden Fakire“ auf unseren Varietés zu zeigen pflegen. Es folgt gewöhnlich das „verschwundene Mädchen“, das in einen kleinen Korb steigt, den der Zauberer zudeckt. Er nimmt nun einen Degen und stößt nach Herzenslust von allen Seiten durch den Korb — natürlich klettert am Ende das Mädchen höchst vergnügt und sehr lebendig wieder heraus.



Schlangenbeschwörer

Nur sehr selten hat man Gelegenheit, den berühmten Trick des Abhiradana zu sehen. Der Zauberer wirft ein Seil in die Luft und läßt dann einen Knaben daran hinaufklettern: wo das scheinbar freihängende Tau oben aufhört, da verschwindet auch der Knabe. Dann steckt der Gaukler ein langes Messer quer in den Mund, macht ein furchtbar böses Gesicht, faßt das Seil und klettert auch hinauf. Er verschwindet oben, wo auch sein Knabe verschwand; das Seil baumelt eine Zeitlang allein frei in der Luft. Plötzlich hört man oben in der Luft das jämmerliche Geschrei des Knaben und dazwischen das Wutgeschnaube des alten Gauklers — aber man sieht nichts. Dann fällt ein blutendes Bein herunter, ihm folgt ein Arm, darauf der verzerrte und verstümmelte Kopf des Knaben. Noch ein Bein fällt herunter und noch ein Arm; endlich plumpst der Leib herab. Sehr zufrieden mit seiner Tat klettert dann der bärtige Zauberer am Seile zur Erde hinab. Zuerst reinigt er sorgfältig das blutige Messer, dann sammelt er die verschiedenen Menschenteile zusammen und steckt alles durcheinander in einen großen Korb. Er nimmt nun einen mächtigen Steinmörser und zerstampft den Inhalt des Korbes zu einem dicken Brei. Endlich stülpt er den Deckel auf und präsentiert den Korb freudestrahlend dem Publikum. Einer öffnet — — und vergnügt hüpft der Knabe heraus. — Dieser blendende Trick geht dem Europäer meist ein wenig auf die Nerven, ist aber so recht nach dem Geschmacke der Hindus, die sich trefflich dabei belustigen.

Aber die Hauptsache bei allen Gaukelkünsten bleiben stets die Schlangentänze und Schlangenkämpfe. Jeder Gaukler führt in einem kleinen Körbchen einen

Mungo mit sich und in einem andern eine Menge Schlangen. Der kleine Mungo wird herausgenommen, dazu eine zwei bis drei Meter lange Natter. Sofort greift der behende Vierfüßler das zehnmal größere Tier an und hat es in wenigen Minuten totgebissen. Interessanter freilich ist sein Kampf mit der sehr giftigen Brillenschlange; da nimmt sich der kleine Kerl mächtig in acht und zeigt seine wundervolle Geschicklichkeit in bestem Lichte. Auch in diesem Kampfe bleibt er fast immer der Sieger.

Um ihre Kobras tanzen zu lassen, benutzen die Beschwörer eine kleine Trommel, eine Querpfeife oder auch eine Trommelpfeife. Sie öffnen nur ein wenig den Schlangenkorb und beginnen die Musik. In wenigen Sekunden kriechen die Brillenschlangen hervor, heben sich hoch und beginnen zu tanzen. Meistens hat man diesen Tanzschlangen die Giftzähne ausgebrochen, aber häufig verzichten die Beschwörer auch darauf, im festen Vertrauen, daß sie jeden Biß doch leicht mit ihren Zaubermitteln heilen können. Leider irren sie sich da stets gründlich, und mehr wie einer von ihnen muß seinen Glauben mit dem Tode bezahlen.

Die Gaukler und Schlangenbeschwörer gehören alle der niedersten Kaste an und sind schwarz oder tiefbraun. Die Schlangenbeschwörer in Hinterindien und auf den malayischen Inseln werden „Kling" genannt, d. h. Bastarde, sie sind alle indischer Herkunft; in Ceylon stellt die unreine Kaste der Rodiyas die Gaukler und Schlangenbeschwörer.

Es ist seltsam genug, daß der Hindu ruhig einem Kampfe zwischen dem Mungo und einer Schlange zusieht und sich mächtig freut, wenn der geschmeidige kleine „Jaggernath" der viel größeren Schlange oder gar der giftigen Kobra das Genick durchgebissen



Schlangenanbeter (Madrassi) am Coleroon

hat. Und doch würde er nie wagen, derselben Schlange ein Leid anzutun, wenn er ihr im Busche begegnet, ganz besonders nicht der Kobra, die Buddhisten und Brahmanen gleich heilig ist. Durch ganz Süd- und Mittelindien wie in Ceylon wird die Schlange verehrt; es ist etwas durchaus nicht Ungewöhnliches, daß man einen Madrassi, Tamilen oder Singhalesen findet, der vor einem Schlangenloch — manche Arten halten sich mit besonderer Vorliebe in Ameisenhügeln auf — steht und die Tiere anbetet. Wie in unseren Märchen stellt er dann ein Töpfchen mit Milch auf, auch ein wenig Wasser und eingeweichten Reis — — obwohl der göttlichen Schlange wahrscheinlich eine Maus oder ein Frosch sehr viel sympathischer sein würde. Das sind meist so kleine Privatgottesdienste einzelner, aber auch ganz öffentlich findet an manchen Plätzen die Verehrung der Schlange statt.

Die Schlange ist ursprünglich — und das mag als feststehend bei allen Religionen gelten — das Prinzip des Bösen. Die Ophiten lehren, daß Jaldaboath, der Sohn der Sophia, der große Gott des Stoffes, die Schlange — Samiel — erzeugt habe. So ist die Schlange zugleich das Symbol des Bösen und auch das der Weisheit. Das ist ganz biblisch: die Schlange trägt die Sünde in die Welt und gilt zugleich als die Trägerin des Verstandes. („Seid klug wie die Schlangen!“) Nun sind manche Völker mit der Zeit vom Gotte des Guten zu dem des Bösen übergegangen, und zwar zum Teil unbewußt, in atavistischem Rückfalle, wie die Haitineger, denen die Schlange Johannes der Täufer ist, zum Teil aber durchaus durchdacht und wohlüberlegt, wie die gnostischen Sekten der Katharer, der Ophiten, der Pau-

licianer und mancher andern. Auch der Brahmaismus hat diese Wandlung durchgemacht, und zwar zweimal. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Perso-Arier und die Hindu-Arier — — d. h. die heute noch herrschende Kaste in Indien: die Brahmanen — — anfangs ein Volk mit einer Sprache und einer Kultuslehre waren. Sie trennten sich — und mit dieser Trennung fand eine völlige Umkehrung der Religion statt: die, die Indien eroberten, sahen in Asura den Gott des Guten, in Dewa den des Bösen, die andern, die nach Persien zogen, blieben bei der ursprünglichen Meinung, die Dewa als Gott und Asura als Teufel ansah. Das war lange vor den Veden und vor dem Zendavesta, und es ist eine Hypothese, die sich mit absoluter Sicherheit natürlich nie beweisen läßt. Aber die Geschichte des Brahmaismus zeigt ein sehr in die Augen springendes Analogon zu diesem Vorgange. Als der Buddhismus sein Haupt erhob und durch ganz Indien ungeheure Fortschritte machte, da wandte sich der Kult der Brahmanen von neuem ab vom „Schöpfer“, von Brahma, und warf sich dem Zerstörer — Schiwa — ganz in die Arme. Und Schiwas Macht war die größere, er ward der Sieger in dem gewaltigen Kampfe und rottete den Buddhismus gründlich aus.

Mit dem Siege Schiwas und seiner Gattin, der grausen Durga, drang der ganze Kult der hunderttausend kleinern Götter und aller der heiligen Tiere mehr und mehr durch, nicht zuletzt der der heiligen Nagas, der Schlangengötter. In Benares, der Stadt des Wahnsinns, in der alles heilig ist, was sich nicht wehren kann, Menschen, Kühe, Affen, Bäume, Steine, Knochen, Wasser und was immer noch, spielt auch die Schlange ihre Rolle. Beim Chanki-Ghat wächst ein großer

heiliger Pippalbaum, ringsherum stehen eine Menge Schlangenbilder. Vor ihnen sitzen stets Scharen von Frommen und Büßern, dazu manche Yogin, buntbemalte Söhne Schiwas, mit wilden Augen und verfilzten Haaren. Und sie zermartern den elenden Leib — — zu Ehren der heiligen Schlangengötter und zum großen Ruhme Schiwas, des Zerstörers.

PAKULWAN, DIE RINGSCHULE AN DER GANGA

Über die heilige Ganga kriecht, früh bei Sonnenaufgang, mein Boot, an dessen schweren Riemen sechs nackte Ruderer ziehen. Ein totes Rind treibt mit mächtig aufgedunsenem Leibe vorbei und schlägt mit den weit hinausragenden Beinen an die langen Riemen. Wenn ich auf die Stromseite blicke, kann ich noch manche Äser finden, Pferde, Hunde, Katzen, Affen, Ziegen und Kamele — — sie schwimmen stumm herab, bis sie weiter abwärts die Krokodile greifen. Aber ich blicke zum Ufer hin, schaue auf Benares und seine Ghats, die riesigen Treppenanlagen, die zum Wasser führen. Und über sie hinauf, auf die Tempel und Paläste —

Wie Ameisen läuft es herum. Überall wachsen wie Pilze die gelben riesigen Sonnenschirme aus dem Boden, aus ihnen heraus kriechen die Priester, die Pilger, die Büßer und die Frommen. Und alles badet in den heiligen Fluten, trinkt andächtig das Wasser der Mutter Ganga. Am Manikarnika-Ghat, unter dem Tarkeschwaratempel, brennen die

Domras Leichen auf ihren Scheiterhaufen, stoßen fest zu in das Feuer mit ihren langen Stäben, daß die Flamme hoch hinaufleckt. Einem nackten, toten Kinde, nicht alt genug, um verbrannt zu werden, binden sie einen Krug um den Hals, stoßen es dann hinab in den Strom. Und es schwimmt hinab wie die Äser der Tiere, um irgendwo einem mitleidigen Kaiman zu begegnen. Schwimmt vorbei an den vielen tausend Gläubigen, die es achtlos beiseite stoßen und ruhig weiterbadend von der Ganga wundertätigem Wasser trinken.

* * *

Am Nepal-Ghat hält mein Boot; der Gauner, der mir als Führer dient, ist jedenfalls der Ansicht, daß des Königs von Nepal unzüchtiger Tempel die größte Sehenswürdigkeit von Benares sei. Ich steige hinauf, eine enge, schmutzige Treppe, die ein heiliger Bobaum mittendurch spaltet. Alles ist heilig in dieser Stadt, alles ist göttlich und genießt göttliche Ehren. Aber heiliger ist nichts als der Lingam, des furchtbaren Gottes Schiwa schwarzer Phallus. Und hier, auf dem Wege zu des Königs von Nepal obszönem Tempel ragt überall der steinerne Lingam auf, glänzend, mit geschmolzener Butter bestrichen von den Gläubigen. In einem kleinen Seitentempel spreizt sich, stehend in einer Yoni, der blutdürstigen Kali Schoß, ein großer, buntbemalter Lingam, und aus einer Schale tropft der Ganga heiliges Wasser auf Schiwas Symbol. Der Nepalesetempel selbst ist klein genug, ringsum mit Holzschnitzereien geschmückt. Eine dieser Schnitzarbeiten ist immer obszöner als die andere, abgeschmackte Szenen rohen Humors, wie auf den Bildern von

Port Said. Der Priester, ein heller Brahmane, erklärt eifrig die einzelnen Szenen, gierig, ein paar Kupferstücke zu erbetteln. Frauen kommen, streuen Blumen und spritzen geschmolzene Butter, beten eifrig im Staube vor diesen Bildern und vor den schwarzen Lingams — —

Dicht drängt sich Tempel an Tempel, ich sehe das Heiligtum Mahadöhs mit seinen vielen kleinen Spitzkuppeln und nach dem Sain-Ghat zu den Goldenen Tempel Bischeschwars, des Herrn der Welt, den heiligsten und kostbarsten Bau zur Verehrung von Schiwas Lingam. Und verwirrt, unfähig zu klarem Denken, schreite ich dorthin, quer durch ein Feld schwarzer Phallen —

* * *

Da stockt mein Fuß. Ich sehe seltsame Geräte auf einem kleinen Hofe liegen, der zwischen den Tempeln hoch auf die Ganga hinausblickt. Gewaltige Hanteln, riesige Mühlsteine, mächtige Keulen — — alle aus schwerem, hellem Sandstein gearbeitet. Ich rufe meinen Führer — er versteht nicht recht, wie jemand an derlei Dingen Gefallen finden kann. Aber er gehorcht doch, schreit laut und ruft die Leute herbei. Ich bin bei den Pakulwan, den berühmten Ringern von Benares.

Seltsam, in dieser heiligen Stadt, in der jeder Atemzug Religion ist, in der Millionen von Pilgern jahrein, jahraus die Luft mit heißen Gebeten erfüllen, in der viele Tausende von Priestern und frommen Büßern der Ganga widerliches Wasser schlürfen — — mitten in dieser wahnsinnigsten Stadt der Erde ist ein Platz, der dem Sport geweiht ist. Und das ist gewiß: es ist der einzige kleine Fleck



Indische Ringer

in der großen Stadt, der gesund ist, der einzige, auf dessen Boden nicht irgendein wilder Wahnsinn kriecht.

Debhi Chandhari heißt der alte Meister. Er ist ein Ringer, weil sein Vater ein Ringer war, und der war es, weil es der Großvater war. Und so fort durch unendliche Generationen. Und natürlich: die Söhne des Alten sind wieder Ringer. Zu ihnen kommen wenige Schüler — der Sport ist nicht beliebt in der heiligen Stadt. Auch treten die Ringer nie in Benares selbst auf, oder doch nur draußen in der englischen Villenstadt, wenn sich britische Sportsfreunde an ihren Spielen erfreuen wollen.

Bereitwillig zeigen sie mir ihre Arbeit. Sie machen alle ihre Geräte selbst, und stets ist es der weiße Sandstein, den sie dazu verwenden. Sie sind im Training das ganze Jahr über, arbeiten jeden Tag ein paar Stunden; dazwischen machen sie dann Fahrten durch Indien, um ihre Kunst zu zeigen. Die Athletenarbeit ist korrekt und gut durchgebildet; sie gleicht bis auf die primitiven Geräte und dem gänzlichen Mangel an exakter Bewegung durchaus der Arbeit europäischer Schwergewichtsathleten. Der Ringkampf selbst ist in der Hauptsache griechisch-römisch, doch kennen die Leute eine Reihe von Griffen, die stark an Jiu-Jitsu erinnern.

* * *

Mit einem lauten Krach warf Mahadu Sakul die schwere Steinhantel zu Boden. Er nahm die weiße Schnur von der Bank auf und legte sie über die linke Schulter: zum Zeichen, daß er ein Brahmane sei. Dann bettelte er wie ein echter Brahmane und bekam seinen Backschisch. Und stolz schritt

er die Stufen herunter zur heiligen Ganga: mein Schatten war auf ihn gefallen, der Schatten eines Mleccha, eines Menschen, der keiner Kaste angehörte. Er war verunreinigt — so stieg er in die schmutzigen Fluten, sich zu baden — rein wieder zu werden.

Haßerfüllt, und doch voll tiefer Ehrfurcht blickte mein niedriger Diener dem Zweimalgeborenen nach —

DER LUSTIGE MUSIKANT

Er hieß Wilhelm Meier, aber er nannte sich Cosimir Amadaeus. Der Amadaeus war zu Mozarts Ehren da, das begriff ich; aber ich verstand den „Cosimir" nicht recht.

„Es ist ein Druckfehler," sagte ich, „Sie meinen gewiß Casimir."

Aber er protestierte energisch; er meinte gar nicht Casimir, sondern Cosimir — und das war zu Cosimas Ehren und ad majorem gloriam des Hauses Wahnfried.

Er war ein starker Fünfziger, aber die grauen Locken waren schwarz gefärbt. Er hatte viele Locken; etwas unregelmäßig freilich — es waren überall dazwischen kleine kahle Stellen. Seine Finger waren auch schwarz, weil er sich immer in die Locken greifen mußte und weil die abfärbten.

Er war der Vertreter des musikalischen Deutschlands im Auslande.

Ich kannte ihn schon seit manchem Jahr. Ich traf ihn einmal in Paraguay, dann in Freemantle in Westaustralien. Und jetzt wieder in Indien.

Wie er mich sah, flog er auf mich zu. Wie ein Fußball, in raschen, scharfen Stößen. Denn Cosimir Amadaeus ist klein und sehr rund; dabei hat er eine außerordentliche Muskelkraft, in den Fingern nicht weniger wie in den Waden. Ich wußte natürlich, was er wollte — — ein Konzert. Aber ich kannte das; ich hatte mich früher einmal, in Brasilien, breitschlagen lassen, in einem seiner Konzerte mitzuwirken — vor Niggern und Indios in allen Schattenfarben!

Ich dankte; ich bliebe nur einen Tag noch in der Stadt, sagte ich. Und er meinte, das mache gar nichts, wir würden gleich am nächsten Abend konzertieren. Er habe ein großartiges Publikum, nur Europäer. Aber ich blieb hart: stockheiser sei ich. — Oh, das macht erst recht nichts — kein Mensch würde es merken.

Er redete zwei Stunden auf mich ein und aß dabei mein Abendessen und trank meinen Whisky. Am nächsten Morgen war er wieder im Hotel, redete weiter und verzehrte mein Frühstück. Ich mußte ihm schließlich zehn Eintrittskarten, zu fünf Rupien eine, abkaufen, und er erklärte, das sei nur ein sehr schäbiger Ersatz. Ich war sehr geschmeichelt und dankte ihm.

Schon zum Tiffin war er wieder da, und nun ließ er mich nicht mehr aus; er wollte sicher sein, daß ich wenigstens als Zuhörer dabei sein sollte. Er probierte meinen Frack — aber der paßte ihm Gott sei Dank ganz und gar nicht. Cosimir bedauerte das sehr — vielleicht könne man ihn noch umändern lassen, meinte er —

* *
*

Der Hotelsaal war voll, das ist wahr. Aber — Europäer waren nicht da, nur Halfcasts und Natives. Ich wollte mich drücken in der Tür; ich behauptete, daß ich meinen Malariaanfall herannahen fühlte. Aber das half gar nichts; er schleppte mich an die Bar und wir tranken acht Whiskys — ich einen und er sieben. Das sei das Beste gegen Fieber, erklärte Cosimir, und zugleich das Beste, um gut zu spielen. Dann erwischte er den Manager des Hotels — mit dem zusammen trank er noch sechs Whiskys.

Auf dem Programm stand: „Herr" Cosimir Amadaeus. Er hat mir früher einmal auseinandergesetzt, wozu das „Herr" gut ist: es ist das unfehlbare Zeugnis für das musikalische Genie. Unsere Diplomaten im Ausland nennen sich nicht mehr Graf und Freiherr, sondern Mons. le Comte und Mons. le Baron, unsere jungen Kaufleute aber heißen ganz gewiß Mister Lehmann und Mister Müller. Die Ritter von der Palette, die ich da draußen traf, waren zu Don Eduardos und Don Gustavos geworden — — nur der Musiker hält Deutschlands Fahne hoch und bleibt der „Herr". Und — was noch seltsamer ist — auch der Fremde wird ihn überall „Herr" anreden, nie ihm den Titel seiner Sprache: Mister oder Don, Senhor oder Monsieur geben. Denn für den Musiker ist der „Herr" ein Ehrentitel: er beweist, daß sein Träger aus Deutschland kommt, dem großen Mutterlande aller Musik. Das weiß alle Welt. Der „Mister" Amadaeus kann irgendein Nichtskönner sein — der „Herr" Meier aber ist unter allen Umständen ein genialer Künstler.

Das Konzert begann. Ein anglo-indischer Gesangverein — an dem alles indisch und gar nichts englisch war — sang: „Sailing, sailing"; dann verabfolgte

eine sehr dunkle Lady: „Home, sweet home" und ein gestreifter Jüngling das unvermeidliche: „Suwanee river", das er einen „Comic song" nannte. Und dann kam Herr Cosimir Amadaeus —

Er spielte — — aber natürlich! — eine Lisztsche Ungarische Rhapsodie, dann ein Chopinsches Nocturno. Und — natürlich! — Saint-Saëns' Danse Macabre — —

Herr Cosimir war betrunken, das läßt sich nicht leugnen. Er spielte abscheulich; die zweite Ungarische wurde zu einer Cosimirschen Improvisation und die Gondoliera, die er, wie gewöhnlich, zugab, schien viel mehr von Sousa als von Liszt zu stammen. Cosimir schlug daneben, daß es eine Lust war, nahm zwei Tasten auf einmal und verpaßte konsequent den Baß.

Aber das alles machte gar nichts. Die schwarzen Ladies und Gentlemen sahen wohl, wie Herr Cosimir auf seinem Stuhle hin- und herrutschte, sie begriffen ganz gut, daß er zuviel getrunken hatte. Um so mehr aber bewunderten sie seine Kunst. Sie sahen nur auf seine Hände, und die tanzten und hupften höchst vergnüglich auf der Klaviatur herum. Sie alle hatten zu Hause einen Phonograph, manche ein Pianola, der eine und andere sogar ein Orchestrion. Nun, was diese Instrumente konnten — das machte hier ein Mensch! Ein einzelner Mensch — war das nicht bewundernswert? Und er machte es, obwohl er augenscheinlich stark betrunken war. Gipfel des Genies!

Allerdings — er war auch „Herr" Cosimir.

Nach dem Konzert gab es ein kaltes Büfett, das irgendein brauner Bewunderer von Cosimirs Kunst gestiftet hatte. Der Virtuose aß ungeheuer viel; alles,

was übrig blieb, ließ er sich sorgsam in Papier wickeln und nahm es mit nach Hause —

* *
*

Solange ich in der Stadt blieb, erschien Cosimir regelmäßig bei mir zum Frühstück; zum Tiffin und zum Dinner kam er sehr selten; nur, wenn er gerade nicht irgendwo eingeladen war. Es war einer seiner Grundsätze, niemals etwas für Essen und Trinken auszugeben. Und Einladungen hatte er natürlich in Hülle und Fülle, da er seelenruhig in alle Häuser von Eingeborenen ging — wenn diese nur ein wenig Geld hatten. Er nannte das „ein modern denkender Mensch sein"; jeder kleine Bürger zu Hause, der von seiner Ofenbank aus auf die Gleichberechtigung aller Menschenrassen schwört, hätte seine helle Freude an ihm gehabt. Die Europäer freilich, die dort waren, waren weniger entzückt von ihm.

Aber wenn ihm einer ins Gewissen redete: „Schämst du dich nicht?" — dann fuhr sich Cosimir durch die gefärbten Locken und sagte: „Die Kunst verbindet alle Menschen." Dann war er der weltfremde Künstler, der im Traumland lebt und nichts weiß von dem Trachten und Streben der bösen Menschen.

Jede Stadt war ihm gut für ein paar Monate. Er gab in dieser Zeit ein halbes Dutzend Konzerte, in Hotels und bei Privaten — dann ebensoviel in der Nachbarschaft. Stets: unter liebenswürdiger „Mitwirkung" von Mrs. X und Mr. Y —, das waren die Leute, die ihm das Haus voll machen mußten. Dazu gab er Stunden, nicht unter fünf Rupien — in wenigen Wochen konnten seine braunen Schüler und Schülerinnen alle Kunst Beethovens lernen. Seine

Stunden legte er meist vor irgendeine Mahlzeit — er kam dann spät und blieb dafür lange: ein ganz kleines Weilchen am Klavier und eine gute Zeit am gedeckten Tisch.

Seine Taktik war immer dieselbe. Kam er in eine neue Stadt, so suchte er zuerst die Deutschen auf; dann gab er ein Konzert im „Deutschen Klub". Und bei diesem Konzert war er nie betrunken. Er spielte seine besten Sachen, nahm sich tüchtig zusammen und gab recht Anerkennenswertes. Und wenn er auch kein Paderewski war, kein Sauer und kein Feruccio Busoni, so war er doch sicher etwas Besonderes für die ausgehungerten Ohren der Europäer. Man nahm ihn gut auf und war froh, daß er da war. Dann gab er ein öffentliches Konzert — im Hotel. Dahin kamen auch die Eingeborenen — und ihre Bewunderung war grenzenlos. Für sie war „Herr" Cosimir stets der Inbegriff aller Musik. So saß er im Sattel in dieser Stadt — für acht bis zehn Wochen.

Als er wegging, schrieben die „Independent Times": „Ein schwerer Verlust wird morgen unsere Stadt betreffen: Herr Cosimir Amadaeus wird uns wieder verlassen. Mit ihm zog der Frühling in unsere Hütten — nun er scheidet, wird trüber Nebel uns umfangen. Nie werden wir seine heilige Kunst vergessen; nur ein Wunsch haftet in unseren Seelen: möge der auserwählte Künstler wiederkommen! Herr Amadaeus folgt einer dringenden Einladung des Vizekönigs nach Kalkutta, von dort aus wird er das „Heilige Land" bereisen und darauf in den Hauptstädten Europas seine erhabene Kunst zeigen. Vale!"

Die letzten Zeilen stammten natürlich von Cosimir, sie kehrten in fast allen Abschiedsrufen der Native-

presse wieder. Es waren natürlich nur fromme Wünsche; nie hatte Cosimir eine Einladung des Vizekönigs erhalten, und vor den „Hauptstädten Europas" wird er sich schwer hüten. Nur das „Heilige Land" — das ist wohl denkbar! Aber das alles macht einen ausgezeichneten Eindruck, und in der nächsten Stadt wird Cosimir den Boden wohlvorbereitet finden.

* * *

Er hieß Wilhelm Meier, und er nannte sich Herr Cosimir Amadaeus. Aber er ist nicht ein einzelner — er ist der Typ einer ganzen Gattung. Er heißt auch Schulze und Bauer und Schmidt, und man trifft ihn überall in der Welt.

EUROPA IN INDIEN

Kein Land der Erde ist so reich an verschiedener Kultur wie Indien, längst Gestorbenes und eben zum Leben Erwachtes drängt sich da dicht aneinander. Die drei großen Mächte, die dort heute miteinander ringen, sind der Islam, das Hindutum und die Kultur Europas. Der Islam, stark im Nordwesten, mit seinen Hochburgen: Delhi, Agra, Ahmedabad, besiegt, politisch machtlos und dennoch langsam vordringend. Das Hindutum, mit dem Glühpunkte Benares und den südindischen Festen Tanjore, Trichinopoly, Madura, zäh, fanatisch, imponierend mit seinen ungeheuren gläubigen Massen und dennoch da und dort einen kleinen Fußbreit an Boden verlierend. Und endlich Europas Kultur.

Europäisch ist irgendein Viertel in jeder Stadt. Durchaus europäisch sind die Höhenorte, wo der Weiße die heiße Zeit verbringt: Simla, die Sommerresidenz des Vizekönigs; Nuwara-Eliva, die Sommerresidenz des Gouverneurs von Ceylon *, Utacamund

* Ceylon ist zwar politisch völlig von Indien getrennt, es ist eine Kronkolonie mit durchaus eigener Verwaltung; daß ich es trotzdem hier zu Indien zähle, ist verständlich.

in den Nil-Giri, den blauen Bergen Südindiens, und endlich Darjiling am Fuße des Himalaya. Aber europäisch sind auch die vier gewaltigen Städte, die das Leben des Riesenreiches bedingen: Bombay, Kalkutta, Madras und Kolombo. Keine dieser Städte ist alt, keine hat irgendeine Vergangenheit; alle vier verdanken sie nur England ihre Blüte und ihre Macht.

Gewiß gibt es in Bombay viele Moscheen, viele Tempel der Hindus, der Parsen und Buddhisten. Gibt es die häßliche, nüchterne Verbrennungsstätte der Hindus, wo man in fünf Minuten enragierter Gegner der Feuerbestattung werden kann — gibt es das entsetzliche Tierasyl der Buddhisten — wo alte, kranke Tiere: Hunde, Katzen, Affen, Ochsen, Hühner, Gänse, Schafe, Ziegen, Büffel und Esel das Gnadenbrot erhalten und sich langsam zu Tode quälen, und wo man in zwei Minuten ein erbitterter Feind der Tierschutzvereine wird. Gibt es endlich auf Malabar Hill die berühmten Türme des Schweigens, wo die Parsen, Zarathustras Jünger, die nackten Leichen ihrer Toten von den Geiern fressen lassen. Und dennoch, und obwohl unter dreiviertel Millionen Einwohnern nur 12 000 Europäer sind, ist diese Stadt vollkommen europäisch. Gotisch ist die schöne St. Johnskirche, gotisch sind die meisten der andern — sehr vielen — christlichen Kirchen. Frühgotisch sind der Höchste Gerichtshof, die Universität, das Bombay-Klubhaus, der Regierungspalast für öffentliche Arbeiten. Venezianisch-gotisch sind das prachtvolle Postamt mit seinen drei mächtigen Hallen und der Palast des Gouverneurs, moderngotisch ist das Telegraphenamt; dann weiter die Kathedrale, das Rathaus, das Elphinstonecollege, das

Naturhistorische Museum, die Münze, der Prachtbau „Victoria Terminus", vielleicht der großartigste Bahnhof der Welt. Und dazu eine Menge Banken, Schulen, Regierungsgebäude, alles gewaltige Prachtbauten und fast alle in englisch-gotischem Stile. Und dann die weiten, herrlichen Parkanlagen, die nirgends fehlen, wo sich Briten niedergelassen haben, und die vielen mäßigen Denkmäler englischer Könige und Königinnen, Gouverneure und Admirale.

Und so ist auch Kalkutta europäisch, die Hauptstadt des Kaiserreichs und Residenz des Vizekönigs. Nur 5000 Europäer bei fast einer Million Einwohner, aber 30 protestantische und 8 katholische Kirchen und nicht ein einziger Hindutempel. Viele scheußliche Denkmäler in Bronze und Stein, Museen, schöne Parkanlagen, botanische und zoologische Gärten. Viele Prachtbauten auch von Banken, Schulen, Regierungsabteilungen. Dann, wie in Bombay, gewaltige Werftanlagen, Fabriken, schöne Läden, schlechte Hotels und viel Schmutz. Besonderes Merkmal: hier erinnert gar nichts mehr an Asien, es sei denn das bunte Völkergemisch auf den Straßen.

Madras, die dritte Großstadt Indiens, ist womöglich noch viel langweiliger. Hier fehlt die stolze Gotik Bombays ganz; einige Kirchen, dann langweilige Gebäude, mäßige Museen und Denkmäler, dazu ein paar minderwertige Parkanlagen wahren das Renommee Europas nur sehr schlecht. Indisches aber ist fast gar nicht da.

Wie ganz anders wirkt dagegen Kolombo. Zwar sind auch hier die öffentlichen Gebäude, Kirchen, Banken, Museen, Denkmäler durchaus nichts Hervorragendes, gewinnen nur durch die weiten und schönen Parkanlagen, die sich überall hinziehen. Im Grunde

ist nur ein Ding da, das Kolombo von den andern europäischen Großstädten Indiens voraushat: das Galle-Face-Hotel, überhaupt das beste Hotel des ganzen Ostens. Es ist von einem Deutschen geleitet, wie alle wirklich guten Hotels — natürlich: denn ein Engländer wird es nie verstehen, für Fremde ein Haus wohnlich und komfortabel zu machen.

Alle diese vier Städte haben ihre großen Industrien, ihre Häfen, ihre Docks, schöne Läden und gewaltige Geschäftshäuser, ihre Kasernen mit indischen und europäischen Regimentern. Sie sind die Nervenzentren in dem Riesenleibe Indien.

Bombay ist die reichste der vier, sie macht einen fast parvenühaften Eindruck. Kalkutta hat etwas Offizielles, Bureaukratisches; Madras deucht den Besucher trostlos und verlassen, Kolombo macht den Eindruck großer, zielbewußter Arbeit und daneben den der Eleganz.

Alle vier Hauptstädte haben natürlich neben dem europäischen Geschäftsviertel und der europäischen Villenstadt das Gewirre der Straßen, wo die Farbigen wohnen: die schwarzen Städte, die Pettahs. Bunt genug ist das Straßenbild überall. In Bombay sieht man neben dem Hindu sehr viele Parsen, Jainas und Mohammedaner, daneben auch Goanesen und Afghanen. In Kalkutta bildet der freche Bengali den Hauptbestandteil, in Madras der Madrassi, daneben sind viele Mohammedaner in beiden Städten. Am buntesten ist die Pettah in Kolombo: Tamilen und Singhalesen, Malaien, Kaffern, Mohammedaner und Parsen drängen sich hier durcheinander. Auch der „Eurasier", der Mischling zwischen Europäer und Asiaten, ist am stärksten in Kolombo vertreten; man nennt ihn hier „Burgher", da er sich mit Vorliebe seiner holländischen Abkunft

rühmt. Das einst starke portugiesische Element ist meist nur noch in den Namen vertreten, es sucht nach Möglichkeit bei den Burghern unterzukommen, wenn ihm auch sehr oft der Nachweis eines wenn auch noch so kleinen Tröpfchens europäischen Blutes sehr schwer fallen dürfte.

Neben dem Engländer spielt in Indiens europäischen Städten der Deutsche die größte Rolle. In den Häfen findet man die schwarz-weiß-roten Farben am häufigsten neben dem Union-Jack, in den Geschäftsstädten weisen stets eine Reihe deutscher Namen darauf hin, daß ein guter Teil der Industrie sowie des Imports und Exports sich in deutschen Händen befindet. Neben ihnen: Franzosen, Skandinavier, Schweizer. Unter den asiatischen Nationen sind zweifellos die Parsi, die Feueranbeter, die führenden, obwohl sie alles in allem kaum 150000 Seelen zählen mögen. Besonders ist das in Bombay der Fall; es ist geradezu auffallend, wie viele prächtige gemeinnützige Gebäude reiche Parsen zu Stiftern haben. Der Mohammedaner ist ein Kaufmann wie der Parsi; während dieser aber meist sich dem eigentlichen Handel widmet, ist jener mit Vorliebe Juwelenhändler; fast alle Edelsteinhandlungen Indiens — und es sind viele Tausende — befinden sich in den Händen der Anhänger des Propheten.

Ein Charakteristikum für die europäischen Städte Indiens ist der Sport. Er steht in sehr hoher Blüte und ist durchaus nicht nur Alleingut der Europäer; längst haben die Eingeborenen sich aller Rasenspiele bemächtigt. Besonders die zur Arbeit so schlaffen und unwilligen Singhalesen leisten im Tennis, Kricket, Hockey und Fußball ganz Erstaun-

liches. Aber die großen Ereignisse im Sportleben sind doch die Pferderennen.

Nirgends ist die Leidenschaft für den Turf so ausgebildet wie in Indien. In allen anglo-indischen Städten sind ausgezeichnete Rennbahnen und finden während der Saison eine Menge Rennen statt, in Kalkutta fast jeden Tag. Ein nationales Ereignis — eigentlich neben des Königs Geburtstag das einzige nationale anglo-indische Fest — ist das große Kalkutta-Sweepstake. Durch ein ganzes Jahr geht der Wettmarkt zu diesem Rennen, jeder kleinste Clark beteiligt sich daran nicht nur in Indien, sondern im ganzen britischen Weltreiche und weit darüber hinaus. Im Grunde ist es gar keine Wette mehr, die man abschließt, sondern eine Lotterie, die man spielt. Man schickt nach Kalkutta zehn Rupien und bekommt dafür ein Los; nun werden die Pferde, die laufen, ausgelost; der, der den Sieger gezogen hat, erhält die ganze Summe, meist etwa 750000 Rupien: man hat also eine recht große Chance — zu verlieren.

DAS LAND DER ZEUGNISSE

Als ich ein Schulbube war, hatte ich — neben manchen schwankenden — stets drei festbestimmte kritische Tage im Jahr: einen vor Weihnachten, einen vor Ostern und einen vor den Sommerferien. Das waren die Tage, an denen die Zeugnisse kamen — die pflegten grauenhaft zu sein. Besonders über meine Leistungen im Rechnen, in Religion und im Betragen waren meine Herren Professoren durchaus anderer Meinung wie ich selbst und gaben, schamlos genug, dieser privaten Ansicht durch das unsympathische Wort „Mangelhaft" stets kräftigen Ausdruck.

Ich habe mir immer vorgenommen, einmal ein besserer Mensch zu werden als sie, und ich darf wohl sagen, daß mir das gelungen ist. Besonders was das „Zeugnisschreiben" anbelangt, kann ich heute voller Verachtung auf sie herabblicken: ich habe heuer siebzehntausenddreihundertundsiebenundzwanzig Zeugnisse geschrieben und eines immer glänzender als das andere! Und dazu kommt noch: meine Profes-



Zeugnis Nr. 18756: „Anauli Dirkhar ist der beste Kamelpostillon in Indien“

soren schrieben dummen Jungen ganz gegen deren Willen Zwangszeugnisse, ich aber stellte fast nur Erwachsenen auf deren ausdrücklichen Wunsch Zeugnisse aus. Wie stehe ich nun da?

Indien ist das Land der Zeugnisse. Deutsche Bürger sammeln Orden, die Indianer sammeln Skalpe, die biederen Bewohner der Nicobaren sammeln stolz die Schädel der Schweine, die sie aufgegessen haben — — der sanfte Hindu aber sammelt Zeugnisse. Mein Führer in Trichinopoly hatte elf schön gebundene dicke Quartbände, und auf jedem stand in großen goldenen Lettern: „Zeugnisse, erworben und erhalten von Daniel Samuel Pillay." Ich glaube, er war beim vierzigsten Tausend angelangt, und alle Zeugnisse besagten, daß er die Krone aller Führer in Indien sei. Ich schrieb ihm in Band XI, pag. 876: „Daniel ist eine Perle, er ist der Elefant unter den Führern der Stadt. Er ist die Lotosblume und der dreifach leuchtende Glühwurm Indiens; glücklich, wer unter seiner Leitung durch Wischnus Heiligtum wandelt." — Daniel Samuel, um die Wahrheit zu sagen, war ein unerträglicher alter Schwätzer und erzählte, wenn man nicht immerzu ihm befahl, den Mund zu halten, einen Blödsinn nach dem andern. Trotzdem hat er eine prächtige Sammlung von vierzigtausend wundervollen Zeugnissen — und noch ein besonders schönes dazu — von mir.

Aber Samuel Daniel Pillay ist ein einziger Sammler unter den dreihundert Millionen, die in Indien leben! Und jeder von allen diesen träumt nur von Zeugnissen. Gott sei Dank war es heiße Zeit und die allertoteste Saison, als ich in Indien war. So war ich allein in jedem Hotel und die ganze Dienerschaft war nur für mich da. Wenn ich abfuhr,

kam die ganze Gesellschaft an: die rechte Hand offen für den Backschisch, in der linken Hand den Bleistift und das Zeugnisbuch. Erst kam der Manager, dann der Untermanager, dann der Babu. Dann sechs Tischboys und ebensoviel Zimmerboys. Dann zwei, die mein Bad besorgt hatten, und zwei, die das Wasser dazu getragen hatten. Vier, die abwechselnd den Punka gezogen hatten, und drei, die das Zimmer aufgewischt hatten. Zwei waren da, die behaupteten, sie hätten die Insekten weggefangen, und sechs Kulis hoben mein Gepäck in den Wagen. Dann zwei Gärtner, ein Kutscher, ein Mann, der neben ihm sitzt, und einer, der hintenauf steht. Und endlich noch ein gutes Dutzend, über deren Tätigkeit nichts Näheres festzustellen war. Aber die Seele von einem Menschen — das bin ich — gab allen Backschisch und schrieb allen Zeugnisse. Sie schrieb: „Dasaswamedh Munshi ist der beste Wanzenfänger in Benares." Oder: „Amrita Nandat ist als Wagenhintenaufsteher unübertrefflich."

Ich schrieb, bis der Wagen fuhr, und dann weiter im Wagen zum Bahnhof. Und im Zuge — bis er glücklich hinausfuhr. Erschöpft sank ich dann in die Kissen, schellte und bestellte einen Whiskysoda. Ich trank ihn, zahlte, gab Backschisch und schrieb dem Boy in sein Zeugnisbuch: „So wie Ramnagar Patna serviert, kann es keiner in der ganzen Welt." Ich wollte etwas schlummern, aber es ging nicht. Khandala Karli kam und putzte die Lampen, und ich schrieb ihm in sein Buch, er sei der König der indischen Laternenputzer. Lanauli Pippal staubte die Kissen, und ich mußte ihm bestätigen, daß er ein wahres Wunder der Reinemacherei sei!

Ein ganzes Füllhorn von guten Zeugnissen habe



Zeugnis Nr. 236: „Wankami Pippals Familie ist unerreicht in Töpferei und in Schweinezucht“

ich über die Händler ausgeschüttet. Ein vierjähriger Bube verkaufte mir in Allahabad einen Fächer, für den ich zwei Pfennige bezahlte. Ich gab noch einen Pfennig Backschisch, um ihn loszuwerden, aber es half nichts: er gab nicht nach, bis ich ihm Namen und Adresse aufschrieb und ihm bestätigte, wie außerordentlich ich mit dem Kauf zufrieden sei. Jede dumme Bronze, jeden alten Seidenlappen habe ich bezeugnissen müssen: die Kerls, die mich am meisten betrogen, erhielten gewiß die besten Zeugnisse. Einmal stahl mir in Agra, während ich einem Brokathändler ein wundervolles Zeugnis schrieb, der Lump derweil die Hälfte der Lappen. Ich merkte es zum Glück und gab ihm ein paar Ohrfeigen — aber ich schrieb ihm doch in sein Buch: „Abdul ben Shalimar ist ein Berg der Ehrlichkeit." Man lasse sich also dadurch — oder durch eines der vielen andern Zeugnisse nicht allzusehr bestechen: ein großer Gauner bleibt darum doch ein jeder Händler im heiligen Indien, das ist eben die ganz selbstverständliche Voraussetzung.

Die Übung macht es. Im Anfang war ich nur ein mäßiger Zeugnisschreiber; ich schrieb, daß ich „sehr zufrieden" sei, und daß der, der gerade daran war, ein ausgezeichneter Vertreter seines Faches sei. Aber ich habe sehr bald gelernt, und heute bin ich für Zeugnisse geradezu ein Virtuos. Besonders stolz bin ich auf folgendes Zeugnis, das ich ein paarmal an jedem Tage auszustellen Gelegenheit fand: „Mahabalipuram Bitragunta" — — oder „Godavery Amararshnaraswami" oder wie er sonst gerade hieß — — „ist die Seele aller brahmanischen Priester. Er ist der Liebling und der Augapfel Schiwas" (oder Ganeschas oder Kalis oder Krischnas oder sonst eines

der Millionen indischer Götter). „Er ist ein Dreimalgeborener, und seine Heiligkeit ist die Freude Indras. Im Betteln ist er ein Kaiser, und ich selbst habe ihm vier Kupferpeis geschenkt.“

Aber man glaube nicht, daß sich meine Zeugnisse nur in Händen von Führern, Händlern, Dienern und bettelnden Priestern befänden! O nein, meine Tätigkeit war eine weit ausgedehntere. Ich habe Teppichfabrikanten und Elefantenführern, Musikern und Schlangenbeschwörern Zeugnisse ausgestellt. Kaveri Naujagund, einem Leichenverbrenner am Manikarnika-Ghat in Benares, habe ich bestätigt, daß kein Mensch stromauf und stromab an der heiligen Ganga so schön und knusperig Leichen rösten könne wie er, und ein Ghat weiter schrieb ich dem frommen Yogin Ramigani ins Stammbuch, daß er der edelste Büßer des Ostens sei, und daß keiner so graziös wie er Tag und Nacht auf dem Nagelbrett liegen könne. Maharadschas habe ich bestätigt, daß sie regieren könnten wie Friedrich und Napoleon, die Großen, und auf ganz besondern Wunsch habe ich dem Oberpriester des berühmten Affentempels es schriftlich gegeben, daß er als Ziegenschlächter seinesgleichen nicht kenne, daß seine Göttin Durga das Non-plus-ultra aller Göttinnen sei, und daß seine heiligen Hulmanaffen wahre Muster an Gelehrsamkeit seien.

In Simla war ich beim Vizekönig zu Gast geladen. Das ist nicht so wie bei uns, wo man bei irgendeinem kleinen deutschen Fürsten oder Herzog zu Mittag speist, der ebensowenig zu sagen hat wie man selber. O nein, der Vizekönig herrscht über fünfmal soviel Menschen, als in ganz Deutschland leben, und er ist wirklich ein großer Herr. Und doch war er so nett zu mir und so schlicht und



Tilam Piwal-Kapelle macht selbst Indra neidisch

einfach — — ich wußte immer gar nicht recht, was er eigentlich wollte. Beim Dessert aber kam es heraus. Er fragte, scheinbar ganz ohne Absicht: „How do you like India?“ Ich antwortete harmlos: „Very nice place indeed.“ — Da war ich gefangen! Seine Exzellenz griff mit schnellem Griff in die Brusttasche, holte sein Zeugnisbuch hervor und bat, ihm das doch schriftlich zu bestätigen und zugleich meine Ansicht über die englische Regierung niederzulegen. Was sollte ich tun? Ich hatte reichlich und wirklich sehr gut gegessen. Ich hatte noch reichlicher und wirklich noch besser getrunken — ich bin außerdem ein Gentleman und ein sehr höflicher dazu. Ich schrieb also in das goldene Zeugnisbuch des indischen Kaiserreiches: „Indien ist sehr nett. Ich bin mit der Regierung des Vizekönigs zufrieden.“ Lord Minto las es; er zerdrückte eine Träne und preßte mir gerührt die Hand. Es war ein historischer Moment. Ich glaube, ich habe der deutsch-britischen Annäherung einen unschätzbaren Dienst geleistet.

* *
*

Aber die besten von all meinen Zeugnissen habe ich doch in Delhi geschrieben. Da kam auf der breiten Silberstraße ein Mensch zu mir und zupfte mich geheimnisvoll am Ärmel. Er war einäugig und sah aus wie eine halbtote Kobra, wenn sie in halbstündigem Kampfe von einem flinken Mungo zugerichtet worden ist. Er zischte und zischelte, und ich verstand erst gar nicht, was er mit mir vorhatte. Aber endlich fand ich es doch heraus: er war ein Menschenfreund und wollte mich zu einem türkischen Bade führen, wo die schönsten Houris Indiens mich bei

Tanz und Gesang erwarteten. Ich bin ein schwacher Mensch, und ich folgte dem Lockruf des Lasters. Der Menschenfreund führte mich, und durch unglaublich enge und krumme Gassen kamen wir endlich zum Tore des Paradieses. Wir pochten geheimnisvoll siebenmal, dann schoben sich die schweren Riegel zurück. Wir sagten Salam, und ich trat ein. Ein alter, ehrwürdiger Mann geleitete mich und zeigte mir die Räume. Es war wirklich ein türkisches Bad; Dampfzelle, Schwimmzelle, Badezelle, alles war richtig da. Nur war alles von einem zähen, schleimigen Dreck beklebt, und das Wasser hatte eine ganz eigentümliche braungrüne Mischfarbe, trug große Blasen und sah aus wie Krötenbäuche. Dann kamen die Houris. Eine war triefäugig, die andere war bucklig und schien noch dazu die Lepra zu haben, die dritte endlich hatte einen Doppelkropf und dazu die Elefantiasis auf beiden Beinen, so daß sie wie ein Mammut daherhüpfte. Alle drei stanken — schlimmer wie die heilige Ganga. Ich schüttelte den Kopf — — da lachte der Alte verständnisinnig und klatschte dreimal in die Hände. Ein Vorhang wich zurück, und es erschienen drei holde Knaben; mit einladender Gebärde wies sie der Alte mir zu. Aber der eine Knabe hatte einen großen Höcker, der zweite war bedeckt mit Skrofelnarben, und der dritte — — ich weiß nicht, was der hatte! Aber das weiß ich, daß die drei Jünglinge noch schmutziger waren und noch mehr stanken als ihre weiblichen Nebenbuhlerinnen. Ich drehte um und machte einen verzweifelten Versuch, zur Türe zu gelangen. Da rief der Alte: „Oi! Oi! Ah!“ Er lachte wieder ganz verschmitzt, diesmal glaubte er meinen Geschmack sicher getroffen zu haben. Er hielt mich fest und klatschte wieder — da kamen

ein paar Kulis herein. Sie brachten drei große Enten und drei weiße Ziegen. Die Ziegen waren schön, und die Enten waren auch schön, das kann ich nicht leugnen. Aber ich bin nun einmal ein westlicher Barbar, und ich konnte in keiner Weise eine Begeisterung für Enten in mir erwecken und ebensowenig für Ziegen. Ich mußte sehr grob werden, um dem Alten begreiflich zu machen, daß ich verzichtete — er konnte es gar nicht verstehen, wie man all diese Genüsse verachtete. Ich verteilte Backschisch nach allen Seiten, aber ehe ich noch zur Türe hinaus war, kam der Alte mit seinem Zeugnisbuche. Ich schrieb: „Das türkische Bad des Abdul Nakkar ist die größte Sehenswürdigkeit Delhis, es ist das wahre Eden auf Erden." Dann kamen die drei Damen und nach ihnen die drei Jünglinge, und ich bestätigte einem jeden, daß in seinen Armen die höchste Wonne des Paradieses sei. Dem Menschenfreunde aber, der draußen auf mich wartete, schrieb ich in sein Buch, daß er der beste Galeotto der Welt sei, der mir die herrlichsten Stunden meines Lebens verschafft habe.

Nur die armen Enten und Ziegen bekamen keinen Backschisch, erhielten kein Zeugnis — und es waren doch wirklich so sehr schöne Ziegen und so prächtige Enten!!

KAISER AKBARS STADT

Die Elefanten des Maharadscha von Gwalior trugen uns zum Bahnhof. Der Stationsvorsteher hatte ein Essen bereitet, aber wir aßen nichts. Wir rieben den Staub aus den Augen und stiegen ins Bad; dann suchten wir Mund, Kehle und Magen auszuspülen. Wir tranken Limonaden, Gingerbier, Whisky und Soda; vier, acht, zehn große Gläser. Aber es war, als ob nicht ein Tropfen hinuntergelangte: alle Poren perlten in tausend großen klaren Tropfen die Flüssigkeiten aus. Fünfzig Zentigrad — —

Wir waren zu vier: ein Kapitän, ein Arzt, ich — und eine schöne Frau. Die Leute sagten, es sei ein Wahnsinn, um diese Zeit zu reisen in Indien. Ich aber möchte nie dort sein um eine andere Zeit; wir waren allein und sahen nichts von dem Pöbel der Fremden: so gehörte uns das Land —

Der Stationsvorsteher gab uns einen Abteil, und wir fuhren durch die Nacht. An jeder Station hielt der Zug, dann stiegen wir aus, liefen zum Brunnen, kühlten die Tücher, die um die Stirne und die Pulse



Kaiser Akbar der Große

lagen. Gossen Wasser hinauf und Eis-Eau de Cologne. Und wir tranken in langen Zügen. —

Der Zugführer sagte: „Hol's der Teufel, Sie sollten nicht trinken! — Fieber, Pest, Cholera — überall! — Etwas Schädlicheres gibt's nicht als dies gottverdammte Wasser!"

Ich sah ihn an: „Aber Sie trinken ja selbst!"

Da zuckte der lange Schotte die Achseln: „Hol's der Teufel! — Was will man machen?"

Fünfzig Zentigrad — —

* *
*

Wir waren in Agra und fuhren in klapprigen Kaleschen durch die Mondnacht. Wir waren so müde, so zerschlagen in allen Knochen, von Dromedarritten, Eisenbahnen, Kutschen und den entsetzlichen Elefanten. Die Augen schlossen sich nicht, standen weit auf, hingen heraus aus den Höhlen —

Aber hinten wuchs aus der unendlichen Stille ein weißer, gewaltiger Traum, wuchs das Schönste, was es gibt auf der Erde, wuchs das, was alle Märchen in sich schließt: die Tadj-Mahal. Wir sprachen kein kleines Wort, starrten hin durch die Mondnacht — — drei Männer und eine schöne Frau.

Wir waren am Hotel und prügelten die verschlafenen Kulis wach. Wir tranken Limonaden, Gingerbier, Whisky und Soda — ich weiß nicht wieviel. Es war so heiß, daß keine Fliege sich rühren mochte an den weißen Wänden. Und der kleine Gecko, dem sie gerade vor der Nase saßen, blinzelte nur und sperrte nicht einmal das Maul nach ihnen auf. Wir schliefen dann, unter den Moskitonetzen auf der Veranda. Aber der Kapitän ließ sich die Wanne unter den Punka rollen, warf ein paar Kissen ins Wasser,

dazu große Eisstücke. Und die Kulis mußten den Fächer über ihm in Bewegung halten. So schlief er.

Im Fremdenbuche stand: „Wenn ich Herr wäre der Hölle und der von Agra — ich würde Agra verlassen, um zur Hölle zu gehen." — Ich aber meine: „Wenn das Paradies mein wäre und Agra dazu — ich möchte Agra nicht missen um des Paradieses willen."

* *
*

„Agra" sagen die Engländer, „Agrarians" nennen sie die Leute, die da wohnen. Sie sind schrecklich, die Engländer: wie können Agrarier in einer Stadt leben, wo die Träume wohnen? O diese Engländer! Sie haben Zungen wie alte Reibeisen, sie zerkratzen alles, was schön klingt. „Leghorn" sagen sie statt Livorno, „Emelfei" statt Amalfi und „Tschemps-Eleises" statt Champs-Elysées. So sagen sie auch Agra; das ist gut und kurz für den englischen Kaufmann. Ich aber bin kein Engländer und kein Kaufmann; so sage ich: Akbarabad, das ist: Kaiser Akbars Stadt.

Diese Kaiser, die des Propheten grünem Banner Indien zu Füßen legten, waren seltsame Menschen. Titanen waren sie, wilde Giganten, standen mit zwei Füßen auf der tagesheißen Erde und rissen zugleich mit starken Händen alle Wunder der Nacht vom Himmel herab. Wie ein anderer sich ein neues Kleid machen läßt, so ließen sie Städte sich bauen mit hundert Palästen. Trugen sie, wie ein Gewand, für kurze Zeit; warfen sie dann weg — bauten neue.

* *
*



Jama Masdjid (Agra-Stadt)

„Salaam", grüßte der alte Führer, tief sich neigend, beide Hände an der Stirne. „Die Sonne geht auf. Wohin fahren wir heute?"

„Wohin du willst", sagte die schöne Frau.

Draußen, in der Öde, liegt Fatihpur-Sikri; das ist die Stadt, in der einst Kaiser Akbar, der Große, hauste. Unendliche Paläste erheben sich, Türme und Basteien; dazwischen herrliche Moscheen und gewaltige Säulenhallen. Verlassen, vergessen da draußen in der Wüste, menschenleer. Nur grüne Eidechsen und kleine graue Eichhörnchen in den Hallen und Palästen. Einer sagt: Es ist eine Dichtung in Stein. Und der andere: Gefrorene Musik. Der dritte aber: Ein Traum in Rot und Weiß. — Ich aber kann nichts sagen. Ich gehe schweigend durch diese Marmorwunder, still, ergriffen, jedes Wortes unfähig.

Der alte Moslem versteht mich. Seine Schuhe hat er an der Schwelle gelassen, auf nackten Sohlen läuft er still hinter mir her. Später, im Dak Bungalow, wird er alles erzählen.

Ich schreite hindurch zwischen der Münze und dem Schatzhause, komme zum Diwan-i-Am, der großen Gerichtshalle: hier stand des Herrschers über Asien Richterstuhl. Nirgends in der Welt gibt es einen herrlicheren und zugleich ernsteren Gerichtssaal — es sei denn in Schah Jahans Palast. Weiter zum Mahal-i-Kas, Akbars Palast.

Da ist der süße Khwabgah, der Pavillon der Träume; daneben der kleine Palast für des Kaisers türkische Frau. Der Diwan-i-Kas, die Audienzhalle, und der Panch Mahal, der Frauenpalast; das Bad des Kaisers und das der Sultana. Und daneben Sonahra Makau, der goldene Pavillon, der der indischen Gattin des Kaisers

als Wohnstätte diente, ein süßes Juwel, das alle weichen Träume klingen macht. Das Schloß des Astrologen und weiter Yodh Bais' Palast, der älteste in Fatihpur Sikri. Dann der reine, edle Hawa Mahal, der Windpalast, und das schönste von allen: Radscha Birbals Haus, des indischen Freundes des Kaisers. Hathi Pol, das Elefantentor, Sangin Burj, die Bastion, und der mächtige Kuppelbau des Kabutar Khana. Die herrliche Karawan Serai; Hiran Minar, der prachtvolle Turm, und endlich die wunderbare Moschee mit ihren Mausoleen. —

In der Zeit, in der der Große Kurfürst zu Berlin in elender Baracke wohnte, schuf Akbars Genie diese Riesenstadt. Sechsunddreißig Jahre war sie die Herrin Asiens — — dann gab man sie den Geiern und den Bettlern.

Von hier aus herrschte Akbar, der Herr, Timurs Sproß, über das indische Reich, hier lebte er sein Leben durch sechsunddreißig Jahre. Als er starb, starb mit ihm die Stadt: so herrlich sie war, sie war nicht herrlich genug für Kaiser Khurram, seinen Enkel, den man auch Schah Jahan nennt, den „König der Welt".

* * *

„Salaam", grüßte der Alte. „Nach Sikandra? — — Die Wagen warten." Da nickte die schöne Frau.

Kaiser Akbar, der tote, zog nach Sikandra, hinüber auf die andere Seite der Jumma. Da steht sein Steinsarg, tief unten in dem gewaltigen Palaste. So sind die Riesenverhältnisse dieser gewaltigen Großmoguln: Baber, Akbar, Jehangir, Schah Jehan, Aurangzeb — — wo andere nur wenige Fuß beanspruchen, den müden Leib in die Erde zu betten, gebrauchen sie, bedeckt von Gärten, Mauern, Hallen,



Eingang zur Burg, Agra

von Palästen und Moscheen, den weiten Raum einer ganzen Stadt. Schufen riesige Prunkstädte, wo selbst die Mediceer nur kleine Paläste bauten.

— Kaiser Akbar der Große, des mächtigen Baber gewaltiger Enkel, schuf diese Totenstadt in der Wüste. Links und rechts vom Wege liegen viele Gräber; da schlafen Fürsten und Wesire und Feldherren und Heilige des Islam. Ich fahre vorbei am Mausoleum Miriams, der christlichen Gemahlin des Kaisers; aber ich mag nicht hineingehen: es dient als Waisenhaus heute, und fünf deutsche Lehrerinnen putzen da schmutzigen Hindukindern die Rotznäschen. Oh, wenn ich doch Morgan wäre! Ich würde den frommen Frauen das schönste und beste Haus der Welt bauen, aber von hier, von hier müßten sie fort, von dieser heiligen Stätte, wo Kaiser Akbars zermorschte Knochen ruhen.

Roter Sandstein und weißer Marmor. Ein gewaltiges Rechteck, von mächtigen Mauern umgeben, und auf der Mitte einer jeden Seite ein Eingangstor. Ein Tor? Bei diesem Kaiser wird das Tor zu einem großen Palaste, wie der Palast zur gigantischen Stadt wird. Drinnen ein herrlicher Garten, weite Rasenflächen, Wasserkünste, Bäume und Kioske. Große zahme Hulmanaffen kommen heran — —

In der Mitte des Herrschers Grabpalast. Ein riesiger Unterbau, in vier Stufenterrassen; Säulengalerien ringsumher und viele schlanke kleine Pavillons. Und darüber erhebt sich der rote Palast, in dem Akbar der Große schläft. Oben steht der herrliche Kenotaph; gerade darunter, in der Krypta, liegt das einfache wirkliche Grab. Es zeigt nur das eine Wort: A k b a r.

* * *

„Salaam," sagt der stille Graukopf, „I'timad-ud-Daulah?" — Über die lange Brücke der Jumma führt der Weg. Sie ist heilig, ein Nebenfluß der Ganga — so stehen fromme Hindu an ihrem Ufer und beten. Große Schildkröten träumen in der Sonne auf den sandigen Inseln, weit unten hebt sich der häßliche Kopf eines Kaimans.

Ein Mausoleum, wie das Kaiser Akbars in Sikandra: sein Sohn, Kaiser Jehangir, baute es. Aber kein roter Sandstein hier, nur weißer Marmor. Vier mächtige Mauern, in ihrer Mitte die Eingangstore, an ihren Ecken vier blanke Türme. Und im herrlichen Parke der marmorne Grabpalast: hier schläft die Gattin Kaiser Jehangirs. Frische gelbe Rosen liegen an jedem Morgen auf ihrem Grabe —

* * *
*

„Und heute?" fragte ich.

„Zur Burg, Sahib", sagte der Alte.

— Wir fahren durch die Stadt Agra. Kaiser Baber gründete sie, Akbars Großvater und der Urenkel Timurs von Vaters und des Dschingiskhan von der Mutter Seite: Kaiser Baber, der Eroberer Indiens. Er legte auch den Grundstein zu der Burg. Kaiser Akbar setzte sein Werk fort, aber weit wunderbarer noch als die Ahnen baute der vierte Kaiser, Schah Jahan.

Akbars Stil ist kräftig, selbstbewußt, wuchtig und stolz: roter Sandstein und weißer Marmor. So wie dieser Kaiser in seinem weiten Lande alle Kulturen gelten ließ und alle Bekenntnisse, wie er — neben den indischen und mohammedanischen — auch eine christliche Frau hatte, eine Parsifrau und eine buddhistische — wie er über Indien selbst herrschen



Itimad-ud-Daulah, Mausoleum der Nur-Jahan, Kaiser Jehangirs Frau

wollte und nicht nur über seine islamitischen Untertanen, so verband er, durchaus bewußt, auch in seinem Stil indische mit sarazenischen Elementen. — Wie ganz anders wirkt daneben seines Enkels Stil, Kaiser Khurrams! In der ganzen Geschichte der bildenden Kunst ist niemals ein Stilwechsel so plötzlich eingetreten. Alles Indische schwindet im Handumdrehen: die Renaissance verbindet sich mit maurischer Kunst. Florenz hält seinen triumphierenden Einzug in Indien; „Pietra dura", die wundervolle Plattenmosaik, die wir in San Lorenzo, der Kapelle der Mediceer bewundern, feiert höchste Triumphe und unerhörte Schönheitsorgien im Mogulreiche.

Und doch war Schah Jahan mehr Inder als Vater und Großvater: seine Mutter war eine Hindufrau. Aber der neue Kaiser war ein großer Künstler, und sein wunderbares Auge fand neue Formen und Wege.

Hinter dem „Rebengarten", gleich neben Akbars mauro-indischem Schloß, beginnt Kaiser Khurrams traumschöner Palast. Der Marmor lebt, aus allen Wänden lachen die steinernen Blumen. Jaspis aus dem Pundschab, Rubin aus Birma, Türkis aus Tibet, Sternsaphire und Alexandrite aus Ceylon. Weißer Kristall aus Malwa, Onyx aus Persien, Amethyste aus China und grüner Jade, Granat von Bundelkund, rote Korallen aus Socotra. Chalcedon aus Syrien, Malachit aus Afghanistan, Perlen von Rameswaran. Lapislazuli von Dschaffna, Diamanten aus Punah, blanker Achat von Dschubbulpur — — — ganz Asien sandte seine Schätze, um das Haus des „Königs der Welt" zu schmücken.

Strahlend funkelt in der heißen Sonne der goldene Pavillon Mumtaz-i-Mahals, der vielgeliebten Favoritin des Kaisers. Daneben die Fürstenhalle, gleich allen

andern maßlos in Reichtum und Pracht; mächtig und erhaben in dem groß gedachten Aufbau, vollendet dabei bis in das kleinste hinein. Dann die reine, edle Edelsteinmoschee und die süße Mina Masdjid, die kleine Privatmoschee des Kaisers. Dabei die weite Säulenhalle aus grünem Marmor und der Diwan-i-Am, die prächtige Audienzhalle in rotem Sandstein, in der der Kaiser rechtsprach.

Und die Perlmoschee mit ihren drei Kuppeln in leuchtendem weißen Marmor, edel und vornehm wie kaum ein anderes Kunstwerk in der Welt —

Der Spiegelpalast, fensterlos, tief dunkel. Da entzündet mein Moslem ein Licht: und die Wände strahlen in zehntausend Farben. Das Wasserspiel beginnt, von unten beleuchtete Kaskaden plätschern in die Bäder. Und kleine Spiegel, Spiegel überall — — hier wurde die Wollust zur großen Kunst.

Nirgends, nirgends ein Mensch. Graue Eichhörnchen und grüne Eidechsen. Ich bin der Schah, ich allein, und ich herrsche zwischen dem stummen Marmor in meiner Träume Reich —

* *
*

„Salaam“, sagt der Alte. „Zur Jama Masjid?“ — Und wir fahren zu der großen Moschee.

* *
*

— Und wieder sagt er: „Salaam. — Zur Kalan Masjid?“ — Und wir fahren dahin.

* *
*

Einmal fragt die schöne Frau: „Wohin heute, Alter? Haben wir alles gesehen?“



Perlmoschee (Agra-Burg)

Er antwortet: „Ja, Herrin. — Bis auf — —"
Und sie winkt ihm: „Gut — fahren wir hin."
Und wir fahren, endlich, zum herrlichsten, was es gibt auf Erden, fahren zur Tadj-Mahal — mitten in der Nacht, als der Vollmond über Agra hing.

Schön ist die Alhambra und schön der Alcazar von Sevilla. Schön, wunderbar schön ist Cordovas Moschee, sind die Paläste in Dschaipur und Amber, in Delhi, in Lahore und Ahmedabad. Aber was sind sie alle — was ist alles, was Asiens Pracht uns geschenkt, gegen die unendlichen Zauber der Totenstadt, in der der „König der Welt" ruht, Kaiser Schah Jahan, der größte Künstler des Ostens.

Was ist selbst Agras Herrlichkeit, was Fatihpur Sikri und Sikandra, was die ewige Burg gegen den weißen Traum, der dort hinten leuchtet, hoch heraus aus dem grünen Park, an den Ufern der breiten Jumma? Gegen dieses Schönste, was je Menschenhände schufen — —

Gegen die Tadj-Mahal — —?

Irgend jemand sagte — ich weiß nicht wer — daß das größte Kunstwerk nur aus dem tiefsten Schmerze herauswachsen könne. Vielleicht hat es auch niemand gesagt — vielleicht fühle ich es nur so. Aber das ist gewiß, daß es hier zutraf.

Kaiser Khurrams Sultana starb, die junge und schöne, heißgeliebte Mumtaz-i-Mahal, der „Stolz des Palastes". Und der große Schmerz des „Königs der Welt" schuf zu ihrem Gedächtnis das herrliche Werk, in dem er nun ruht, an der Geliebten Seite.

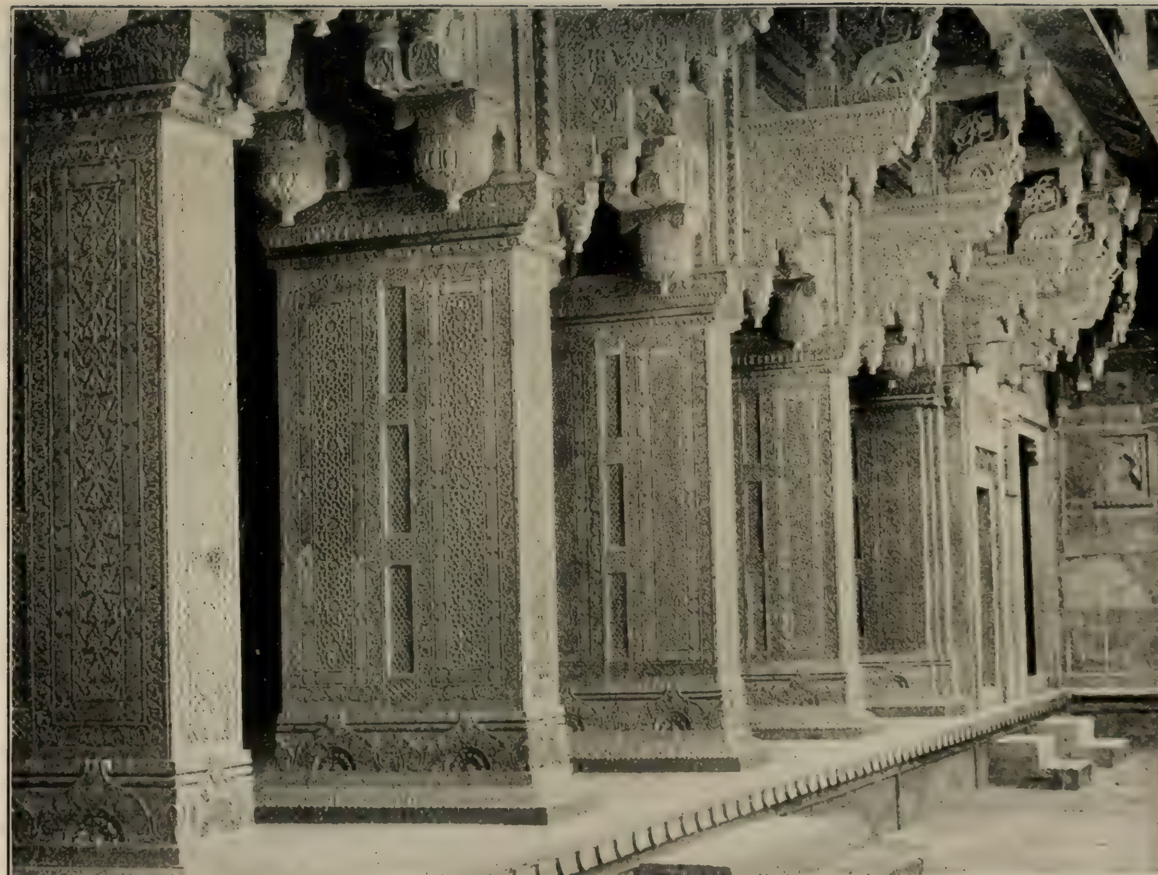
Und wie bei dem ewig Erhabenen stets, dicht zur Seite, die wilde Narrenkappe grotesker Komik klingt, so auch hier. Die Tadj-Mahal, das schönste Bauwerk der Erde, schuf das gebrochene Herz des

größten Herrschers und genialsten Künstlers von Asien und — mit ihm zugleich — ein verlaufener Abenteurer, Falschmünzer, Gauner, Betrüger und Dieb: Herr Austin von Bordeaux.

Ein Schwindler — gewiß! Und doch: ein Genie von höchstem Range. Ein Mann, dessen Namen gleich guten Klang hat neben dem Goethes und Beethovens, Michelangelos, Hoffmanns und Rembrandts. — Nie hatte ich diesen Namen gehört, der mir nun heilig ist wie der Mozarts und Byrons: Austin von Bordeaux.

Man weiß fast nichts über den abenteuernden Gascogner. Er war ein Goldschmied und Juwelier, war Holzschnitzer, Erzgießer und Bildhauer — wie Benvenuto Cellini; und er war gewiß aus demselben Holze geschnitzt. Er war, wie der Florentiner, den Goethe liebte, ein zielloser Lump, ein Landstreicher, der sich an allen Fürstenhöfen herumtrieb: glänzend empfangen, dann fortgejagt mit Schimpf und Schande. Ein Bramarbas war er, ein Kerl, dem dabei der Degen ebenso leicht aus der Scheide flog wie das Wort vom Munde. Ein Raufbold, ein Spieler und Säufer, ein Bursch, der sein eigener Herrgott war, und der den Mädchen nicht weniger eifrig nachstellte wie den Buben — gerade wie Benvenuto. Ein Mann, der dabei sein Handwerk verstand, der vielleicht manches prächtige Kunstwerk schuf in Europa — aber man kennt keines! — einer, der Geld in Scheffeln einnahm und es wieder hinauswarf zur selben Stunde. Der falsche Münzen prägte, falsche Steine verkaufte und Pferde stahl, der oft genug auch im Kerker saß — wie Benvenuto.

Ein Jammer nur, daß der Bordelaiser nicht Memoiren schrieb wie sein Seelenbruder aus Florenz! Zu heiß ward ihm endlich Europas Boden; von allen



Agra-Burg: Säulenperspektive aus Kaiser Akbars Palast

Fürstenhöfen war er weggejagt, und die hohen Bischöfe und geistlichen Herren waren ihm nicht minder gram wegen allerhand Geisterspuk und alchimistischem Unfug, den er trieb. Da pfiff er eines Tages ein freches Liedlein seines Landsmanns Cyrano, Herren von Bergerac, schnürte sein dünnes Bündel, bestieg ein Korsarenschiff zu Genua und segelte nach Indien. Schon vor ihm waren manche italienische und französische Künstler in das Reich der Moguln gezogen — — wer weiß, welche von allen den herrlichen Bauten wir ihnen verdanken? Nicht einmal ihre Namen sind uns bekannt.

Herr Austin aus Bordeaux war ein Mann der Welt, ritt in allen Sätteln und war bestechend liebenswürdig — wie Benvenuto. Er kam nach Akbarabad und brachte Kaiser Khurram, dem „König der Welt", ein seltenes Geheimnis mit, das ihm alle Tore angelweit öffnen konnte: das war „Pietra dura". Schah Jahan empfing ihn, und sein Genie erkannte sofort den großen Künstler: so ward der Franzose sein Baumeister. Er begann mit den Bauten auf der Burg; dann (1627) übertrug ihm der Kaiser den Bau der Totenstadt an der Jumma.

Tadj-Mahal, der Kronpalast. Das Wort ist von den Engländern geprägt worden, ist bequem und ist falsch wie das Wort Agra. Es sollte heißen: Tadj-bibi-ka-Roza, d. i.: das Grab der Kronendame —

Also ein Grab nur. Aber ein Grab in dem herrlichsten Palast, mitten in den schönsten, gewaltigsten Gärten. Ein Grabpalast, umgeben von himmelhohen Minaretts, von Moscheen, Torburgen, Pilgerhäusern, Karawanserais, Säulenhallen und Pavillons — —

* *
*

Ich war in der Tadj, früh am Morgen, wenn die Sonne hinausstieg aus den Fluten der Jumma, wenn die bunten Vögel sich badeten in den Wasserspielen der Gärten —

Ich war wieder da, wenn sie sank im Westen, und die tausend Nachtigallen in den Jasminbüschen schlugen. Und dann wieder, wenn sie hochstand am glühenden Mittag, wenn kein Atem rings aus der heißen Ruhe kroch — —

Ich war in der Tadj in der tiefen indischen Nacht. Wir schritten daher, langsam, träumend, weinend, über die heiligen Wege und die weißen Marmorstufen.

Drei Männer und eine schöne Frau —

Hinter ihr glitt ein Schatten, Ali Asaf, der alte Moslem. Er sprach kein Wort, wenn wir dort waren, sprach auch nicht, wenn wir heimfuhren. Sprechen — sprechen über die Tadj-Mahal!

Auch ich mag nicht sprechen davon, mag sie nicht „beschreiben“. Sie ist schöner als alles, was ich sagen könnte —

Der Franzose Austin von Bordeaux erbaute sie. Am Grabe seines Bauherrn standen wir, Schah Jahans und seiner Kaiserin, Mumtaz-i-Mahal. Moslim beten hier, Hindu, und Sikh Buddhisten, Parsi und Jainas. Streuen Rosen und weiße Tempelblumen. Und der uralte Mullah hebt seine Stimme, und durch die mächtige Marmorkuppel klingt und schwingt des Propheten heiliger Ruf: „U-Allah-il-Allah!“

Und ich glaube — ich betete an diesem Grabe. Ich weiß nicht, zu welchem Gott —



Taj-bibi-ka-Roza (die „Tadj-Mahal“)

RAHATMÖ UMFAL, DIE LEBENDE VISITENKARTENSAMMLUNG

Ich weiß längst, daß Visitenkartensammeln eine der geistreichsten Beschäftigungen der Welt ist. Schon der Briefmarkensammelsport — bei uns nennt man das alles „Sport" — ist sehr schön. Es hat auf mich einen sehr tiefen Eindruck gemacht, als mir so ein Sportsmann zum ersten Male auseinandersetzte, warum und weshalb bei ungebrauchten Marken der sogenannte „Gummiglanz" die große Hauptsache wäre. Noch höher steht eigentlich der Ex-libris-Sport, und dieser wird wieder weit hinter sich gelassen von dem Stollwerck- und Liebig-Bilder-Sammelsport. Aber ich denke, daß die Höhe aller Papierstückchen-Sammelsporte doch von den Visitenkartenafficionados erreicht wird.

Eine sehr schöne Sammlung dieser Art besitzt zweifellos die verwitwete Frau Rechnungsrat Kleinchen in der Alten Jakobstraße zu Berlin. Sie hat viele Tischchen in ihrer guten Stube, und auf jedem dieser Tischchen steht eine große Schale — aus

Alabaster, mit drei Täubchen am Rande. Die Schalen sind mit weißen Schondeckchen zugedeckt, und auf die Schondeckchen hat Frau Minna Kleinchen mit fleißigen Händen die Inschriften aufgestickt. Da steht in Blau: „Hoheiten", in Rot: „Künstler", in Gelb: „Religion", in Lila: „Freundschaft". Bei den Hoheiten ist eine Krone, bei den Künstlern eine Lyra, bei der Religion ein Kreuz und bei der Freundschaft sind zwei verschlungene Hände zugestickt. So sind alle die Deckchen große Zierden ihres Salons; am schönsten aber deucht mich eines, das die Inschrift „Moabit" trägt. Jeder Buchstabe ist in anderer Farbe, und das soll wohl bedeuten, daß hier alles vertreten ist: Hoheiten und Künstler, Religion, Freundschaft und manches noch. Als Symbol zeigt das Moabitdeckchen einen Totenschädel und zwei gekreuzte Knochen; darunter steht: „Fiat Justitia".

Ich kenne Frau Kleinchen, weil ich einmal als möblierter Herr bei ihr gewohnt habe — leider wurde mir nach acht Tagen wegen unsittlichen Lebenswandels gekündigt. Aber wir schieden in aller Freundschaft — weil wir beide gebildete Menschen sind, Frau Rechnungsrat sowohl wie ich — darum liegt meine Visitenkarte auch in der Abteilung „Freundschaft" und nicht unter den „Künstlern". Seitdem erhalte ich regelmäßig, wenn ich in Berlin bin, den Besuch der lieben Dame, und sie nimmt dann alle Visitenkarten mit, die bei mir herumliegen. So bin ich eine Quelle zu ihrer Sammlung; aber sie muß noch eine Menge anderer Quellen haben, die etwas geheimnisvoll sind. Denn zu Lebzeiten des Herrn Rechnungsrates kannte sie gar niemanden außer dem Herrn Expeditor Bammer, dem Herrn Revisor Leipold und dem Herrn Privatier Hartbauch, die jeden Sams-

tag abend zum Skate kamen. Diese Herren mögen wohl zu der Kategorie „Freundschaft" manche wertvolle Gabe aus ihren Kreisen beigesteuert haben, aber es scheint mir doch kühn, wenn man annehmen wollte, daß sie auch für die anderen Schalen viel Brauchbares herbeibrachten. Und man braucht nur in den großen Katalog, den der Herr Rechnungsrat selber anlegte und seiner lieben Minna zur silbernen Hochzeit schenkte, hineinzublicken, um sich zu überzeugen, welch köstliche Stücke in ihrem Besitze sind. Man blicke nur in die Abteilung „Künstler"! Die großen Tiere haben drei Sterne, andere zwei, einen oder gar keinen — wie im Baedeker. Drei Sterne hat Caruso, ferner sämtliche Mitglieder der Hofbühnen, des Metropoltheaters und aller Operettenbühnen. Drei Sterne haben auch Blumenthal, Leo Fall, Léhar, Margarete Böhme, Gustav Frenssen und solche berühmten Leute. Ich muß bekennen, daß Frau Kleinchens Ausbeute bei mir immer sehr dürftig war: ich habe in die Gattung „Künstler" nur mindere Namen wie Hauptmann, Dehmel, R. Strauß, Liebermann usw. beisteuern können, von denen keiner auch nur einen kleinen Stern bekommen hat. Dagegen hatte ich mehr Glück bei den „Hoheiten" und vor allem bei „Moabit". Hierzu habe ich Manolescu, Henning, Frau Humbert, Frau Steinheil, Margulin und eine Menge anderer gestiftet — sie haben fast alle drei Sternchen! Freilich habe ich dabei ein nicht ganz reines Gewissen — — ich muß gestehen, daß ich ein wenig geschwindelt habe. Ich konnte die stummen Vorwürfe der Frau Rechnungsrat, daß ich so gar nichts Erstklassiges zu ihrer Sammlung beitragen konnte, einfach nicht mehr ertragen: da habe ich denn eines schönen Tages die Karten drucken lassen. Aber ich

frage jeden vernünftigen Menschen: ist es nicht ganz gleichgültig, ob ich die Karten bestellt habe oder Herr Manolescu und Frau Steinheil selber? Oder ist auch hier bei Sammlern eine Art „Gummiglanz“ oder sonst eine merkwürdige Sache besonders wesentlich?

Die „Hoheiten“ hat Frau Rechnungsrat Kleinchen fast komplett, wenigstens die europäischen; von mir bekam sie einige zwanzig indische Maharadschas, dann ein paar Dutzend russische Großfürsten und malaische Sultane, darunter den von Johore (zwei Sternchen) und seine Frau, geborene Katz aus Frankfurt am Main. Den „Hohen Adel“ sammelt sie nach dem Gothaischen Kalender, hier sind noch einige Lücken; dagegen ist „Religion“, wenigstens was Berlin betrifft, außerordentlich glänzend vertreten, sowohl an positiven wie liberalen Pastoren. Frau Kleinchen scheint da etwas parteiisch zu sein; wenigstens haben die positiven immer ein Sternchen mehr als die liberalen — —

* *
*

Die zweite großzügig angelegte Visitenkartensammlung sah ich bei Hattan-Island am Ausgange der Magelhaensstraße. Von der, von der ich eben erzählte, unterscheidet sie sich wesentlich: jene gehörte Frau Rechnungsrat Kleinchen in der Alten Jakobstraße, diese aber durchaus niemanden. Auch das Format ist ein anderes: unter drei Meter groß ist keine der Visitenkarten auf dem weißen Felsen. Religion, Freundschaft und Moabit sind hier ebensowenig vertreten wie die Hoheiten und Künstler; die Sammlung von Hattan-Island ist zwar international, aber doch recht einseitig: nichts, was noch lebt, ist

da vertreten, und alles hat den gleichen Tod gefunden, den in den Wellen. Es sind Planken und Trümmer von untergegangenen Schiffen, auf denen die schiffbrüchigen Seeleute, die sich retten konnten, mit plumper Hand den Namen ihres Fahrzeuges aufmalten. In großen roten Buchstaben leuchtet „Albatros“ in der Abendsonne, daneben in weißer Farbe auf schwarzen Planken „Jenny Hopkins“. Ich fand da „Kong Bjarne“ wieder, einen norwegischen Tramp, der mich einmal von Brisbane nach Neuguinea trug, und „Marie Vahlen“ aus Rostock. Viele Deutsche, Engländer, Skandinavier ruhen in diesem großen Grabe, das rings auf der Fläche Planken und Trümmer trägt und stets spielt mit ein paar Wracks, die es hochwirft und wieder hinabreißt, um sie endlich, Stück um Stück, zu zerfetzen. „Regina Elena“ lese ich weiter, und „Restauradore“ und „Isle de France“. Alle Nationen sind hier gleich, und keine hat einen bevorzugten Platz. Aber die weißen Felsen von Hattan-Island zeigen noch manch freien Raum — — ins Ungeheure mag in den Jahren diese Visitenkartensammlung anwachsen. Große Pinguine watscheln vor den Tafeln auf und ab; sie reden wie auf der Börse und scheinen es furchtbar komisch zu finden, wenn wieder ein neues Schild beweist, daß immer noch der Mensch weder recht fliegen noch recht schwimmen kann, und daß er zum Zeichen dessen die bunten Tafeln da aufhängt. Der graubärtige Kapitän aber steht neben mir auf der Brücke; er spricht gar nichts; starrt hinüber nach Hattan-Island und schweigt. Ich mag ihn nicht stören; er ist sentimental wie alle Seeleute. Er macht sich so seine Gedanken, und es ist gewiß, daß ihn die Aussicht da schrecklich traurig stimmt.

Traurig — — komisch — —? Sie haben letzten Endes alle beide recht. Der Kapitän so gut wie die Pinguine.

* * *

Auch Europa hat solch eine Visitenkartensammlung großen Stils, wenn sie auch nicht ganz so romantisch und so wild ist, wie die der Magelhaensstraße — das ist die Sammlung im Hotel Skagen zu Skagen; mancher Schiffsname auf morschen Planken erzählt da von der Heimtücke der Wogen bei Jütlands Nordküste. Was Deutschland betrifft, so muß man die Sammlung der Rasenmühle bei Göttingen, die sicher manchen guten Namen enthält, nennen. Das ist Biedermeierstil und zahme Romantik: man rudert hinaus auf den Teich und wirft seine Karte in das klare Wasser, sieht zu, wie sie in langen Gleitflügen nach unten schwebt. Unglück bringt es, wenn sie mit dem Namen nach unten fällt, Glück aber, wenn man seinen Namen unten leuchten sieht, tief heraus vom Grunde. Studenten rudern zu der tiefen Stelle, im Mondschein oder bei strahlender Abendsonne, mit oder ohne ihre Liebchen —

* * *

Einmal, als Student, schwor ich auf diese Visitenkartensammlung, später auf die der Frau Rechnungsrat Kleinchen, endlich aber schien auch diese mir doch überholt zu sein durch die andere von Skagen, und die wieder durch die noch wildere von Hattan-Island. Heute aber blicke ich stolz hinab auf alle, denn ich sah — in Heiderabad — Rahatmö Umfal die lebende Visitenkartensammlung.

Herodot erzählt irgendwo eine entzückende kleine Geschichte. Eine schöne Buhlerin in Ägypten,

ich glaube, sie war noch Königstochter obendrein, ließ sich von jedem ihrer Geliebten einen großen Stein schenken. Sie sammelte Stein um Stein und ließ dann Stein auf Stein legen. Und da sie sehr fleißig war, so bekam sie gar viele Steine, und als sie starb, zeugte von ihr eine gewaltige Pyramide, größer wie eine der Könige Ägyptens.

Diese Dame wollte im Gedächtnis der Menschen noch durch viele Jahrtausende leben. Rahatmõ Umfal war bescheidener, und wenn auch sie von allen ihren Geliebten ein ganz besonderes Andenken begehrte, so war es doch nur, um damit ein sicheres und ruhiges Alter zu genießen. Geld und Gold zerrinnt, dachte sie, seidene Gewänder vermodern, aber was ich auf meiner braunen Haut trage, das kann mir keiner nehmen. Und so bat sie ihre Geliebten, doch ihre Namen fein säuberlich auf Papier zu schreiben. Das Papier aber brachte sie ihrer lieben alten Mutter, und sie, die die beste Tätowiererin im großen Reiche des Nizams von Heiderabad war, grub dem Töchterlein die Namen mit giftiger Nadel tief in die Haut. So wurde Rahatmõ bald bekannt in ganz Mittelindien, und viele kamen, um ihrer bunten Schönheit zu huldigen.

Heute ist sie freilich eine alte Frau, aber nach wie vor empfängt sie die Besuche aller großen Sahibs. Freilich nicht mehr wie einst — — ihre Sammlung ist heute geschlossen, und kein neuer Name kann mehr hinzukommen. Ich weiß nicht, wieviel Steine das ägyptische Fräulein erwarb, aber ich weiß, daß Rahatmõ Umfals einst gewiß sehr schönen Leib eine ungeheure Zahl von Namen zieren, und daß von der Stirne bis hinab zu den Zehen nirgends ein freies Plätzchen ist. In allen Sprachen prangen

da ihre Geliebten, in Französisch und Englisch, in Deutsch, Russisch und Italienisch, in Holländisch, Schwedisch und Dänisch — aber auch in Griechisch, in Persisch, in Urdu, Bengali und Tamil. Ich las den Namen eines bekannten deutschen Paters, und dahinter stand: S. J. — ich freute mich, das fromme Mitglied der Societas Jesu in so guter Gesellschaft zu wissen. Ich fand auch Mantegazza da und nicht weit von ihm Otto Ehlers. Ich las Namen von Konsuln und von Gelehrten, von deutschen Fürsten, englischen Lords und indischen Maharadschas. Ganz klein aber — und an sehr diskreter Stelle — fand ich den Namen von dem siebten Edward, Englands klugem Könige — damals freilich war er noch Prinz von Wales.

Rahatmö Umfal ist eine Hindufrau, und wenn sie stirbt, so wird sie verbrannt. Ich habe in sie hineingeredet wie in eine kranke Kuh, sie möchte mir für den Fall ihres Ablebens doch ihr Fellchen verkaufen. Es wäre das ein glänzendes Geschäft für mich, ich würde in Berlin oder London jeden Phantasiepreis dafür bekommen. Aber Rahatmö will nicht. Sie ist fromm, und sie will verbrannt werden. Und so wird mit ihr das schönste Stammbuch in Indien in Flammen aufgehen — — wer also Wissensdurst hat und die herrlichste Visitenkartensammlung der Welt noch einmal sehen will, der beeile sich und reise nach Heiderabad!

GWALIOR

Eines weiß ich gewiß: dieses Land, Indien, hat nie eine Geschichte gehabt. Oder auch wohl: es hatte vielleicht eine Geschichte — aber nicht für sich, nur für die andern Völker. Für die Griechen und die Perser, für die Sarazenen, für die Portugiesen, Franzosen, Holländer und Engländer. Nie aber für den Hindu. Seine Phantasie weiß von keiner Geschichte, ihm sind alle Ereignisse nur ein schwüler Traum. Dieses Volk kennt keine Vergangenheit, und das Heute ist ihm Gestern und Morgen zugleich. So schläft es durch die Jahrtausende — —

Diese glühende Weisheit klingt aus allen Brunnen Indiens. Sie ist der weiche Teppich, über den der Dichter durch dies Land der Träume schreitet. Nirgends aber kam mir diese Erkenntnis, daß das Unwirkliche lebendig ward und daß alle Wirklichkeit in blaue Nebel sich löst, so sehr zum Bewußtsein wie in Gwalior.

Gwalior! In dem großen Garten der Laschkarstadt schreiten weiße Pfauen über die stillen Wege,

die wie Silber glänzen von schmalen Stücken losen Glimmers. Eichhörnchen spielen und jagen durch die Büsche, und von den Mangobäumen ruft der Regenpfeifer sein eintönig Lied. Große Echsen kriechen über den ausgetrockneten, grün überwucherten Grund der Marmorteiche, bunte Alexandervögel baden sich in den Wasserspielen der Parke. Mein Wagen fliegt hindurch, trägt mich zu dem großen Palast des Sindiah.

Ein Bau von heute. Späte Renaissance, englischer Einfluß. Ein schöner Bau — — aber einer wie tausend andere in Europa. Der Mann, der hier wohnt, ist ein Fürst von heute, einer, der ausgezeichnet englisch spricht, der Poker spielt und Hockey, der auf Pferde wettet und seine Depeschen aus Kalkutta und Simla am Telephon in Empfang nimmt. Nichts scheint indisch an diesem Enkel des großen Sindiah, des wilden Mahrattenfürsten, der an der Spitze seiner Reiterscharen dem Großmogul selbst sein Reich abzwang. Nur etwas verrät ihn, nur ein kleiner roter Fleck: das runde, flammende Farbenmal Schiwas, des Zerstörers, das auf seiner Stirne leuchtet.

Ich weiß nicht, ich kann ein Lachen kaum unterdrücken, wenn ich diese Farbenzeichen sehe. Das Zeichen Wischnus — zwei senkrechte rote Striche und dazwischen ein weißer, das runde rote Mal Schiwas oder das andere, wildere: drei weiße Längsstreifen, quer über die Stirne. Oder auch alle die andern Male auf Stirne, Brust und Armen, alle verschieden, wie es die tausend verschiedenen Sekten der Hindureligion vorschreiben. Zaghaft oft und bescheiden — ein dünner Strich oder ein kleiner Kreis. Und wieder wild, phantastisch, absurd — abgeschmackte indische Malereien über dem ganzen Körper,

wie sie die frommen Yogin tragen oder die wüsten Anhänger der Durga. Das alles berührte mich seltsam erst und unbegreiflich — — heute muß ich fast lachen — jedes dieser wilden Male grinst mich vergnügt an und bringt mir einen lustigen Gruß aus der Heimat: Made in Germany! — Die bunten Blechschachteln, die die heilige Schminke der Inder bewahren, zeigen zwar höchst exotische bunte Bilder, Ganescha, den Elefantenköpfigen, Hanuman, den Gottaffen, oder, auf ihrem Tiger reitend, die grause achtarmige Kali; sie zeigen auch ihren Inhalt durchaus nicht in Englisch an, sondern in Hindostani, in Tamil, in Urdu oder in irgendwelcher andern der hundertundfünfzig Sprachen und Schriften Indiens, aber ihren Ursprung verleugnen sie durchaus nicht — recht dick und rot schreien sie aus: „Höchster Farbwerke".

* * *

Die Tadj-Mahal, das herrlichste Bauwerk Indiens und der ganzen Welt gab mir den ersten Stoß — — als ich erfuhr, daß ihr genialer Erbauer kein Hindu war und kein Mohammedaner, sondern ein guter Franzose, Austin von Bordeaux. — Dann war es das Mahawansa, das „uralte" Geschichtsbuch Ceylons: es erzählt die Odyssee noch einmal — und ein gutes Jahrtausend nach Homer! Nun ich auch weiß, daß sogar Schiwas und Wischnus heilige Stirnmale am Main fabriziert werden, scheint mir ganz Indien aus den Händen zu gleiten. Denn ich zog aus, um Indien zu suchen und durchaus nicht all der Dinge wegen, die irgendwo den Stempel tragen: Made in Germany. In Germany — oder sonst irgendwo in Europa.

Auf die Höchster Farbwerke bin ich ernstlich böse! Es tut mir sehr leid, daß ich sie hier erwähne und ihnen dadurch noch Reklame mache obendrein. Denn sie sind schuld daran, daß ich lange skeptisch durch das Land der Träume ging, und an jedem Palast und an jedem Tempel sorgsam nach der Etikette suchte. Ach, das war ein großer Unfug! Wohl weiß ich heute, daß, wenn ich Indien durchsiebe, nicht gerade sehr viel zurückbleibt, was durchaus „echt" indisch ist — und dazu gewiß nicht das Beste. Aber ich weiß auch, daß dem Inder Osten und Westen dasselbe ist, genau so wie sein Heute die Vergangenheit und die Zukunft zugleich umschließt! Ob auch der geniale Abenteurer Austin aus der Gascogne kam, so steht doch sein Werk, das die Alhambra verdunkelt, in Kaiser Akbars Stadt. Kein Mensch in Indien kennt seinen Namen, aber zur Tadj, zum Grabe Schah Jahans und seiner schönen Frau wallfahrten noch heute Mohammedaner und Hindu, Jainas, Buddhisten, Sikh und Parsi. Und ob auch die heilige Farbe aus Höchst stammt — da, wo sie blutrot auf den Stirnen von Durgas Priestern flammt, da ist sie doch indisch! — Und so ist er indisch, der Maharadscha von Gwalior, trotz des Smokings, trotz des Steinwayflügels und trotz Fritz Feinhals, der den „Hans Sachs" aus seinem Grammophone singt.

* * *

Einer der dreißig fürstlichen Elefanten trägt mich den Fels hinauf zu der alten Feste. Es ist nicht gerade sehr angenehm, auf einem Elefanten zu reiten, und es will gelernt sein. Warum hat der Norddeutsche Lloyd keine elektrischen Elefanten in seinen Schiffsturnsälen? Elektrische Kamele sind da, auch

elektrische Pferde und Esel, und ich bin von Genua bis Kolombo jeden Tag eine Stunde geritten in allen möglichen Gangarten. Aber kein kleinster Elefant war da — so bin ich ein Greenhorn im Elefantenreiten und halte mich krampfhaft fest mit beiden Händen.

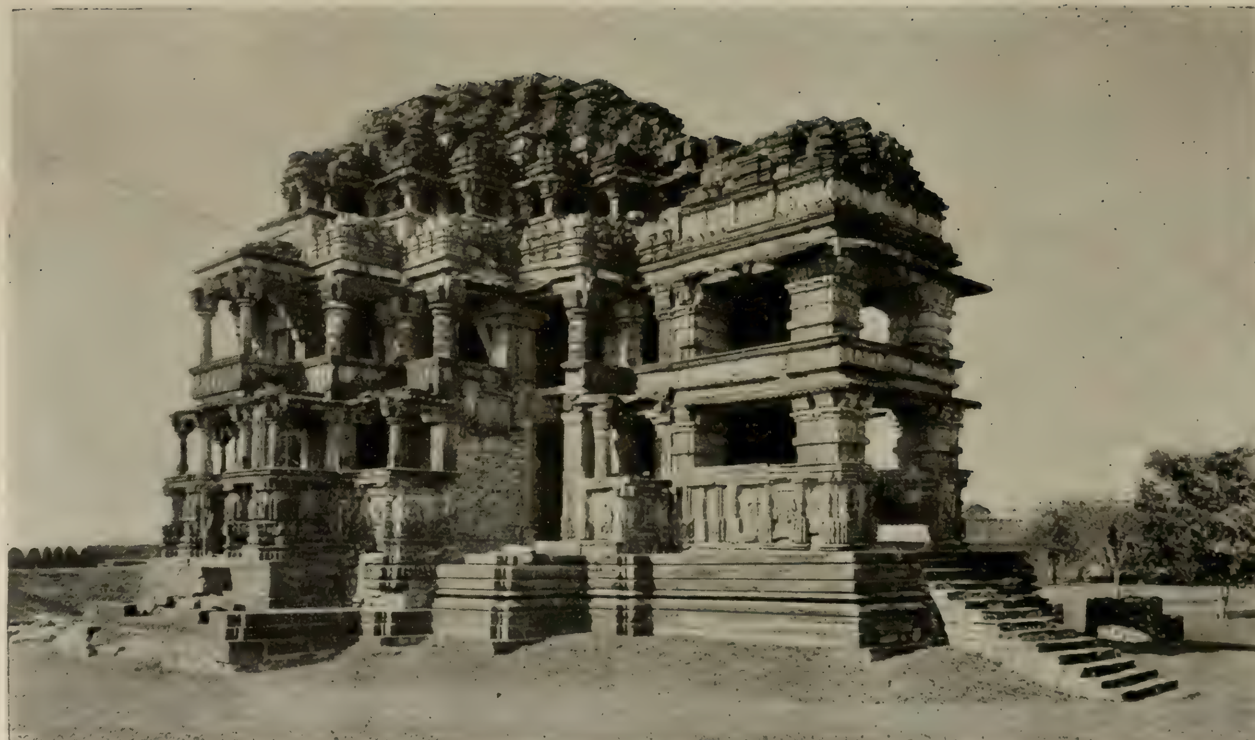
Und ich denke daran, wie ich vor manchen Jahren eine andere Bergfeste hinaufpilgerte: Ehrenbreitstein. Drei Monate träumte ich dort hoch über dem Rhein und büßte in süßem Sommersonnenschein das schreckliche Verbrechen des Zweikampfes. Es war ein entzückender Traum da oben, und ich glaube: deshalb liebe ich so diese alten Bergfesten —

Riesenbilder ragen aus dem Stein, Heilige der Jaina, jener Religion, die Bardhamana Mahavira gründete, Gautamas Nebenbuhler. Wie dieser zum Buddha wurde, zum „Erleuchteten", so wurde Bardhamana zum „Jina", zum „Weltbezwinger". Buddhas Lehre hielt ihren Siegeszug durch die indische Welt, eroberte den ganzen Osten und wurde die anhängerreichste aller Zeiten in der ganzen Welt. Bardhamanas Lehre, der Gautamas sehr ähnlich, aber blieb still verborgen. Aber während nach tausend Jahren die alten Götzen, im Bunde mit dem von Nordwest hereinbrechenden Sturme des Islam, Buddhas reine Lehre wieder völlig vertilgten aus ihrem Lande, stand der Glaube der Jaina fest und starr und mehrte still und unablässig seine Gemeinde: noch heute leben acht Millionen Anhänger Mahaviras in Indien, besonders viele reiche Kaufleute.

Wie die Kunst des Buddhismus ihre Renaissance im Nordwesten feierte, im Königreiche Gandhara im Kabultale, so fand der Jainaismus ebendort, in der Halbinsel Gudscherat, seine neue Blüte. Aber als der reißende Bergstrom der Bekenner des Propheten Gandhara für

ewig zertrümmerte, wuchs Gudscherat in kaum einem Menschenalter wieder empor: herrlicher als zuvor. Gewaltige Mongolenkaiser schufen in selbstsicherem Stolz des Islam herrliche Bauwerke, fromme Hindufürsten stifteten der buddhistischen Mönchsgemeinde ihre Heiligtümer oder beschwichtigten den Zorn von Schiwa und Durga durch mächtige Tempel: Kaufleute aber waren es, Händler und Bankiers, die dem Jainaismus seine unerhörten Kunstbauten schenkten. Diese reichen Kaufmannsgeschlechter, die Jaina-Seth, sind die Phönizier des indischen Mittelalters, die Fugger und Welser des Ostens: sie sichern ihrer Lehre von Gudscherat aus, durch den materiellen Einfluß auf die vielen kleinen und tapferen Herren und Fürsten des weiten Radschputenlandes, einen mächtigen Einfluß durch ganz Radschputana. So zeigt auch Gwaliors Bergfeste den Weg, den die Lehre von Buddhas wurzelfesterem Nebenbuhler ging. Zweiundzwanzig der nackten gewaltigen „Weltbezwinger" sitzen und stehen, aus dem harten Fels herausgehauen, allein in der Urwahihöhle; fast achtzehn Meter hoch ist der größte der Steinriesen. Sechsunddreißig weitere Jinas schützen den Berg.

Nun hält mein starkes Tier: wir sind oben auf der Hochfläche des Felsens. Sas-Bahu, der gewaltige Jainatempel, öffnet seine Pforten, das wunderbare Heiligtum der tausendarmigen Göttin. Alles ist aufgelöst hier, nur aus Säulen und wieder Säulen ist der seltsame Bau errichtet. Aber weiter, mitten im Fort, steht ein wilder Pyramidenbau — Teli-ka-Mandin, der Tempel der Ölhändler. Er diente Wischnu durch viele Jahrhunderte, dann nahm ihn Schiwa für sich in Anspruch. Das ist nur einer von den achtzehn Hindutempeln, die das Fort krönen.



Sas-Bahu, der Jainatempel in Gwalior

Aber was will der Hindu, was der Jaina mit seinen Bauten, wenn der Sarazene kommt? Sechs Paläste bilden mit ihren Höfen und Toren, ihren grandiosen Umwallungen und Moscheen die eigentliche Burg. Mahmud Ghori baute hier, Kaiser Akbar und der Palastmonomane Schah Jahan. Und wie Aurangzebs Moschee in Benares alle tausend Hindutempel und Paläste an der Ganga weit überragt und besiegt, so wird auch hier alle Kunst der Kinder Wischnus, Schiwas und Bardhamanas zu Schatten neben dem Zeichen des Islam.

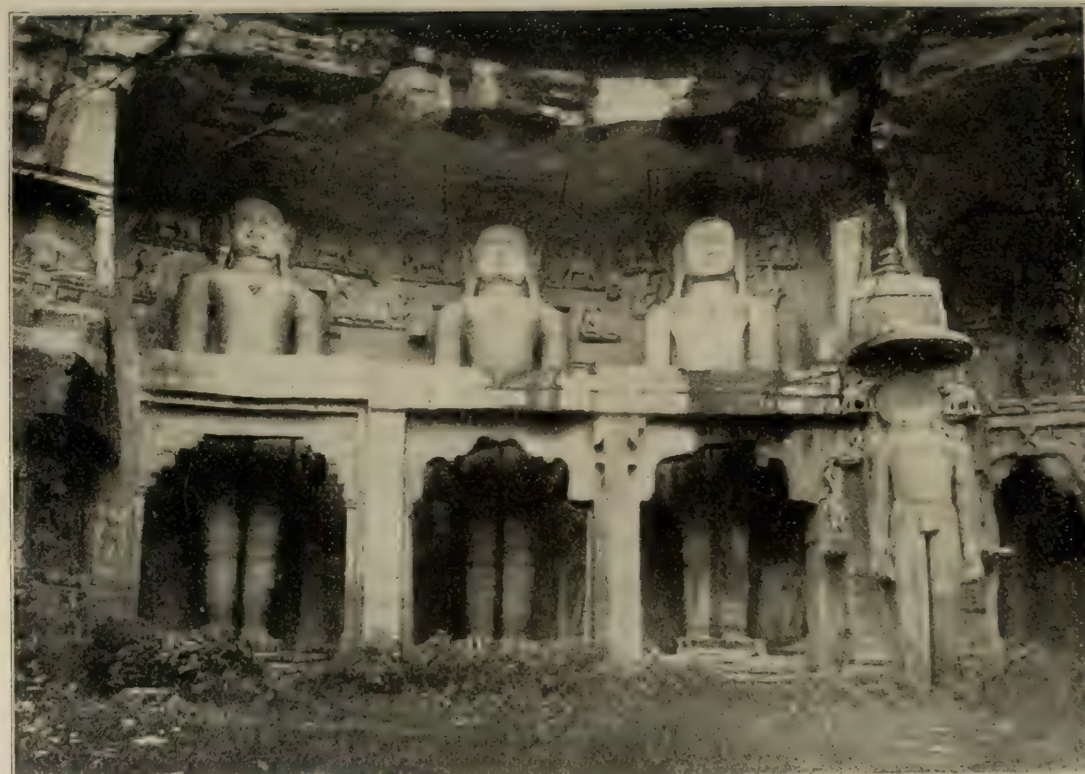
Kein Mensch ist hier oben. Irgendein blauer Vogel sitzt auf dem Marmorbrunnen, kleine Geckos rascheln an den Wänden. Ich gehe durch stille Höfe und weite Gemächer über hohe Torbogen und hinein in weit sich öffnende Moscheen. Unten steigen Wasserträger die steile Felsenstraße hinauf, auf dem Rücken den gefüllten Schlauch: ein schwarzes Schwein ohne Kopf. Kameltreiber schaukeln auf ihren hohen Tieren, und des Sindhia weiße Reiter traben durch die Tore auf ihren arabischen Stuten. Unten in der verstaubten Ebene breitet sich weithin Gwalior aus, die weiße Laschkarstadt, mitten darin als grüne Insel des Fürsten Park mit seinem silberleuchtenden Palaste. — Aber hier oben das Traumland — — Paläste, Moscheen, Tempel — — das alles gehört nur mir —

Die Sonne fiel, als ich unten durch die Stadt ritt. Und es schien eine neue Offenbarung: ein offenes Blatt aus „Tausendundeiner Nacht“. Nichts von Indien — das ist die alte Maurenstadt, die Kaiser Baber entzückte.

Dann, ganz plötzlich, ein großer Platz. Monumentale europäische Gebäude, die Post, das Ministerium, die Verwaltung: hier ist England. Und ehe ich

zurückkomme zum Palaste, fällt noch mein Blick auf die kleine christliche Mission.

Ich fühle gut: das alles ist Indien. Alle Religionen und alle Völker. Jeder Stein erzählt ein anderes Lied, schlägt eine neue Seite auf in der großen Geschichte dieses Landes. Dieses seltsamen Landes, in dem nichts sterben kann, in dem alle Vergangenheiten leben. Und ich fühle auch: das alles ist nur Kulisse, ist nie und nimmer das Indien, das ich suche. Dieses Land aber, dem alle Träume gehören, lebt nur in dem Herzen dieser seltsamen braunen Gestalten, die kein Gestern kennen und kein Morgen, die nichts vom Osten wissen und nichts vom Westen. Die einen Smoking tragen wie ich, die Poker spielen und Hockey, und denen *dennoch Schiwas blutrünstiges Zeichen von der Stirne flammt.*



Adinatha, Neminatha, Balinatha, Jainaheilige in Gwalior

DIE JUDEN DES OSTENS

„Schon war gesunken in den Staub der
Sassaniden alter Thron,
Es plündert Mosleminenhand das schätze-
reiche Ktesiphon:
Schon langt am Oxus Omar an nach
manchem durchgekämpften Tag,
Wo Chosrus Enkel Jesdegerd auf Leichen
eine Leiche lag."

So besingt der Hallermünder Halbkünstler in einer seiner klingelnden ohrfälligen Balladen den Tag, an dem das geboren wurde, was man heute Parsismus nennt. Freilich hatten die Perser schon einmal das Joch der Knechtschaft getragen, als Setamgar, der blutige König, der ihnen schon in Zarathustras heiliger Schrift geweissagt war, mit seinen Mazedoniern das Land überfiel. Der jahrhundertelange Krieg war durch ihn zugunsten von Hellas entschieden: Setamgar, den wir Alexander den Großen nennen, erfüllte Zoroasters uraltes Prophetenwort. Durch ein halbes Jahrtausend herrschten seine Nachfolger, die Seleukiden, ohne daß es ihnen je gelang, zu den Göttern ihres Olympes das Perservolk zu überreden: es blieb trotz

manchen leichten Druckes der Religion der Feueranbetung treu, bis endlich im dritten Jahrhundert nach Christi der Sassanide Ardeschin Babekan die Fremdlinge aus dem Lande warf. Über vierhundert Jahre herrschte seine Familie; dann schlug Omar, der Kalif, bei Naharend am Oxus ihren letzten Sprößling: Yazdijird.

Und die Streiter Allahs waren nicht so tolerant wie Hellas kluge Kinder. Küß' den Koran oder stirb — — so ward Persien eine Provinz Mohammeds. In den Wüsten und den unwegsamen Gebirgen Korassans verkrochen sich die letzten Anhänger der Zendavesta, Zarathustras heiliger Lehre. Auch von da verjagte sie endlich das grüne Halbmondbanner; sie schlugen sich durch und besetzten die Insel Ormus im Persischen Meerbusen. Man ließ sie hier eine Zeitlang unbehelligt, bis ihre aufblühende Schiffahrt und ihr Handel von neuem der Kalifen Aufmerksamkeit auf sie lenkte. Und wieder hieß es: Stirb oder bekenne den Islam; und wieder wurden die letzten Anhänger Zoroasters von einem Orte zum anderen gejagt. Im achten Jahrhundert erschien das letzte Häuflein in der indischen Halbinsel Gudscherat, wo ihnen der Radscha Yado Rama einen Unterschlupf gewährte. Durch achthundert Jahre hatten sie nun Ruhe, bis ihr alter Feind, der Islam, sie von neuem aufschreckte. Längst leuchtete der Halbmond über weite Strecken in Indien, als dem Schah Mohammed von Ahmedabad es einfiel, sich auch des Gudscherat zu bemächtigen. Wieder wurden nun die Parsen verjagt und zerstreut.

Als dann später die Engländer ins Land kamen, als aus dem kleinen portugiesischen Hafenneste Bom Bahia ein gewaltiges britisches Bombay wurde, da sam-

melten sich die Bekenner des Feuers in dieser Stadt und fanden endlich Ruhe unter dem Schutze des Löwen und des Einhorns. Es mögen ihrer heute vielleicht 100 000 sein (darunter über zwei Drittel in Bombay), also kaum ein dreißigstel Prozent der Bevölkerung des indischen Kaiserreiches, ein lächerlicher Bruchteil, ein winziges Sandkorn in dieser gewaltigen Menschenwüste. Und doch hat dieses Sandkorn für Indien eine ungeheure Bedeutung, ähnlich der der Juden im Westen.

Denn die Parsen personifizieren im ganzen Osten, nicht nur in Indien, den Mammon. Gewiß sind da noch manche andere, die wie sie vom rollenden Gelde leben; wir haben überall reiche chinesische Kaufleute, haben die Jaina-Seth, die aristokratische Kaufmannsgilde aus Gudscherat, dann afghanische Kleinwucherer und die merkwürdigen Chetties, südindische Großwucherer, die alle aus der Nähe von Madura kommen. Aber neben den reichen Chinesen haben wir auch Hunderte von Millionen armer; die Afghanen ihrerseits sind nur lästige Wanzen, die, den Wanderstab in der Hand, durch die Länder wandeln und nur pfennigweise die Leute aussaugen. Sie finden nirgends den Schutz des Gesetzes für ihre kleinen Wuchergeschäfte und setzen sich nur dadurch durch, daß sie körperlich stärker und mutiger sind als die Völker Indiens, und daß sie bei säumigen Zahlern mit ihrem dicken Knüppel nachhelfen. Die Jaina-Seth sind ein wenig erstarrt, ihr viele Jahrhunderte alter Einfluß dringt kaum heraus über die Radschputenstaaten. Die Chetties endlich wuchern allerdings in großem Stile, arbeiten mit allen Banken, leihen sich Hunderttausende zu fünf Prozent aus und verleihen sie dann wieder zu fünfzig. Aber sie bleiben bei diesem reinen Geld-

geschäfte und denken nicht daran, irgendwelchen Zweig des Handels zu ergreifen. So bleibt dem Parsi doch eine Stellung für sich: er ist der moderne Großkaufmann des ganzen Ostens und gilt mit Recht als der Mensch gewordene Geldsack. Aber als ein Geldsack, der nicht nur zum Füllen sich öffnet, sondern ebenso bereit ist, bei jeder Gelegenheit seinen Goldregen auszuschütten!

Zweifellos stehen die Parsen unter allen Rassen Indiens dem Europäer am nächsten. Sie sind genau so weiß wie er, und ihre Tracht kommt der seinigen sehr nahe. Der Mann trägt sich genau so, nur hat er einen spitzen schwarzen, unglaublich geschmacklosen Hut aus Pappe; die Tracht der Frauen ist charakteristisch durch den riesigen Parsischal, der zugleich als Rock und als Kopftuch benutzt wird, stets sehr kostbar, aber leider fast immer in äußerst abgeschmackten Farben gehalten ist. In der Gesichtsbildung gleicht der Parse völlig dem Juden, nur sind alle markanten jüdischen Züge oft bis zur Unleidlichkeit übertrieben: er ist der Jude im Superlativus. Viele Reisenden schwärmen von der außerordentlichen Schönheit parsischer Frauen — — ich muß gestehen, daß ich keine einzige schöne gesehen habe unter vielen Hunderten; im Gegenteil, die, die ich sah, waren geradezu abschreckend häßlich; auch die Körperpflege und Reinlichkeit schien mir überall recht mangelhaft zu sein.

Die Sprache des Parsi ist ein altes Gudscherati — wie die des Juden die mittelhochdeutsche; nur in seinem Rituell gebraucht er seine uralte Sprache, das Zend — so wie der Jude das Hebräisch. Und wenn dem Anhänger Mosis das Schwein Tabu ist, so ist es das Rind für Zarathustras Kinder; beide aber dürfen

zur Belohnung dieser Enthaltsamkeit in ihren Himmeln einst recht viel Fisch essen: den berühmten Leviathan, der so ungeheuer gut schmecken soll. Der Parsi ist Handelsmann, Bankier, Kaufmann; wir finden ihn in Singapore wie in Hongkong, in Manila, Batavia, Bangkok, Shanghai, Yokohama, Kolombo, in Aden, Kairo, Alexandria und in allen großen Plätzen Indiens — genau so, wie jüdische Firmen überall im Westen guten Klang haben. Und haben die Juden in allen Zeiten stets die wohlklingendsten Namen der Völker angenommen, unter denen sie wohnten: Montefiore, d'Acosta, Spinoza, Guzman bei den Spaniolen, Goldmann, Silberberg, Veilchenfeld bei den deutschen Juden — — so taten die Parsen das gleiche: früher waren es indische, heute sind es englische Namen, die sie tragen. Und wie unsere Israeliten gerne Kommerzienräte, Barone und Grafen werden, genau so sehnen sich die Parsen nach solchen Titeln: wir finden Sir Cowasji Readymoney (Bargeld), Lady Redgold (Rotgold) usw. Die Briten sind praktische Leute, und man muß schon tief in den Beutel greifen, um Lord oder Baronet zu werden oder einen schönen Orden zu bekommen. So kommt es denn, daß fast ein jedes der vielen neuen Prachtgebäude Bombays mit dem Namen eines reichen Parsi verknüpft ist. Allein der Baron Readymoney hat viele Millionen für öffentliche Zwecke geopfert. Für die anglikanische St. Johnskirche stiftete er den Turm, das berühmte Elphinstone-College wurde fast nur aus seinen Mitteln errichtet, ebenso die große Universität, der mächtige Brunnen in Crawford-Market und so manches andere noch. Der Parse weiß Geld zu machen und ist manchmal wenig kritisch in den Mitteln dazu, aber er weiß es auch auszugeben — — ist es anders bei unseren Juden?

Natürlich sind nicht alle Parsen Krösusse. Und da finden wir die merkwürdige Erscheinung, daß die Parsen der weniger wohlhabenden Klassen mit Vorliebe Schauspieler werden. Überall sieht man in Indien parsische Schauspielertruppen; ihre Aufführungen sind freilich für europäische Begriffe ungenießbar, sie triefen geradezu von Rührung und Tränen. In neuerer Zeit erobern sich die ärmeren Parsen auch die Presse, sie werden Redakteure — — so stellen in Europa und Amerika die Juden einen gewaltigen Prozentsatz zur Presse und zum Theater.

Etwas, was auch der wildeste Antisemit den Juden nicht absprechen kann, ist ihr außerordentlich entwickeltes Familiengefühl. Jeder gute Bürger und Christ muß das in vollstem Maße anerkennen — — ich bin keines von beiden und darf mir also erlauben, es lächerlich zu finden. Nun wohl, nur ein Volk hat noch ein gleich stark ausgeprägtes Familiengefühl — das ja in weiterem, besserem Sinne auch das Solidaritätsgefühl der Rasse in sich schließt — die Parsen.

Manche europäischen Kaufleute klagten mir, daß alle Parsen verdammte Betrüger seien. Ich zweifle keinen Augenblick daran; aber gibt es im ganzen Osten, von Europäern abgesehen, irgendeinen handelnden Menschen, der nicht nach Herzenslust zu betrügen versuchte? Handel und Betrug ist hier eines — so soll man keinen Stein auf den Parsen werfen!

Zarathustras Lehre, die heute noch seine Kinder befolgen, ist durchaus nicht so naiv, wie uns Mozart in seiner Zauberflöte weismachen will, und erst recht nicht so gewaltig wie die flammenden Worte, die Nietzsche mit dem uralten Namen deckte. Sie ist am letzten Ende einfach genug: die Parsen ver-

ehren Mond und Sonne, dazu noch das Wasser, das Feuer und endlich die Kuh. Wenn man dann noch die heilige Sadra, ein Musselinhemd, und die Kusti, eine wollene Gebetschnur, erwähnt, die beide von allen Parsen getragen werden, so ist man eigentlich zu Ende. Ihre Feste sind entweder astronomische oder historische, wie das am 14. September, des Jahrestages, an dem der dritte Yazdijird, der letzte der Sassaniden, den Thron bestieg. Ein wenig appetitlicher Gebrauch ihres Kultus ist der des Nirangs, d. h. des Kuhurins, mit dem sie sich jeden Morgen während ihrer Gebete das Gesicht besprengen. Ich weiß nicht, ob dieser eigentümliche Gebrauch, der übrigens in den besseren Kreisen stark im Abnehmen ist, im Zendavesta befohlen ist, glaube es aber kaum. Er scheint mir vielmehr eine Anleihe von den Hindus zu sein, bei deren verschiedenen Kulten Kuhurin und Kuhmist stets eine besondere Rolle spielen.

Bekannt im Osten ist der Parse durch sein Geld, bekannt in der Welt aber ist er durch seine berühmten Türme des Schweigens auf Malabar-Hill. Der Malabarhügel und seine Umgebung umfassen in grünen Gärten und Parken das schöne Villenviertel Bombays: der Hügel selbst aber gehört den Parsen. Eine breite Straße führt da zu einem Tore, das die Inschrift trägt: „Nur Parsen ist der Eintritt gestattet". Aber die Parsen sind tolerant und gebildet; jeder Europäer erhält ohne weiteres einen Besichtigungsschein zu dem weiten Parke, der die Todesstätten dieses Volkes beherbergt. Dieser Fleck allein auf der weiten Welt gehört nur ihnen, überall sonst sind sie bei Fremden zu Gaste — hier allein, wo sie ihre Toten der Vernichtung zurückgeben, hier sind sie zu Hause. Und hier, in diesem herrlichen

Garten, hier allein blüht die gewaltige, grausenvolle Poesie des sonst so nüchternen, ewig rechnenden Volkes.

Ich sitze auf dem flachen Plateau des Gartenhügels, auf einer breiten Marmorbank, die der Parsen Embleme zieren — Sonne und Mond, Wasser und Feuer und endlich die geheimnisvolle Kuh. Über mir breitet ein riesiger Bobaum seine weiten Äste, schützt mich vor der glühheißen Sommermittagssonne. Gelbe und violette Orchideen hängen vom Stamm, und große Chamäleons schmiegen sich an sie, regungslos auf ein Opfer lauernd. Unter mir dehnt sich weithin die Millionenstadt, zwischen Kokospalmen und Mangobäumen die reichen Villen der Europäer und Parsen, dann die stolzen gotischen öffentlichen Gebäude der Engländer, die Moscheen der Mohammedaner und die armseligen Holzhütten der Inder. Und dahinter das blaue arabische Meer —

Die breite Straße herauf kommt ein langer Zug. Voran eine Bahre, zu ihrer Seite zwei Männer mit starken Bärten. Sie tragen Handschuhe und lange Zangen: nur so dürfen sie die unreine Leiche berühren; sie sind es, die sie hineintragen in den Ort des Grauens, ihnen allein ist der Eintritt gestattet. Hinter ihnen folgen, zu zwei und zwei, in langsamem Schritte, ein halbes Hundert Parsen.

Fünf kreisrunde, schneeweiße Mauern ragen in den Abhängen auf — das sind die Türme des Schweigens. Türme? Nein, es sind niedrige Terrassen, rings geschlossen; nur eine kleine Türe gestattet den Eintritt. Drinnen sind drei Kreise, die zur Mitte hin sich hinabneigen, und ein jeder hat eine Anzahl von Mulden. Der äußere, der größte Kreis, empfängt die Männer, der mittlere die Frauen und der kleinste in der Mitte die Kinder.



Im Garten von Malabar Hill

Der Zug geht zu dem dritten Turme an der Ostseite. Ich sehe ihn zwischen den Bäumen, dann verschwindet er hinter der weißen Mauer. Und während dort, vor den kleinen Pforten, die Parsen die letzten Riten üben, in monotonem Singsang zur Sonne beten und den Knoten der heiligen Wollschnur lösen und schürzen, sinne ich über Zoroasters seltsames Gesetz. Die Leiche ist unrein, lehrt er; sie darf die heiligen Elemente nicht beflecken. So darf der Tote nicht verbrannt oder in den Fluß geworfen werden wie bei den Hindu — — denn er würde Wasser und Feuer verunreinigen. Er darf auch nicht begraben werden wie bei Christen und Mohammedanern, denn er würde die heilige Erde beflecken. Noch darf er in der Luft verwesen — die heilige Luft würde unrein werden. So gibt es nur eines: das tote Wesen muß in ein anderes Wesen übergehen.

Ich höre unten die Eisentüre schlagen. Nun sind die Träger heraus, nur die nackte Leiche liegt allein in der runden Grube. Da hebt es sich aus den Tamarinden: mit schwerfälligem, fast ungeschicktem Schlage fliegen die Geier heran, kreisen herum und senken sich langsam in den Turm. Ein paar Krähen verbinden sich ihnen, sie stehlen die besten Brocken den großen Vögeln unter dem Schnabel weg — —

Dort unten klingen die eintönigen Gesänge der Trauernden. Aber durch sie hindurch glaubt mein Ohr ein Krächzen zu hören, ein Reißen und Brechen — — mitten heraus aus dem weißen, stillen Turme. Ich weiß nicht, ob es Einbildung ist. Die Zeit verrinnt; nach einer Ewigkeit flattern die satten Vögel auf, setzen sich ringsherum auf die leuchtende Mauer. Und doch waren es kaum fünf kleine Minuten — —

so kurze Zeit nur brauchen ihre scharfen Schnäbel, um aus einem Menschen ein Häuflein rings verstreuter Knochen zu machen.

Da ziehen die Parsen vorbei, vom Turme her die breite Straße hinab. Voran zwei Söhne des Mannes, der nun in den Mägen von zwanzig Geiern ruht, von fetten, häßlichen, stinkenden Aasgeiern. Der eine Sohn hebt den Kopf, wirft den Blick zurück zum Turme. Aber es scheint kein gehässiger Blick auf die Vögel, scheint nur eine stumme Frage: Werdet ihr selben Geier auch einmal meine Augen ausgraben und mein Herz hacken?

Die Parsen pflegen die Vögel nicht — die Toten allein sind deren einziger Fraß. Wenn der nicht genügt, mögen sie sehen, wo sie anderes Futter finden. Aber manchmal genügen auch die Vögel nicht. Vor ein paar Jahren, als die Pest, die Bombay nie verläßt, wieder einmal besonders wild sich gebärdete, als täglich die runden Türen viele Male sich öffneten und schlossen, da war der überreiche Fraß selbst den gierigen Geiern zu viel. Und die unreinen Leichen drohten die heilige Luft zu beflecken — — so schaffte man mit vielen Kosten eine Schar neuer Geier aus dem Pundschab heran — —

Ich wandle durch den einsamen, wundervollen Park; ich trete zu dem einfachen Tempel und blicke hinein. Hier brennt das ewige heilige Feuer, das die Urahnen einst aus der Heimat brachten, und das immerzu drei Priester mit neuem, wohlriechendem Sandelholze versehen. Leise Töne in der uralten Sprache des Zend klingen an mein Ohr — —

Und es ist ein seltsames, fast wehmütiges Gefühl, das mich ergreift — fast wie ein Heimweh. Aber dies Heimweh zieht mich zu eben diesem ver-



Die Türme des Schweigens

zauberten Garten hin. Ich fühle, daß ich ein Fremder bin hier — und ich fühle auch, daß ich dennoch heimatberechtigt bin in diesem schwülen Parke voll grauenvoller Schönheit — —

DIE WALDMENSCHEN CEYLONS

Die Erforschung irgendeines wilden Menschenstammes in Mittelafrika, im südamerikanischen Chaco, in Polynesien oder in sonst irgendeinem noch kaum bekannten Gebiete ist gewiß interessant, aber sie reizt unsere Neugier doch nicht entfernt in dem Maße, in dem irgendein Naturvolk uns interessiert, das in der Alten Welt mitten unter uns wohnt. Der Grund hierfür ist einfach genug, er beruht auf dem krassen Gegensatz des ursprünglichen, primitiven Stammes und der ihn rings seit Jahrtausenden umgebenden Kultur und Zivilisation. Deshalb wird ein Ethnologe viel lieber als mit irgendwelchen Kanaken, Negern oder Chacoindianern sich mit den seltsamen Urvölkern Indiens beschäftigen, den Tuda in den blauen Bergen, den Irab, den Badega, den Leptscha und Bhutia in Sikkin, den Limto in Nepal, den Kota, den Kurumba und wie alle diese verlorenen Splitter vergangener Rassen heißen mögen.

Ceylon bietet eine hübsche Musterkarte von allen möglichen Rassen, bunt genug schillernd in weiß, gelb und schwarz und allen Farben, die dazwischen



Weddah mit ihren Waffen

sind. Singhalesen und Tamilen bilden die Hauptbevölkerung, neben ihnen nimmt der Maure noch einen breiten Raum ein. Dann folgen Malaien und Kaffern, weiter die Eurasier, die sich hier Burgher nennen, Mischlinge von Europäern und Eingeborenen. Und endlich die Europäer selbst, die herrschende Rasse, selbst aus einem guten Dutzend verschiedener Länder stammend. Aber interessanter als alle scheinen mir doch die Ureinwohner Ceylons, die auch heute noch wilden Weddah zu sein.

Als die Singhalesen, vermutlich ein nordindischer Stamm, nach der Insel Ceylon — die damals den Namen Lanka führte — kamen, fanden sie dort eine Bevölkerung vor, die sie Yakkha nannten; der Name Weddah — Jäger — wurde ihnen erst viel später beigelegt. Es mögen im Anfang vielleicht einige Kämpfe stattgefunden haben, doch vertrugen sich die beiden Völker sehr bald miteinander. Die singhalesischen Könige räumten den Waldmenschen in ihrem hochkultivierten Kastenstaate eine sehr hohe Stellung ein, gleich neben den Edeln. Auch erwähnt das Mahawansa, Ceylons ältestes Geschichtsbuch, daß König Tandukabhaya sie damit geehrt habe, ihnen die Bewachung des Südtores der Königsstadt Anuradhapura anzuvertrauen. Doch scheinen die scheuen Waldvölker all diese Ehren gar nicht begriffen oder doch wenig geschätzt zu haben, wenigstens wird ihrer in der ganzen Geschichte Ceylons nur wenige Male Erwähnung getan, wenn nämlich erzählt wird, daß sie, Seite an Seite mit den Singhalesen, gegen die von Südindien hereinbrechenden Tamilen gekämpft hatten. Diese Waffenbrüderschaft hielten die Waldleute den Singhalesen auch in späterer Zeit; sie kämpften mit ihnen sowohl gegen Portugiesen wie

gegen Holländer und Engländer. Freilich scheint bei ihnen das Kriegführen nicht gerade besonders beliebt gewesen zu sein, wenigstens erzählt Knox, der im siebzehnten Jahrhundert durch zwanzig Jahre Gefangener des Königs von Kandy war, in seiner köstlichen „Ceylonischen Reisebeschreibung", daß die Weddah zwar mit dem Könige in den Krieg gegen die Holländer gezogen seien, auch als Bogenschützen recht gute Dienste geleistet hätten, sich nach Beendigung des Feldzuges aber noch tiefer in ihre Wälder zurückgezogen hätten, um nicht noch einmal wieder mit solchen Dingen belästigt zu werden. Darnach scheinen die guten Kriegsdienste der Weddah für die Singhalesen stets eher einem mehr oder minder sanften Drucke als eigentlicher Freundschaft oder Kriegsbegeisterung ihren Ursprung zu verdanken.

Das kleine Volk der Weddah verdient aus dem Grunde ein ganz anderes Interesse als alle möglichen anderen primitiven Völker, an denen wir ja auf unserer Erde durchaus keinen Mangel haben, weil es, mitten unter ziemlich hochzivilisierten Völkern lebend, mit diesen in einem dauernden Verkehr steht — und das seit Jahrtausenden — ohne doch auch nur einen kleinen Schritt voran getan zu haben. Die Weddah sind heute noch genau so Waldmenschen, wie sie es waren, als einst die Singhalesen ins Land brachen; spurlos zogen die Jahrhunderte an ihnen vorbei. Ihre Nahrung besteht in dem Fleisch, das ihnen ihr Pfeil verschafft, dazu in ein paar Wurzeln und dem Honig der wilden Bienen. Über die Kunst, Feuer zu machen, sind sie nie herausgekommen — und auch diese Kunst verstehen sie nur höchst unvollkommen. Sie sind im höchsten Maße scheu, hausen in den Dschungeln

in Höhlen oder Baumlöchern und meiden streng jede Annäherung. Ihr „Verkehr“ mit den Singhalesen oder Tamilen besteht darin, daß sie nachts in die Dörfer kommen und vor die Hütte des Schmiedes kleine Blätter, die sie in Pfeilspitzenform zerschnitten haben, niederlegen: als Muster für die eisernen Pfeilspitzen, die sie wünschen. Zur Bezahlung legen sie daneben etwas Wildpret, Wachs oder Honig. Der Schmied arbeitet ihnen die gewünschten Spitzen und legt sie seinerseits vor die Hütte; in einer der nächsten Nächte holt sie dann der Weddah ab. Wie tief die Weddah stehen, mag daraus hervorgehen, daß sie sogar Affen schießen und verzehren, was kein Naturvolk, das nur ein wenig aus dem allerniedrigsten Zustande heraus ist, mehr tut. Es gilt bei vielen Stämmen — sowohl in der Südsee, wie in Gran Chaco Boliviens, wie auch im Innern Afrikas — geradezu als der äußerste Ausdruck der Verachtung, wenn ein Volk von dem andern sagt: „Sie essen Affen.“

Der einzige Zusammenhang, den die Weddah haben, ist die Familie; den Begriff der Horde kennen sie nur insoweit, als eine Anzahl verwandter Familien ein bestimmtes Waldrevier als ihr Jagd- und Honigsammelgebiet betrachtet. Eine eigentliche Religion kennen die Weddah nicht, doch glauben sie an Teufel und Dämonen, die nachts durch die Wälder streichen, und vor denen sie eine mächtige Furcht haben. Ihre Sitten und Gebräuche sind ebenso tiefstehend, doch scheinen sie auf ihre Frauen sehr eifersüchtig zu sein — im Gegensatz zu den Singhalesen, denen das Gefühl der Eifersucht völlig fremd ist. Warum sie freilich ihre Frauen stets verstecken, ist recht rätselhaft, denn häßlichere Geschöpfe als diese mag man auf der ganzen Insel kaum finden.

Ein größeres Interesse mögen ihre Tänze beanspruchen. Eine primitivere Musik als die ihre gibt es nicht: sie schlagen mit den flachen Händen auf den Bauch. Dazu gehen sie sehr langsam vorwärts, dann wieder zurück und drehen sich ebenso langsam einmal herum; das ist alles. Nur der sogenannte „Teufelstanz“ zeigt ein anderes Bild. Während die „Musikanten“ im Kreise herumstehen, macht der Tänzer erst langsame, dann schnelle und immer schnellere Bewegungen, schließlich dreht er sich sehr rasch im Kreise herum. Plötzlich stürzt er wie ohnmächtig hintenüber, wird aber von einem andern aufgefangen und tanzt weiter. Das geht so einige Male, bis der Tänzer wirklich steif und starr auf den Rücken fällt. Nun heben ihn die andern am Kopfe wie einen Stock hoch und setzen ihn wieder auf die Füße; nach einer kleinen Weile löst sich die Starre — der Tanz ist vorbei. Die Hauptsache ist natürlich die Herbeiführung des kataleptischen Zustandes; es ist eigentümlich, daß während desselben die sonst tiefdunkle Hautfarbe des Tänzers eine viel hellere, beinahe gelblichfahle Färbung annimmt.

Eine weitere Besonderheit dieser Waldmenschen ist die Art und Weise, wie sie Pfeil und Bogen handhaben. Sie legen sich dabei gern auf den Rücken, spannen den Bogen mit den Füßen und legen den Pfeil zwischen die Zehen. Sie glauben so Außerordentliches leisten zu können, doch sind ihre Schießkünste durchaus nicht so hervorragend. Die wirklich guten Dienste, die sie hier und da einem Jäger im Dschungel leisten, bestehen recht eigentlich in den Tugenden eines guten Jagdhundes.

Natürlich hat die englische Regierung alles mögliche versucht, um die Weddah zu heben, um sie



Der Teufelstanz

seßhaft zu machen und ein wenig zu erziehen; namentlich interessierte sich der Gouverneur Mackenzie in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sehr für sie. In Verbindung mit der Wesleyanischen Mission gründete er in den verschiedenen Provinzen Dörfer für sie, so Wippammadu in Battikaloa und Umeng und Willengelawelly in Uwa. Man baute ihnen Hütten, gab ihnen Vieh und Geräte, Reisfelder und Kokoswaldungen. Man grub ihnen Brunnen, gab ihnen Kleider und Arbeitszeug, errichtete ihnen Kirchen und Schulen. Die Waldmenschen zogen auch in die Dörfer und ließen sich die Wohltaten der Zivilisation scheinbar gerne gefallen. Sie wurden sehr gute Christen und schickten ihre Kinder zur Schule; natürlich nur, wenn sie jedesmal etwas dafür bekamen. Aber nach wenigen Jahren hatten sie das Leben wieder satt. Zuerst verließen sie die Kirchen und Schulen — die Arbeit war zu groß; und da sie ja nun alles schon hatten, so schien ihnen die jemalige Belohnung für den Besuch zu gering. Sie ließen die Brunnen verfallen, die Felder veröden; nach wenigen Jahren verließen sie dann wieder die Dörfer und zogen in das Dschungel zurück. Der Versuch der Regierung und der Mission war kläglich gescheitert; andern erging es nicht besser.

Trotzdem hat sich im Laufe der Jahrhunderte doch ein gewisser Teil der Weddah in den Singhalesen- und Tamilendörfern angesiedelt. Man nennt sie Dorfweddah, sie gehen langsam in der übrigen Bevölkerung auf. Die eigentlichen Weddah aber, die Waldweddah, halten sich nach wie vor im Dschungel und den unwegsamen Bergabhängen verborgen; sie gehen alle einer sicheren Vernichtung entgegen — gewiß nicht durch die „Zivilisation“, wie man so oft — und so

falsch — stets von allen absterbenden primitiven Völkern liest.

Es ist natürlich außerordentlich schwer, ihre Zahl festzustellen. Zur Zeit der singhalesischen Könige müssen sie sehr beträchtlich gewesen sein, sonst würden diese gewiß nicht so ihre Freundschaft gesucht und sie so geehrt haben. Noch Knox erwähnt (1689), daß er auf seiner Flucht aus den Ländern des Königs von Kandy das Dschungel „ganz voll" von solchen Waldweddah gefunden habe. Dagegen schätzt sie die Volkszählung von 1881 nur auf etwa 2200 Köpfe, die von 1891 auf 1200, welche heute schon wieder auf die Hälfte zusammengeschmolzen sein mögen.

Freilich gilt diese Zählung nur von den sogenannten „zahmen" Weddah, während die wilden, die „Bergweddah", die in den völlig unzugänglichen Dschungeln und Steinöden des Innern wie die wilden Tiere hausen, sich natürlich durchaus jeder Schätzung entziehen. Die Küstenweddah, die Wewattaweddah, die Nilgalaweddah — kurz alle die „zahmen" Weddah sind oft genug von Gelehrten besucht, untersucht und gemessen worden, ziemlich gründlich von dem Leipziger Professor Emil Schmidt; zu den „Bergweddah" aber haben bisher nur die Gebrüder Sarrazin ihren Weg gefunden. Der Tag ist nicht fern, an dem der letzte Weddah zugrunde geht, um vielleicht — wie der letzte Tasmanier vor zwanzig Jahren — in irgendeinem Museum, ausgestopft, Kunde zu geben von dem seltsamen Stamme, der einst eine große Insel beherrschte.

SCHWEINESTECHEN

Als ich, ein Schuljunge, zum ersten Male ein „Pig-Sticking“ mitreiten durfte, schien mir das der Gipfel allen Sportes. Es war in Southsea, und die Portsmouther Garnison feierte ihre herbstlichen Gymkhanaspiele. Wir Jungen waren natürlich jeden Nachmittag auf den großen Wiesen und zeigten ein solches Interesse, daß der Leiter der Spiele, ein Volunteeroberst, am letzten Tage ein Spiel für uns einlegte; wir durften selbst wählen, wofür wir uns entscheiden wollten. Das war schwer genug, und wir schlugen uns gründlich darum. Darüber, daß es zu Pferde sein müßte, waren wir zwar alle einig, aber hier begann die Schwierigkeit. Viele waren für „Türkenkopfabschlagen“; aber da uns die Lanze schließlich doch interessanter vorkam als der Säbel, so trug am Ende das „Schweinestechen“ den Sieg davon.

Wir stiegen auf die hohen Gäule der Lanzenreiter, auf denen wir vermutlich wie Zirkusaffen aussahen. Wir nahmen die langen Lanzen in die Hände und stellten uns, sechs wilde Bengel, in Reih und Glied auf. Ein Sergeant band das Schwein an seinen Sattel,

einen dicken, mit viel Werg und Seegras gefüllten Sack, den er an einer fünfzig Meter langen Leine hinter sich herschleppte. Kaum war er im Galopp, da pfiff der Oberst und wir ritten los. Ich sah, wie die andern Jungen davon schossen, aber mein Gaul schien diesen Lauf durchaus unter seiner Würde zu finden, er rührte sich nicht vom Fleck. Ich trat ihm tüchtig in die Seiten, ich klopfte ihm ungeschickt genug mit der Lanze an die Beine und riß in die Zügel — das alles machte gar keinen Eindruck auf das langbeinige Tier. Ich rief einem Offizier, der neben mir stand, zu, mir doch seine Reitpeitsche zu leihen; aber der schlechte Mensch lachte mich nur aus. Und er lachte noch mehr, als mir eine schöne Dame statt einer Gerte einen knallroten Sonnenschirm reichte. Die Tränen kullerten mir über die Wangen vor knabenhaftem Zorn und vor Scham; aber ich ergriff doch den Schirm, nahm die Lanze in die linke Hand zu den Zügeln und drosch aus Leibeskräften auf den Kopf des Gaules. Das laute Lachen der Herren und Damen schrie mir in die Ohren, ich hätte noch ein paar Hände haben mögen, um sie fest zuzuhalten. Dann irgendwie öffnete sich der Schirm, die glührote Seide fuchtelte vor den Augen meines störrischen Gaules. Das war ihm endlich zuviel, er machte einen langen Satz und brach los. Ich flog über das Feld; krampfhaft hielten meine Finger Zügel, Lanze und Sonnenschirm, schlossen sich meine Schenkel um den viel zu großen Sattel. Ich hatte keine Ahnung, wie der infame Bock über den Rasen ging, wie er ausbrach, seitwärts ein paar Hürden nahm, eine Fahnenstange umriß und endlich wieder zurückkehrte; ich weiß nur, daß ich plötzlich wieder am Starte war und daß alle Leute klatschten und mir jubelnd

zuriefen. Trotzdem war ich recht beschämt, ich hatte das Schwein nicht einmal gesehen auf meinem Ritt, kaum seinen Reiter. Es tröstete mich nur, daß auch kein anderer der Jungen das Schwein gestochen hatte. Und doch hatten wir alle vorher untereinander gewettet, und jeder war mit sich einig gewesen, daß er es sein würde, der das „Schwein" speerte.

Drei der Buben waren heruntergefallen, von ihnen hatte nur einer noch Lust, wieder mitzutun: so starteten wir zum zweiten Male nur zu Vieren. Diesmal lief mein Gaul gleich mit den andern los, wir galoppierten über das Feld hinter dem Sergeanten her und bemühten uns sehr, unsere Lanzen hübsch stechfertig zu halten. Aber ehe ich das Pig auch nur gesehen hatte, war ich wieder am andern Ende. Ich blickte nach den andern Jungen, einer lag auf dem Rasen, ein anderer hatte seine Lanze verloren und trabte hinter mir her. Nur den kleinen rothaarigen Donald Fergusson, den ich nie leiden konnte, sah ich nicht weit von mir herfliegen; er jagte an dem Sergeanten vorbei, gerade auf das springende Pig zu. Ich trat meinem Bock in die Flanken, ritt ihm entgegen, sah gerade, wie er einen tüchtigen Stoß nach dem Sack tat. Da glitt die Lanze aus der kleinen Hand, sie stak hoch aufgerichtet im Boden. Nun trabte mein langer Bock dicht neben dem holpernden Pig — es war, als ob er seine Frechheit wieder gutmachen wollte. Ich hob meine Lanze — Donald schrie mir zu, daß es sein Pig wäre, und daß ich es nicht stechen dürfte. Aber das schien mir gleichgültig; ich stach los, und ich traf das Schwein. Ich riß die Lanze hoch; in dem Augenblick setzte sich mein Gaul wieder in Bewegung und galoppierte nach Hause. Und Donald Fergussons Schecke folgte

ihm und mit ihm sein kleiner, schimpfender, wütender Reiter — ohne Lanze und ohne Pig.

Der Oberst sagte, daß ich der Sieger sei, und ich erhielt eine hübsche Nadel zum Geschenk. Donald aber meinte, daß es unfair sei, daß ich ihn angeritten habe, und wir boxten uns. Er schlug mir die Nase blutig und erhielt dafür ein blaues Auge. Und dann vertrugen wir uns wieder.

Damals war ich ein unausstehlicher Lausbub. Es gab nichts, das mir nicht Gelegenheit gab, irgend etwas zu fragen, und ich hatte ein erstaunliches Talent für Fragen, auf die man keine Antwort geben konnte. Jetzt fragte ich den Oberst, warum man das Spiel „Pig-Sticking" heiße, da man doch einen alten Sack stäche und durchaus kein Schwein. Und der Oberst antwortete, ich solle froh sein, daß ich gewonnen hätte, und solle keine albernen Fragen stellen. So bin ich unglücklicher Mensch durchs Leben gegangen und hatte keine Ahnung, was so ein Gymkhana-Pig-Sticking denn eigentlich mit einem Schwein zu tun habe.

Nun aber, nach langen Jahren, ist diese schwere Last von mir genommen. Ich habe eine ganze Woche lang richtig „Pig-Sticking" gespielt und dabei wirkliche Schweine gestochen.

Der Maharadscha von Ralinkore lud mich dazu ein. Er ist zwar kein Sportsmann, denn es ist, trotz des Fürsten entgegengesetzter Meinung, für mein Gefühl ein Irrtum, seine große Vorliebe für seinen Harem mit sportlichem Interesse zu begründen. Auch die Schwärmerei für seinen Marstall ist nur sehr einseitig, denn es kommt ihm hauptsächlich darauf an, daß seine schönen Gäule lange, wohlgepflegte Schwänze und große leuchtende Glasaugen haben.

Von seinen dreihundert Pferden haben wenigstens die Hälfte Glasaugen: grüne, bordeauxrote, himmelblaue und mauvefarbene. Es ist nicht zu leugnen, daß das verblüffend genug aussieht, namentlich, wenn man es nicht weiß und ganz unvermutet sieht. Aber, frage ich, hat das etwas mit Sport zu tun?

Und doch ist der Hof des reichen Fürsten eines der größten Sportszentren in Indien. Oberst Prewett, der britische Resident des Staates, legt Wert darauf, daß der Maharadscha nicht nur für die Glasaugen seiner Pferde und für die richtigen Augen seiner Haremsdamen sein Geld ausgibt. Bei der Gelegenheit — Herrgott, ich habe immer noch nicht das Fragen verlernt! —: warum liebt seine Hoheit nur bei den Pferden die Glasaugen? Oder aber: müssen seine Favoritinnen auch auswechselbare Glasaugen tragen? Ich habe den Oberst danach gefragt, der meinte: Nein. Das sagt aber gar nichts, denn er hat ebensowenig wie ich je einen Schritt in des Fürsten Harem setzen dürfen. So steht die Frage immer noch offen.

Also: Seine Hoheit von Ralinkore lud mich zum Schweinestechen ein. Ich wohnte in einem herrlichen Bungalow, hatte vierzig Diener, drei Wagen, zwei Elefanten, fünf Kamele und eine Anzahl Ochsen, die alle natürlich nicht zu benutzen waren. Denn in den Ochsenwagen fühlt man sich wie Muskatnüsse in einem Mörser, und beim Kamele kommt man sich vor, als ob man ein Karussell sei. Reitet man aber auf einem Elefanten, so weiß man nie recht, wo einem eigentlich die Eingeweide, wo Magen, Herz, Leber und andere wichtige Gegenstände gerade stecken. In dem einen Augenblick sind sie im Halse, in dem anderen wieder irgendwo in den Beinen, nur da, wo sie hingehören, sind sie nie. Pferde gab uns der Maharad-

scha nicht, die waren ihm zu schade zum Gebrauch, wahrscheinlich waren wir ihm auch zu dumm, um die Schönheiten der langen Schwänze und Glasaugen genügend verstehen zu können. So schickte uns der Oberst seine Tiere.

Und er kam jeden Morgen um fünf Uhr, uns abzuholen; dann ritten wir hinaus in das Dschungelgras. Wir waren zehn Reiter, darunter zwei Damen, und jeder trug eine leichte Bambusstange. Wir hatten auch ein halbes Dutzend Kamelreiter mit und einen Elefanten, so stellten wir unsere Reihe auf, in der Mitte den Rüsselträger; trabten dann langsam durch das hohe Ried. Endlich scholl vom Elefanten her die helle Trompete: sein Mahaut hatte von seinem hohen Sitz aus einen Keiler entdeckt. Im Nu jagten wir auf unsern Ponies dem Tiere nach. Rechts und links brachen Säue, Antilopen und Gazellen auf, flohen Dschungelhasen, Füchse und Schakale, aber wir achteten sie nicht, jagten dem Eber nach. Ein gelber Blütenstaub brach aus dem Dickicht, dick wie ein Nebel, legte sich heiß vor unsere Augen, drang in unsere Nasen und die Nüstern der Pferde. Einer trat in ein Loch, stürzte, überschlug sich mit dem Pony, lachte und sprang wieder auf. Der Keiler schlug einen Haken, schnell warfen wir die Tiere herum.

Und dann, müde und arg erbost, macht der Keiler kehrt. Er nimmt das Pferd an, mitsamt dem Reiter und seiner Lanze. Er ist ein starker und mutiger Geselle, scheut sich nicht, den Tiger und den Elefanten anzugreifen und setzt ihnen übel zu, ja selbst vor dem wilden Büffel zeigt er keine Angst.

Nun jagt der Eber auf den Reiter zu. Der hält nicht an, er würde unfehlbar über den Haufen ge-

rannt werden. Er gibt seinem Tiere die Sporen, schnalzt mit der Zunge und läßt es die Beine strecken. Er paßt nur auf, den Keiler an die rechte Seite zu bekommen, weil an dieser Stelle der Stoß viel leichter und sicherer ist, als über den Hals des Pferdes weg nach links. Und er läßt den Eber aufrennen in seinen Speer.

Einmal sah ich, wie dicht vor mir ein mächtiger Keiler das starke australische Pony einer jungen Lady anrannte. Sie flog weit aus dem Sattel, der Eber zerschnitt mit seinen scharfen Waffen dem Pferde die Beine und riß dann dem armen Tiere den Leib auf. Das alles war im Augenblick geschehen, dann wandte sich der Keiler und stürzte auf die Dame zu, die irgendwo, vom hohen Gras verdeckt, ohnmächtig am Boden lag. Es wäre ihr nicht anders ergangen wie ihrem Pony, wenn nicht ein rascher Lanzenwurf den Eber abgelenkt hätte.

— Ich habe manche Jagd mitgemacht in Indien, zu Fuß und zu Roß, vom Elefanten herab und vom Ochsenwagen; Jagden auf Leoparden und Tiger, auf Elefanten und Büffel, auf Hochwild und kleines Raubzeug. Aber nicht eine dünkte mich so aufregend und aufreizend wie das Schweinestechen vom Pony herab in dem weiten Dschungelgrase von Ralinkore.

Und ich bin froh, daß ich nun weiß, warum Pig-Sticking eigentlich Pig-Sticking heißt.

DER KRAAL VON HEUTE

Es ist sehr schlau von mir, daß ich als Überschrift dahinsetze: Der Kraal (sprich Krool und reiß dabei möglichst weit die Zähne auseinander!). Denn wenn ich schreiben würde: Elefantenjagd, so möchte ein jeder sagen: schon mal wieder! Und würde gar nicht erst anfangen zu lesen, da jeder Zeitungsabonnent mit Elefantenjagden, seitdem wir Kolonien haben, gründlich überfüttert ist. Darum schreibe ich Kraal — bitte, nochmals, so weit wie nur möglich den Mund dabei aufzusperren und das „O" ganz hinten zu bilden — nun will jeder doch wenigstens erst einmal wissen, was das ist und beginnt zu lesen. Und dann schwöre ich gleich ein paar heilige Eide, daß ich gar nicht daran denken würde, dem verwöhnten Leser mit so einem oft genug erzählten Elefantenfang aufzuwarten, daß ich vielmehr ihm von einer ganz neuen, hochmodernen Methode erzählen werde, die jeder Jüngling von Wertheim gewiß als „todschick" bezeichnen würde.

Der Elefantenkraalingsport besteht heute, genau so wie fast alle andern Sporte, für neunhundertneunund-

neunzig von tausend Beteiligten nur im Zugucken. Und wie beim Rennen Pferd und Jockey, beim Stierkampf Stier und Toreador, beim Radrennen Maschine und Fahrer allein die Sache ausmachen, während der edle „echte Sportsmann" auf der Tribüne sitzt und keine Hand rührt, es sei denn um Bravo zu klatschen, ganz genau so ist es bei einer modernen Elefantenjagd. Eine Jagd — nun ja, ein Sport — meinetwegen auch: in der Hauptsache aber ein großartiges Spektakelstück für die Leute, die es sich leisten können.

Als Ceylon noch Lanka hieß, vor ein paar tausend Jahren, als goldene Millionenstädte sich da erhoben, wo heute Urwald wächst, als Gautama Buddhas junge Lehre den Menschen einen ewigen Frieden schenken wollte, da hieß der Elefantenfang der Sport der Könige. Ein Palihistoriker berichtet, daß in einer Schlacht allein 30 000 schwarze Rüsselträger teilgenommen hätten. Ich glaub an die 30 000 nicht, ebensowenig wie ich an die Millionen Einwohner der Singhalesenstädte und an manches andere glaube, was orientalische Historiker uns erzählen; wenn man bei unserer „Geschichte" gut fünfzig Prozent abziehen muß, so kann man dort ruhig durch hundert dividieren, um annähernd ein Bild der Wirklichkeit zu haben. Aber selbst dies Hundertstel ist noch farbenreich und prächtig genug, und ich bin fest überzeugt, daß ein Elefantenkraal zu König Mahindas Zeiten mir persönlich sehr viel besser gefallen hätte, als der Seiner Exzellenz des Gouverneurs Sir McCallum im Jahre 1910. Aber auf mich kommt's nicht an, und den Leuten, die heute einen Kraal machen, gefällt er sicher gerade so, wie er ist — mit allem Komfort der Neuzeit. Nur eines fehlt noch dabei:

Thos. Cook and Sons. Als Arrangeur ist Cook nun einmal unübertrefflich, man genießt bei ihm billig und gut und schnell, er ist der Wertheim der Augenweiden der Welt. Und es ist ganz sicher, daß über kurz oder lang Cook den Elefantenkraal machen wird, genau so, wie er es sein wird, der in Zukunft die Semana Santa in Sevilla arrangiert, die Festspiele in Bayreuth und Oberammergau, das Derby von Epsom, die Duk-Duks von Neuguinea, die Reichsratwahlen in Österreich und die Zwölfuhrparade in Berlin. Zum Ergötzen und zur Freude der Leute, die mit seinen Tickets reisen!

Diesmal war der Kraal — bitte die Sache mit dem „O“ und dem Mundaufreißen nicht vergessen — zwar noch ohne Cook gemacht, aber doch schon ganz in seinem Geiste. Morgens 6 Uhr 20 verließ der Extrazug Kolombo und brachte zur Kraalstadt einige dreihundert bessere Menschen, die im Zuge erstes und zweites Frühstück bekamen und dabei so viel zu trinken, wie sie wollten. Von der Station war eine breite Straße durch das Dschungel zum Kraal geschlagen, und Autos, Landauer, Ochsenwagen und Rickschas vermittelten den Verkehr. Kraalstadt war so in vier Stunden erreicht; sie lag mitten im Dschungel, wurde vor einer Woche gegründet und erbaut und war eine Woche später wieder vollständig abgerissen. Es gab da ein „Grand Hôtel“ — eine Menge Zimmer, große Eßräume, Bars und was sonst noch zu einem Hotel gehört; dann das Bungalow Seiner Exzellenz und einige andere Bungalows von Prominenten, die zu vornehm sind, im Hotel zu wohnen, und sich lieber — mitten im Urwald — für ein paar Tage ein eigenes Haus bauen und einrichten lassen. An die weiße Stadt schloß

sich — genau wie in Kolombo — die Pettah an: die schwarze Stadt der Eingeborenen. Da waren Garküchen und Kneipen, da war ein Ladenbesitzer, der Comboys verkaufte, die bunten Tücher der Eingeborenen, und ein anderer, der viele hundert Flaschen von Zitronellaöl feilhielt, zum Schutze gegen die Mückenstiche. Ein Astrolog und Taschenspieler hatte natürlich auch seine Bude aufgemacht neben den Gauklern und Schlangenbeschwörern, und die Sodawassermänner und Limonadenhändler standen zu Dutzenden umher. Die weiße Bevölkerung von Kraalstadt mochte vier- bis fünfhundert betragen, die farbige war zehnmal so stark. Tamilen waren da, Singhalesen und Mauren, dann manche Burghers und ein paar Parsen. Unter den Weißen hörte man außer Englisch auch viel Deutsch und Französisch sprechen.

Kranke und Bettler waren in Scharen in den Urwald gezogen und spekulierten nicht umsonst auf das Mitleid, das stets durch den Gegensatz am stärksten geweckt wird, kurz, es war ein echter und rechter Jahrmarktsrummel, wie man sich ihn nicht besser wünschen kann. Das einzige, was die Münchener Oktoberwiese vielleicht voraus hat, sind die Hühner mit drei Beinen, die Kälber mit zwei Köpfen und die Ratte mit sieben Schwänzen — aber solche herrlichen Sachen haben in Indien einen weit höheren Wert als bei uns; sie kommen hier gleich in die Museen.

Man bekam Gänseleberpastete, Belugakaviar und Pommery in der Bar von Karl Petersen; nebenan verkaufte Pakin Saito Eau de Cologne, Bay-Rum und alle Herrlichkeiten von Pivet und Atkinson, während Kara Muhamed Kaffur silberne Löffelchen feilhielt mit der schönen Inschrift: „Souvenir“. Ein paar

Orchester wechselten sich ab mit der Dollarprinzessin und dem Walzertraum, und wenn dennoch zufällig eine kleine Pause eintrat, so brüllte ganz gewiß ein Grammophon los mit der Lustigen Witwe. So ist es eben in Kraalstadt: aller Komfort der Neuzeit.

Aber eigentlich ist nur die Aufmachung neu; das eigentliche Kraaling ist uralt und wird noch heute so gemacht wie vor zehntausend Jahren. Man baut zuerst die Elefantenfalle, steckt — mit mächtigen Baumstämmen — mitten im Dschungel einen großen Platz ab; ist der fertig, so ziehen die Treiber, etwa zweitausend Kulis, los, um eine Elefantenherde zu finden und zur Falle zu treiben. Das ist nicht so sehr schwer, Elefantenherden sind im Überfluß da und vermehren sich viel zahlreicher, als für das Land gut ist. Die Taktik der Treiber ist denkbar einfach, sie machen mit Trommeln, Schießen und Schreien einen solchen Höllenlärm im Urwald, daß die Dickhäuter sich entsetzt zurückziehen. Alle Wasserstellen werden nun mit Feuern und lärmenden Kulis dicht besetzt, so daß die Elefanten, die Wasser über alles schätzen, schließlich ganz von selbst die Richtung zur Falle einschlagen, die einzige Stelle im Dschungel, wo sie Wasser reichlich finden und wo außerdem einige Ruhe zu herrschen scheint. In etwa vierzehn Tagen sind sie ganz sicher im Kraal angekommen und stürzen sich sofort auf das Wasser, baden, trinken und wälzen sich herum. Mittlerweile wird dann der Eingang der Falle geschlossen, der erste Akt des Urwalddramas ist zu Ende, und der zweite, der große Operettenakt, kann beginnen. Kraalstadt ist inzwischen erbaut, die Funkenstation berichtet nach Kolombo, daß alles soweit in Ordnung sei, und die Bahnverwaltung legt ihre Vergnügungszüge ein.

Freilich, als wir in der Kraalstadt von 1910 ankamen, war die erste Nachricht, daß die große Herde, einige sechzig Rüsselträger, noch gar nicht gekraalt sei! Sie trieb sich im Dschungel dicht vor dem Eingang zu den Barrikaden herum, aber kam nicht in den Kraal. Es stellte sich im Laufe des Tages heraus, daß eine alte Elefantendame, die bei einem früheren Kraal schon einmal gefangen, aber wieder ausgebrochen war, die Kassandra spielte: so oft sich einige der Tiere dem Eingange nähern wollten, warf sie sich dazwischen und hielt sie ab. Am Abend blieb nichts übrig, als die mächtige Kuh abzuschießen; nach ihrem Falle trabte dann zuerst ein starker Bulle und nach ihm etwa fünfzehn bis sechzehn Tiere in den Kraal. Der große Rest aber blieb draußen, und da er auf keine Weise weiterzubringen war und man befürchtete, daß schließlich auch die schon eingetretenen wieder zurückmarschieren möchten, so schloß man die Falle und erlaubte dem andern Teil der Dickhäuter wieder in Urwald und Freiheit zurückzukehren. Übrigens kam noch ein anderer, viel modernerer Grund hinzu: die Treiber streikten! Die Geschichte dauerte ihnen zu lange, und sie wollten nach Hause — —

In der Nacht wurde dann die Mausefalle zugemacht; am nächsten Morgen in aller Frühe begann der eigentliche „Fang". Es ist gerade wie beim Stierkampf: die Sache sieht sehr gefährlich aus, ist aber doch, wenn man nicht allzu unvorsichtig und täppisch ist, recht harmlos. Der Hauptunglücksfall bei diesem Kraal hatte denn auch durchaus nicht die wilden, wütenden Tiere zu Urhebern, sondern einen sehr braven und biedern zahmen Elefanten. Zusammen mit etwa sechs andern Tieren in den Kraal geführt,

um bei der Fesselung zu helfen, überfiel ihn plötzlich bei dem allerdings ohrzerreißenden Lärm der Kulis eine ungeheure Angst. Er rannte wie besessen los, gerade auf die Barrikade zu, deren Stämme wie Streichhölzer auseinanderbrachen, trampelte einige Kulis tot und lief dann schleunigst nach seinem Stall.

Draußen, hoch über den Pallisaden, sind Galerien gebaut, dazu luftige Luginslands in den Kronen der Bäume. Das sind die „hohen Balkone“, auf denen rings in schönem Kranz die Ritter und Frauen sitzen, das Kampfspiel zu erwarten. Der indische König Franz, der Herr Gouverneur, winkt dann mit dem Finger — da öffnet sich behend ein Tor, daraus rennt — nein, das stimmt nicht — daraus schreiten mit ungeheurer Gemütsruhe und Würde einige zahme Elefanten zu ihren wilden Genossen in den Kraal. Und diese Tiere benahmen sich recht gescheit und verrieten ihre Stammesgenossen mit wahrer Begeisterung. Je zwei, auf ihrem Rücken den Mahaut und den Nooser, trotteten still an einen der wilden heran, nahmen ihn in ihre Mitte, zwängten ihn ein und legten ihm beruhigend den Rüssel auf den Kopf, so daß er gar keine Chance hatte, irgendwelchen Unfug damit anzurichten. Dann glitt der Nooser — der Feßler — vorsichtig hinab, warf dem ahnungslosen Tier eine Schlinge um einen Hinterfuß und wand das andere Ende des Strickes um einen Baum. Die beiden Verräter führten es nun einige Male um diesen Baum herum, so daß der Strick immer kürzer wurde; inzwischen fesselte der Nooser auch das andere Hinterbein des schwarzen Riesen.

Ist das besorgt, so entfernen sich die beiden Zahmen, und in derselben Sekunde merkt der Wilde,



Verräter ihres Geschlechts

welchen Streich man ihm gespielt hat. Er rast vor Wut, zerrt und zerrt und reißt sich die festen Taue tief ins Fleisch, manchmal so stark, daß er an den Wunden zugrunde geht. So wird einer nach dem andern der Dickhäuter hübsch an einen Baum gebunden, und nun ist an ihnen die Reihe, das Konzert zu Ende zu bringen; sie tun das, indem sie so verzweifelt lostrompeten, daß der ganze Urwald zu erzittern und die arme Kraalstadt wie ein Kartenhaus zusammenzubrechen droht. Freilich nützt ihnen das gar nichts, sie bleiben, wie unartige Kinder, so lange in der Ecke stehen, bis „sie sich gebessert haben". Sie geben das dadurch zu erkennen, daß sie sich in ihr Schicksal ergeben und schließlich Wasser annehmen. Zwei zahme Elefanten spielen dann wieder die Verräterrolle und nehmen den Gefangenen eng zwischen sich. Das geschieht oft schon nach zwei Tagen; manchmal sind die Tiere aber so dickköpfig, daß man sie wochen-, ja monatelang angefesselt halten muß. — Im allgemeinen ist übrigens in sieben bis neun Monaten nach der Gefangennahme der Elefant völlig zahm und zu jeder Arbeit zu gebrauchen.

Immerhin könnte man diese Art Fang eine richtige Pferdekur nennen, wenn es sich eben nicht gerade — um Elefanten handelte. Die Folgen sind denn auch recht betrübliche: von den etwa fünfzig 1907 gekraalten Elefanten lebt heute schon kein einziger mehr. Da ein Elefant beim Kraal doch immer schon zehn Pfund wert ist, während er nach sechs Monaten fünfzig bis hundert Pfund Wert haben mag, so ist der Verlust bei der großen Arbeit und den starken Kosten eines Kraals ein ziemlich beträchtlicher. Elefantenherden gibt es übergenug in Ceylon, und es deucht mich, daß man lieber eine vernünftigere

Art und Weise des Fanges ausfinden soll, statt immer nur das Stück möglichst spektakelhaft für die Zuschauer zu machen. Es ist ja ganz nett, daß man irgendwo im Dschungel, wo gestern noch der wilde Büffel und der Bär sich herumtrieben, und wo morgen wieder der Schakal und Leopard hausen werden, durchbrochene Seidenstrümpfchen und mächtige Corsets de Paris sehen kann, aber schließlich — — — das kennt man doch schon!

So ist der Elefantenfang in Ceylon und in den meisten Gegenden Indiens, nur an wenigen Plätzen wird eine abweichende Methode verfolgt, wie in Travankore in Südindien. Man gräbt dort Löcher in den Boden, mitten im Dschungel, mächtige Gruben von neun Metern Tiefe, die bis zu drei Vierteln mit Reisig gefüllt sind. Diese Fallen sind oben mit Zweigen und Buschwerk fest zugedeckt; sie werden stets bei einem der von den Elefanten so geliebten Wassertümpel im Dschungel angebracht. Auch diese Fangart ist uralt, und doch verstehen es die Inder — hier Tamilen — noch heute nicht, sie ein wenig kunstgerecht anzuwenden; wenn nicht ein Europäer den Fang überwacht, machen sie ganz bestimmt Dummheiten dabei. Entweder füllen sie die Grube nicht genügend aus, so daß der arme Elefant, der hineinstürzt, ein Bein bricht und dann erschossen werden muß, oder sie machen die Decke, die die Grube verbirgt, so schwach, daß alles mögliche kleinere Wild hindurchfällt, wie Hirsche, Rehe, Büffel oder auch wohl ein Tiger.

Man legt gewöhnlich fünf bis sechs Gruben an und kann ziemlich sicher darauf rechnen, daß in fast allen sich Elefanten fangen, in manchen gar zwei oder drei. Auch hier bedient man sich zur



Ein letzter Versuch

Gefangennahme zahmer Elefanten, die geradezu versessen darauf scheinen, ihre wilden Genossen zu verraten. Mit ihrer Hilfe fesselt man die Tiere in der Grube mit einem Strick um den Hals und zwei weiteren an den Hinterbeinen. Ist das geschehen, so wirft man Zweige, Erde, kleine Stämme in die Grube und ermöglicht es so dem Rüsselträger, hinauszuklettern; dann wird er von seinem Verräter zum Stall eskortiert. Auch bei dieser Fangart geht leider durch die Unachtsamkeit der Kulis fast stets eine Reihe wertvoller Tiere zugrunde.

Elefantenfang — der „Sport der Könige" sagt das Mahawansa. Die Könige waren augenscheinlich bescheiden in jenen Tagen: ich für mein Teil möchte eher von einem Sport der — Kulis reden.

Freilich — sind unsere Treibjagden um ein Haar königlicher?

TOTE STÄDTE IM DSCHUNGEL

Tote Städte — ich kenne manche. — Nie werde ich die Stunden vergessen, die ich oben auf dem schweren Dache des Hotel Pompeji stand. Ein wildes Gewitter jagte vom Vesuv herunter, blaue Blitze brachen über die Römerstadt. Und die andern heißen Stunden, die ich als Knabe verträumte im Hause der Vettier und im Tempel der Juno — —

Viele Jahre später war ich im Lande Missiones; dort, wo die Staaten Paraguay, Argentinien und Rio Grande do Sul zusammenstoßen mit der orientalischen Republik. Hier zog sich vor ein paar Jahrhunderten, über die vier Staaten hin und weit hinein nach Bolivien, der mächtige Staat der Jesuiten: die Republica Christiana. Sie war das kommunistischste Gebilde, das je die Welt sah: zwei Dutzend Patres als Herren und viele Indianer als glückliche Tiere. Fünfunddreißig Städte gründeten die Väter, alle gleich, wie aus dem Baukasten; und das Leben ihrer Sklaven war auf die Minute geregelt von der Geburt bis zum Tode. Aber der Neid der Augustiner auf die jesuitische Konkurrenz verband sich dem Haß der spanischen Kolo-

nisten. die die Arbeit der Indianer brauchten; dann brachen die Mameluken ins Land, wilde Banden von Holländern und Portugiesen, vom Rio Grande her. Die treuen Indianer verteidigten ihre Herren, ließen sich zu Zehntausenden niedermetzeln und flohen endlich in den Chaco. Und der Wuchs des Urwaldes vollendete das Werk der Zerstörung: er wuchert heute da, wo einst blühende Kulturen lagen. Fünfunddreißig Städte fraß der Urwald —

Aber diese Jesuitenstädte waren klein; viertausend und fünfhundert Seelen zählte eine jede, und nicht eine mehr oder weniger. Riesenstädte aber sind es, die in dem Dschungel Ceylons begraben liegen: Anuradhapura, Sigiri, Polonnaruwa

* * *

Von Nordindien kamen die Singhalesen nach Ceylon und besiedelten die Insel. Es mögen einige Kämpfe mit den Ureinwohnern, den Weddah, stattgefunden haben; im allgemeinen aber vertrugen sich die beiden Völker recht gut miteinander, fochten stets Schulter an Schulter gegen auswärtige Feinde. Sehr früh drang die Lehre Buddhas nach Ceylon, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die Singhalesen nahe Stammesverwandte der Magadhans waren, dem indoarischen Volke vom Ganges, dem Gautama entstammte. Nähere Einzelheiten über diese beiden großen Momente der Geschichte der Insel Lanka wissen wir nicht, denn die beiden „uralten" Geschichtsbücher Ceylons, das Mahawansa und das Dipawansa, sind einmal gar nicht besonders alt, zweitens stehlen sie, wo sie können — zum Beispiel die ganze Odyssee — und endlich gefallen sie sich in so maßlosen Übertreibungen, wie kein anderes Geschichtsbuch der ganzen

Welt. Tatsache ist nur, daß Gautamas Lehre bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. nach Lanka kam, also nicht sehr lange nach des Erleuchteten Tode, und daß sie dort, wenn auch sehr korrumpiert, noch heute blüht, während in Indien Gott Schiwa sie längst wieder mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat.

Die gewaltige Stadt Anuradhapura wurde zweifellos schon vor dem Eindringen der buddhistischen Lehre gegründet; das Aufblühen dieser ging Hand in Hand mit dem der singhalesischen Stadt. Es war nicht ein Kampf des neuen Volkes gegen ein altes, den die Singhalesen ausfochten — es war ein Kampf gegen die Natur des Landes, und hier haben die Könige Lankas in der Tat Außerordentliches geleistet. Sie erkannten, daß es nur ein Mittel gab, des Dschungels Herr zu werden: die systematische Bewässerung des Landes. Und ihr System von Stauseen, Talsperren, Schleusen, Dämmen und Kanälen ist so außerordentlich ausgebildet, in so gewaltigem Maßstabe durchgeführt, daß wir heute noch die Trümmer anstaunen. Freilich stand ihnen „Radjakariya" zur Seite, die „Arbeit für den König", wonach Alt und Jung, Frauen, Männer und Kinder ohne Entgelt und nur gegen eine Handvoll Reis, um den täglichen Hunger zu stillen, alle die gewaltigen Erdarbeiten ausführen mußten. Und „Radjakariya" war es auch, das Anuradhapura baute —

Wichschaya gilt als der Eroberer des Reiches, sein Enkel Panduwasudawa als der eigentliche Gründer des Staates und der Hauptstadt Anuradhapura. Unter König Tissa fand der Buddhismus Einzug und damit erhielt der singhalesische Staat sein ihm eigentümliches Gepräge. Seine Regierung bedeutet Lankas große Zeit, die Zeit des Friedens, des Reichtums und

der Frömmigkeit. Aber schon unter seinem Nachfolger drangen die Malabaren und Tamilen ins Land, und nun begann ein viele Jahrhunderte langer Kampf zwischen diesen südindischen Stämmen und den Singhalesen. (Von etwa 250 vor Christi bis 1200 nach Christi.) Anuradhapura geht an die Tamilen verloren, wird wieder erobert und ist nun stets der Spielball zwischen den beiden Völkern, die aber beide gut für die Stadt sorgen. Der Malabarenkönig Elara wie sein Überwinder, der Singhalese Duttha Gamini, haben beide dort gewaltige Bauten geschaffen; dieser vor allem den riesigen „Messingpalast", die Lohaprasada, der sich auf sechzehnhundert mit Metall bekleideten Granitsäulen neun Stockwerke hoch erhob, ferner das Marikawattikloster und die titanenhafte Ruwanweli-Dagoba. Von nun an ist die Geschichte Lankas einfach genug: stets neue Einfälle der Malabaren, Niederlage und Flucht der Singhalesen — Befreiungskriege, Vertreibung der Feinde. Dann, in der Friedenszeit, Mord und Totschlag im singhalesischen Königshause; namentlich Gift ist sehr beliebt, und kaum einer der Herrscher stirbt eines natürlichen Todes. Zwei wichtige Momente: die Gründung der Bergfeste Sigiri unter König Kasyapa (470 nach Chr.) und die glorreiche Zeit König Parakramas (1164 bis 1192), während der die zweite Hauptstadt Polonnaruwa mächtig aufblühte und das Reich der Singhalesen noch einmal zum mächtigen Staate wurde. Aber gleich nach seinem Tode begann wieder das alte Lied: Krieg, Mord und Brand. Polonnaruwa mußte 1235 endgültig aufgegeben werden — schon 846 hatte Anuradhapura dies Schicksal getroffen — die Tamilen setzten sich dauernd im Norden fest und drängten die Singhalesen nach dem Süden, wo sie bald

dem Ansturm der Portugiesen, dann der Holländer und endlich in dem letzten Zufluchtsorte, dem Bergreiche Kandy, den Engländern erlagen.

Die Zerstörung der Königsstädte schieben die Singhalesen natürlich auf die tamilischen Eroberer; es wird sich aber damit genau so verhalten, wie mit der sogenannten Zerstörung der Kunstschätze Roms durch die Vandalen: nicht die germanischen Kriegsscharen, sondern die geldgierigen Römer selbst tragen die Hauptschuld daran. Später, als die Städte verlassen waren, das Bewässerungssystem zerstört, die Bevölkerung vertrieben, trat, wie in den Landen der „Republica Christiana", der Urwald in sein Recht: das Dschungel eroberte das Gebiet zurück, das ihm Menschenhände abgerungen.

* * *

Heute ist Anuradhapura, von den Briten dem Dschungel entrissen, ein gewaltiger Park, mitten im Urwald. Breite Fahrwege führen hindurch, vorbei an den alten Denkmälern der buddhistischen Könige, die englischer Fleiß dem Boden wieder abnahm.

Tuparama Dagoba, die Pagode, die der Erinnerung geweiht ist, daß hier Buddha zum ersten Male seinen Fuß auf den Boden Lankas setzte. Ein kreisrunder Unterbau, darüber eine mächtige Glocke, die wieder ein kleines Türmchen krönt. Und rings herum eine Menge roher Säulen, die wie Spargel, aber krumm und schief, aus der Erde wachsen. Ähnlich die Lankarama-Dagoba, die Ruwanweli-Dagoba, die Kadijattissarama-Dagoba und die Abayagiri-Dagoba, diese eine der gewaltigsten Stupas Asiens überhaupt. Sie ist aus Backstein gebaut — aus so vielen Backsteinen, daß man damit eine Mauer — drei Meter hoch und



Mihintale: Ambustele-Dagoba

einen halben Meter breit — von London nach Edinburg aufführen könnte. Das ist überhaupt das charakteristische all dieser gewaltigen Pagoden und Heiligtümer: das Riesenhafte, Gewaltige. Von Kunst freilich kann kaum die Rede sein.

Der „Messingpalast" — es ist das Herrlichste, was je die Welt sah! sagt das Mahawansa. Aber dies Buch ist ein altes Waschweib und lügt sehr. Herrlich war der Palast gewiß nicht — seltsam genug mag er gewesen sein. Ein paar hundert plumpe, eckige Steinspargel wachsen aus dem grünen Rasen auf — das ist alles, was man heute noch sieht. Besser erhalten sind die merkwürdigen Pokunas, große Bäder, von denen man nicht recht weiß, ob sie Menschen oder Elefanten dienten, ferner die „Torwächter" und die seltsamen „Mondsteine". Das einzige, was jung geblieben ist von all den Trümmern vergangener Tage, ist der heilige Bobaum, der der Legende nach — vor über zweitausend Jahren — aus einem Sprößling des geheimnisvollen Buddhabaumes zu Buddhagaya gezogen wurde.

Sigiri — ein riesiger Fels mitten im Urwald. Eigentümliche Galerien — geheimnisvolle Fresken an den Felswänden. Noch heute leuchten die bunten Farben — man weiß ebensowenig wie man diese herstellte, noch wie es den Künstlern gelang, dort oben überhaupt zu arbeiten. Dann riesige Bäder und kleine Gemächer — merkwürdig und seltsam.

Polonnaruwa. Tief durch das Dschungel, vorbei an der Minneria, einer künstlichen ausgemauerten Talsperre, größer wie der Laacher See, vorbei an dem Padavilsee, der kaum kleiner ist, zur Hauptstadt König Parakramas.

Ein eigentümliches Bild! Während oben im

Gangestale indische Kunst sich mit der sarazenischen unter Kaiser Akbar zu einem gewaltigen, wuchtigen Stile vereinte, dem dann wieder unter Schah Jahan die italienische Renaissance neue Wurzelkraft gab, war es in Ceylon die altindische Kunst selbst, die verjüngend wirkte. Wir haben in König Parakramas Stadt dieselben Bauten wie in Anuradhapura, den Zug ins unerhört Große, Titanenhafte. Aber während dort alles unbeholfen, roh und plump ist, wird es in Polonnaruwa zum Kunstwerk. König Parakrama hatte gelernt von den tamilischen Eroberern, von denen er — ein letztesmal! — sein Land befreite. Er kannte ihre brahmanischen Schiwa- und Wischnutempel; nun ließ er tamilische Steinmetze die buddhistisch-singhalesischen Bauten schaffen. Noch eines kam hinzu. Die alte Kunst Magadhas war gestorben — aber im Norden, im Kabultale, war eine neue buddhistische Kunst aufgeblüht — die von Gandhara. Und dieser neue Stil war von Westen beeinflußt, von Hellas; über das Reich der Seleukiden drang die griechisch-römische Kunst zum Indus, revolutionierte von Grund aus den buddhistischen Stil und dazu den der Jaina im Gudscherat. Wie nun Gandharas Kunst zum äußersten Süden kam — obwohl dazwischen über unendliche Landstrecken sich kein kleinstes Zeichen von ihr findet — ist ein Geheimnis: Tatsache aber bleibt, daß die Buddhastatue Polonnaruwas — dreizehn Meter hoch aus dem Felsen herausgehauen — durchaus durch die Kunst von Gandhara beeinflußt ist. Der Faltenwurf des Gewandes hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Gewande der buddhistischen Mönche; es ist vollständig griechisch.

Da ist die Kiri-Vehera-Dagoba, das Djetawananamakloster, die Demela-Mahaseya, der Thuparamatempel,



Polonnaruwa: Bildsäule des Königs Parakrama

alle reich mit südindischen Elementen durchsetzt. Der Saptmahal, der „siebenstöckige Palast", Parakramas stufenförmig aufsteigende Siegespyramide und Watadaga, der runde Tempel, der Buddhas großen Zahn aufnahm, als Anuradhapura gefallen war —

Im tiefen Dschungel alles. Rings umwuchert von Palmen und Baumfarren, von Bambus und Lianen. Papageien kreischen in den Bäumen, Affen jagen sich, im Dickicht heult irgendwo der Schakal und der Leopard. Und tief dröhnen dazwischen die scharfen Trompetentöne der wilden Elefanten — —

WIE ICH IN RATNAPURA EDELSTEINE FAND

Ich sagte: „Meine Herren Konsuln! Sie haben mich zu Mustapha Kaffur hingeschickt oder zu Mohammed Bachir, oder wie der Kerl hieß. Ich habe mit beiden Händen in Opalen und Saphiren, Rubinen und Smaragden herumgewühlt. Ich habe drei Stunden lang um die schönsten Steine gehandelt. Gekauft habe ich natürlich nichts, weil ich zufällig keine tausend Pfund bei mir hatte."

Ich schwieg. Ich erwartete, daß die Herren Konsuln sagen sollten: „Dürfen wir Ihnen vielleicht tausend Pfund leihen?" — Wozu sind denn Konsuln sonst eigentlich da?

Aber die Herren taten, als verständen sie mich nicht.

Da versuchte ich es auf eine andere Weise. Bis dahin hatten sie in mir irgendeinen Großindustriellen aus dem Kohlenbezirk vermutet — nun ließ ich aber die Maske fallen.

Ich sagte: „Meine Herren Konsuln! — Ich bin ein deutscher Dichter!"

Wie schlicht und einfach — — und doch wie ergreifend!

Aber die Herren Konsuln in Kolombo waren gar nicht ergriffen. Sie schwiegen wieder.

„Ja, meine Herren," fuhr ich fort, „verstehen Sie denn gar nicht? Sie sind doch alle drei große Kaufleute! Oder aber sind Sie durch ihre nebenamtliche Tätigkeit schon derartig vor den Kopf geschlagen, daß Sie den Zusammenhang nicht begreifen können? — Ich bin — — ein deutscher Dichter!"

„Ganz recht," antwortete der Kaiserlich Deutsche, — — „Sie haben also kein Geld?!"

„Natürlich nicht!" sagte ich bescheiden.

„Und möchten trotzdem gern einen schönen Rubin haben?" fragte der Kaiserlich und Königlich Österreichisch-ungarische.

„Nein," sagte ich, „keinen Rubin. — Einen Sternsaphir."

„Was wollen Sie denn damit tun?" fragte der Republikanisch Brasilianische. Der hatte einen wundervollen Sternsaphir am Finger.

Ich fauchte ihn an: „Was ich damit tun will? Meinen Sie, deutsche Dichter könnten nicht ebensogut Sternsaphirringe haben wie andere Menschen? — Ich muß eben einen haben! Und wenn Ihre Kunstbegeisterung nicht so weit reicht, daß Sie die ernste Verpflichtung in sich fühlen, mir die lumpigen Pfundnoten zu borgen, die so ein Stein kostet, wenn Sie weiter die Pflichten Ihren Völkern, Kaisern, Königen und Präsidenten gegenüber — denn alle die drei Länder, die Sie vertreten, haben doch große Dankespflichten gegen mich — so lax vertreten, daß Sie sich nicht selig schätzen, mir Ceylons schönste Steine zu Füßen zu legen — — nun so denken Sie eben

nach, wie Sie mir auf andere Weise meinen Stein verschaffen!"

Die drei Brüder Freudenberg machten furchtbar ernste Gesichter. Sie sagten nicht nein, dazu waren sie doch zu anständig. Aber es fiel ihnen auch nichts ein, wie sie mir helfen sollten, ob sie auch noch so lange nachdachten.

„Geben Sie mir ein O. T.", sagte ich. Sie gaben mir ein O. T., und ich trank. Das ist ein schreckliches Getränk, das die Menschen in Ceylon trinken; es ist eine Art Spiritusextrakt aus Paprika, Cayenne- und gewöhnlichem Pfeffer. Ich habe aber herausgefunden, daß deutsche Dichter darnach ausgezeichnete Gedanken haben können.

Ich hatte gleich einen und sagte: „Meine Herren Konsuln! Andere Leute finden doch Sternsaphire in Ceylon — — ich will auch einen finden!"

Das schien den konsularischen Gebrüdern einzuleuchten.

„Hm!" sagte der Kaiserlich Deutsche.

„Hö!" machte der Kaiserlich und Königlich Österreichisch-ungarische.

„Hm! Hö!" gluckste der Republikanisch Brasilianische.

Dann riefen sie den Herrn Ernst Zahm aus Idar. Der war ein Sachverständiger, und sie trugen ihm den Fall vor. Der Herr aus der Achatschleiferstadt an der Nahe nickte bedächtig. Dann nahm er ein Telegrammformular und schrieb darauf das schöne Wort: „Mebemfatohinaböchlumscharsig".

Ich las es und starrte ihn an. Aber dieser Herr blieb ganz ruhig und sagte: „Es ist ganz einfach. Es heißt auf deutsch: ‚Benachrichtigen Sie den Mudeliar von Ratnapura, daß übermorgen Seine König-



Schneiden von Saphiren

liche Hoheit Prinz Hanns XI. von Nibelungen dort eintreffen wird. In seinem Gefolge sind die Vertreter Deutschlands, Österreich-Ungarns und Brasiliens, dazu einige andere prominente Persönlichkeiten aus Kolombo. Seine Hoheit beabsichtigen, die Edelsteingruben zu besichtigen; ich lasse den Mudeliar ersuchen, alles zum Empfang sorgfältig vorzubereiten.' — Das Telegramm geht an unsern Vertreter in Ratnapura; das Haus Freudenberg hat eben den vervollkommnetsten Depeschencode der Welt!"

Ich schnappte nach Luft. „Wie heißt das Wort? Mehem — — —"

Die drei Konsuln lachten vergnügt. „Ganz einfach! Mehemfatohinaböchlumscharsig!"

Ich nickte; die Leute stiegen reichlich in meiner Achtung, obwohl sie mir die tausend Pfund nicht gegeben hatten. „Mehemfatohinaböchlumscharsig! Es ist ungeheuer einfach! — Aber, meine Herren — — seit wann bin ich denn Königliche Hoheit?"

Der Kaiserlich Deutsche lächelte verbindlich: „Oh, bitte, Dichterfürsten sind uns wie Königliche Hoheiten! Und sehen Sie, die eingeborenen Häuptlinge verstehen so wenig von deutscher Kunst — — um einen würdigen Empfang zu bereiten, müssen wir da schon zu einer frommen Lüge greifen."

Am übernächsten Morgen, an einem heiligen Sonntage, trommelte ein niederträchtiger Heide in aller Herrgottsfrühe an meine Türe. Ich müsse aufstehen, meinte er. Ich schrie ihn an, daß es noch vollkommen dunkel sei, und daß kein anständiger Christ jetzt aufstehen könne. Das machte aber gar keinen

Eindruck auf den Singhalesenboy; er blieb dabei: es sei fünf Uhr, und ich müsse eben aufstehen.

Als ich hinunterkam, saßen die drei Herren Konsuln beim Tee; der Mann aus Idar war auch schon da, und dann noch ein Mensch, der Herr Säbel, und ein anderer, der Herr Trauer hieß. Die waren auch Konsuln, vom Norddeutschen Lloyd, glaube ich, oder von sonst einer internationalen Großmacht. Sie sagten alle „Hoheit" zu mir, und ich war sehr zufrieden damit. Es war mir so, als hätte ich etwas wiederbekommen, das ich lange verloren hatte. Ich war äußerst huldvoll und gütig —

Draußen standen zwei große Gaggenauwagen; Hoheit stiegen ein mit ihrem diplomatischen Gefolge. Hinaus in die Dunkelheit.

Einmal quiekte etwas.

„Was ist das?" fragte Hoheit.

„Ein Schweinchen!" lächelte verbindlich der Kaiserlich Deutsche. „Wir haben eben ein kleines Schweinchen überfahren."

„Zwei kleine Schweinchen!" verbesserte der Kaiserlich und Königlich Österreichisch-ungarische.

„Es ist nämlich zu gleicher Zeit eine Jagdpartie zu Ehren Ew. Hoheit!" erklärte der Republikanisch Brasilianische.

Er hatte vollkommen recht. Als wir gegen 11 Uhr in Ratnapura ankamen, war der Rekord: eine Zebukuh, eine gewöhnliche Kuh, zwei Wasserbüffel und eine dicke Schlange. Dazu vierzehn Schweine, einige dreißig Pariahunde, zwei Gänse und ungezählte Hühner. Leider hatten wir keine einzige Ziege und auch keine Krähe erwischt — — diese Tiere sind zu schlau.

In Ratnapura erschien der Ratamahatmea und der

Mudeliar, hinter ihnen drängte sich die ganze Bevölkerung. Ich gab den beiden Fürsten — — ich weiß nicht recht, ob sie das waren oder nur Grafen oder gar Herzöge — — huldvoll die Hand und sagte: „Morrrjen!" Ich benahm mich überhaupt genau so, wie sich eben Hoheiten benehmen. Die beiden singhalesischen Notabeln führten mich durch die Stadt und schritten zu meinen Seiten, hinter mir gingen die Diplomaten. Rund herum wimmelte das Volk, es klatschte sich mit den flachen Händen auf die nackten Bäuche: das ist in diesem Lande das Zeichen begeisterter Huldigung beim Empfange von Fürstlichkeiten. Das Geräusch tat meinen Ohren ungemein wohl; so schritt ich in angenehmer Erwartung durch die Gassen. Ich sah einen Mauren, der Rubine schnitt, und einen anderen, der Mondsteine schliff — na, das war eigentlich alles. Ich sagte, es wäre sehr nett, und es hätte mich sehr gefreut — und wo ich nun meine Edelsteine finden könnte? — Aber die Herren Konsuln meinten, ich solle erst frühstücken.

Im Rathause war derweil das Festmahl gerichtet. Wir bekamen allerhand sehr komische Sachen, doch die Konsuln sagten, daß es Nationalgerichte seien, und deshalb fand ich sie natürlich sehr gut. Ich aß Krokodilernes au gratin, Elefantenhufragout in Palmenburgunder, Wasserbüffelmaulsalat und Schweinemilchkäse. Zum Schluß kam Eidechsenschwanzsuppe. Dann fing es furchtbar an zu regnen — da bekam ich Lust, ein Bad zu nehmen. Ich zog mich rasch aus und lief mit dem Herrn Säbel — — es stellte sich heraus, daß er Republikanisch San-Marinischer Konsul war — über die Gasse zum Flusse hinunter. Der war sehr heiß und furchtbar schmutzig. Dann kamen der Mudeliar und der Ratamahatmea und all die

Konsuln angelaufen und die ganze Bevölkerung von Ratnapura. Alle schrien furchtbar und wollten uns retten, weil uns die Krokodile fressen würden. Aber diese Tiere sind sehr vernünftig, sie haben augenscheinlich einen großen Respekt vor Hoheiten und ließen sich gar nicht sehen.

Wir zogen uns also an und warteten, bis die Sonne wieder schien. Dann stiegen wir auf die Reitelefanten und ritten zu der Grube. Die war so etwa vier Quadratmeter groß und mit gelbem Wasser gefüllt. Drum herum lagen Teppiche und darauf standen Sessel — hier nahmen wir Platz. Hinter uns standen die Schwarzen und hielten Sonnenschirme. Dann stiegen zwei nackte Kerle in die Grube, nahmen flache Körbe und taten Schlamm darauf. Und sie schüttelten die Körbe im Wasser hin und her.

Ich mußte das wieder sehr interessant finden und sagte ein paarmal zu dem Ratamahatmea: „Bumefu karimku!" Das heißt auf deutsch: „Außerordentlich lehrreich!"

Ab und zu legten die Kerle ein paar kleine Steinchen abseits, das waren dann die Edelsteine. Der Herr Zahm aus Idar machte dann ein furchtbar weises Gesicht und erklärte, das sei ein Chrysoberyll und das ein Topas und das ein Spinell und das ein roter Saphir und das ein Alexandrit. Sie sahen aber alle ganz egal aus. Trotzdem nickte ich und sagte: „Sehr interessant!"

Endlich fragte ich den Kaiserlich Deutschen, wie es denn nun mit meinen Steinen sei?

Er sagte, ich möchte nur suchen. Ich ließ mir also auch so einen Korb mit Dreck geben und wühlte darin herum. Natürlich wurde ich von oben bis unten schmutzig — doch das nahm ich ruhig mit in



Edelsteinschleifer in Ratnapura

den Kauf. Ich fand auch so ein paar harte Steine, aber sie schienen mir nichts Rechtes zu sein; so war ich schlau genug und nahm rasch noch einige von denen, die der braune Kerl ausgesucht hatte. Ich ließ alles von dem Sachverständigen aus Idar abschätzen, und der Mann erklärte, daß ich ganz außerordentlich glücklich gewesen sei und zwei herrliche Sternsaphire, drei prachtvolle Rubine und dazu noch einen Haufen sehr wertvoller anderer Steine gefunden habe. — Ich solle nur alles gleich hierlassen zum Schleifen.

Das tat ich denn auch. Dann stieg ich mit meinem Gefolge wieder in die Autos. Vorher gab ich allen den Leuten, die bei der Edelsteinsucherei beschäftigt waren, fürstliche Trinkgelder — über zehn Mark habe ich ausgegeben. Außerdem bekamen der Ratamahatmea und der Mudeliar Photos mit eigenhändiger Unterschrift. — Noblesse oblige!

* * *

Drei Tage darauf brachte mir ein Kerl die geschliffenen Steine aus Ratnapura. Die Rechnung betrug siebenundsechzig Rupien und fünfzig Cent. Die Steine waren alle so klein geworden wie Stecknadelköpfe, und es waren lauter Mondsteine. Bei Wertheim bezahlt man dafür 47 Pfennig fürs Hundert.

GALLE=FACE

Kaum eine halbe Stunde, nachdem der Lotse an Bord kommt, fällt schon der schwere Anker; der Dampfer ruht fest in dem sichern Hafen Kolombos. Ein künstlicher Hafen, aber einer der besten und sichersten der Welt, voll von Schiffen aller Flaggen. Tief innen, nahe am Landungsplatz, drängen sich die barocken bunten Segelschiffe der braunen, zerlumpten Seeleute von den Maladiven und Lakkadiven; weiter hinaus, hinter ihnen, ankern die englischen Kriegsschiffe. Tamilische und singhalesische Katamarangs und Guruwas winden sich zwischen den langsamen schweren Kohlenschuten; längs der breiten Wasserbrecher, über die der Monsun haushoch den Schaum spritzt, liegen in langen Scharen die Handelsschiffe aller Nationen. Man zählt mit Genugtuung die schwarz-weiß-roten Fahnen und stellt im Augenblick fest, wie stark gerade Deutschland an dem Handel Ceylons beteiligt ist. Deutsche Australlinie, Hansa, Hapag — vor allen aber die Bremer Schlüsselflagge des Norddeutschen Lloyds.

Die Pinassen und Barkassen der Hotels schmiegen sich an den Leib des großen Dampfers, warten geduldig, bis der Hafenarzt seine Visite beendet hat und die gelbe Flagge vom Maste verschwunden ist. Dann erst stürmen die Agenten die Gangway hinauf, die Güte ihrer „durchaus europäischen“ Häuser zu preisen. Nur zwei von ihnen halten sich vornehm zurück, mustern kritisch die Passagiere und verteilen nur mit Auswahl ihre Karten. „Dji-o-ätsch“ sagt der eine (Grand-Oriental-Hotel) — und der andere sagt: „Galle-Face.“

Wer nur ganz kurze Zeit in Kolombo bleibt, wird das „G. O. H.“ vorziehen, das im „Fort“, der europäischen Geschäftsstadt, liegt, dicht am Hafen. Wer aber schon ein paar Tage bleiben will, der entschließt sich gewiß für „Galle-Face“, das in herrlicher Lage am Eingange in die Cinamon-Gardens (die Zimtgärten), dem prachtvollen Villenviertel Kolombos, sich befindet. Die Pinasse trägt ihn zum Landungsplatz, wo die Zollbeamten sehr schnell und sehr zuvorkommend sein Gepäck passieren lassen. Das ladet der Hotelkuli gleich auf einen Karren, den ein kleiner stämmiger Zebustier zieht. Der Fremde aber schwankt, ob er dem Auto, der Pferdedroschke oder dem malerischen Ochsenwagen den Vorzug geben soll, und wird sich am Ende doch gewiß für die Rickscha entscheiden, das leichte einsitzige Wägelchen, das ein trabender brauner Kuli zieht.

Es ist komisch genug, wie sehr sich bei uns alle biederen Leute (die natürlich nie eine Rickscha gesehen haben) darüber entrüsten, daß man sich von einem „Menschen“ ziehen lasse! Wie entwürdigend, sagen sie, wie inhuman! Aber wenn sie tagtäglich

sehen, wie irgendeine alte Frau zusammengebückt schwere Holzlasten auf den Schultern schleppt, wie ein Dienstmann einen Karren voller Möbel über die Straßen zieht oder ein Laufbursche schweißbedeckt gewichtige Pakete auf seinem Transportdreirad befördert — — dann sagen sie gar nichts und finden das ganz selbstverständlich! Ja, in aller Welt — ist denn ein Mensch als „zu befördernde Last" etwas Schimpflicheres oder Ehrenkränkenderes als ein Sack Kartoffeln? Der indische, chinesische und japanische Kuli, der mit seiner Rickscha sein sehr reichliches Auskommen verdient, teilt jedenfalls diese „humane" Ansicht gar nicht.

Durch das „Fort" geht die rasche Fahrt, vorbei an den reichen Läden und stolzen Geschäftsbauten der Europäer. Von dem größten und schönsten Gebäude weht die deutsche Flagge: es gehört der mächtigen Firma Freudenberg, deren Chef zugleich deutscher Konsul ist. Aber nicht von seinem Hause allein grüßen die heimatlichen Farben, auch die Firmen John Hagenbeck (der Bruder des Hamburgers), Raedemann, Boyesen usw. verleugnen durchaus nicht ihr Heimatland. — Der Rickschakuli lenkt in die „Pettah" ein, die „schwarze Stadt" der Eingeborenen, läuft flink zwischen enggedrängten Läden und Buden durch Singhalesen, Tamilen, Malaien, Mauren und Kaffern. Dort ragt eine buddhistische Dagoba auf, hier eine Moschee, eine Kirche oder auch ein groteskbunter Hindutempel. Friedlich genug hausen alle Rassen und Religionen hier zusammen, der Eingeborene Ceylons ist gescheit genug, wenigstens in etwas den großen Segen zu begreifen, den die britische Herrschaft für die Insel bedeutet.

Nun geht die Fahrt am Kolombosee vorbei, in

dessen Mitte sich „Slave-Island", die Sklaveninsel der Holländer, erhebt. Und bald genug ist das Ziel erreicht: dicht am Meere reckt sich stolz, unter sturmverbogenen Königspalmen das mächtige Galle-Face-Hotel.

Der Union-Jack weht über der Kuppel des Mittelbaus — aber deutsch ist doch das erste Wort, das den Deutschen hier begrüßt. Das Gepäck — der kleine Zebuwagen hat einen näheren Weg den Strand entlang genommen — ist inzwischen schon angelangt; mit schnellem Blick hat Herr Konrad Peter, der deutsche Direktor dieses besten Hauses in ganz Indien, die Namen seiner neuen Gäste gelesen. Ein zweiter Blick in „Wer ist's?", in „Who is who?", in die Ranglisten, den Kürschner oder ein anderes Nachschlagebuch belehrt ihn schnell über die meisten seiner Gäste: so überrascht er jeden damit, daß er ihn längst „par Renommée" kennt und mit seinem Leben und Schaffen durchaus vertraut ist. Wirklich, es gibt nichts, das dem Fremden sympathischer sein könnte als ein solch unverhoffter „persönlicher" Empfang — — wo ist der Mensch, der diese kleine Eitelkeit nicht hätte?

Galle-Face ist der Treffpunkt der weißen Rasse in Asien. Von Südwesten her kommt der Australier, von Osten aus Indochina, China und Japan der europäische Kaufmann, der Amerikaner von den Philippinen, der Holländer von den Sundainseln, der Deutsche von Neuginea. Von Südwesten kommt der Südafrikaner, vom Norden der Angloindier, vom Nordwesten der Europäer aller Länder. Hier trifft der Diplomat mit dem Handelsherrn zusammen, der Mann der Kopra-, Rubber- und Teeplantagen mit dem Seeoffizier, der Forscher mit dem Hammelherden-

besitzer. Bunt wird das Bild durch den indischen Maharadscha, Nabob oder Nizam, den japanischen, chinesischen oder siamesischen Prinzen, den malaiischen Sultan, den Parsi-Großkaufmann und den maurischen Juwelier. Und das alles vereint ein besonderer Kitt: der Globetrotter.

Überall durch die weiten Empfangshallen laufen barfüßig und still die singhalesischen Hotelboys, im weißen Jackett, den weißen Sarong wie einen engen Frauenrock um die Beine gewunden, die langen Haare hinten aufgesteckt, im Knoten, und gekrönt von dem Schildpattkamm. Jeder Gast hat dabei natürlich noch seine privaten Diener, die für sein besonderes Wohl zu sorgen haben, meist Madrassi, Tamilen, Malaien, Chinesen. Die Ajah Ceylons plaudert mit der Ahma Chinas: Kindsfrauen, die sich um nichts in der Welt bekümmern, als um das ihrer Obhut anvertraute Baby der Herrin, und die für sich natürlich wieder ihre eigenen Boys haben müssen.

Hinten auf den Terrassen, nach dem Meere zu, lagern die Gaukler. Sie lassen Mangobäume aus dem in den Staub gesteckten Kern wachsen, lassen den Mungo mit der Kobra kämpfen, fressen Glas und Feuer, machen tausend Tricks und schwatzen in allen Sprachen der Welt dazu. Schöne Frauen in eleganten Toiletten — ach, im Galle-Face war Poiret längst bekannt, ehe er nach Berlin pilgerte — nehmen ihren Tee oder wandeln durch die Gänge, kaufen Seiden- und Goldbrokate bei dem stillen Händler aus Madura oder Mondsteine, Rubine und Sternsaphire bei dem völlig kahlrasierten Sohne des Propheten. Hinten im Saale spielt die Musik, drehen sich die Paare, vorne spielen die befrackten Herren Billard, Poker und Bridge. Aber immer wieder, wie

ein klagendes Gespenst, fliegt ein kurzes Wort durch alle Hallen und Säle, ein Wort, das zurzeit der Herr ist des ganzen Ostens, das von allen Lippen tropft, hundertmal am Tage, und hineinkriecht in alle Ohren: „Rubber — how's rubber?"

ALI BABA UND DIE VIERZIG RÄUBER

Das erstemal, als ich Ali Baba auf der Bühne sah, war ich nicht mehr entzückt davon. Es war an einem Sonntagnachmittag in der Weihnachtszeit, das Stadttheater war fast leer, und wir Kinder froren. Damals dachten die Direktoren, daß für ihre Kindervorstellungen nichts dumm und schlecht genug sein könnte; der Regisseur dramatisierte irgendeine Geschichte, und die Schauspieler spielten höchst unlustig das alberne Zeug herunter. Es war so jämmerlich, daß selbst wir Kinder recht wenig zufrieden waren; in unsern Köpfen stellte sich die wunderbare Geschichte aus „Tausendundeine Nacht" ganz anders herrlich dar.

Ein paar Jahre später hatte ich einen viel schönern Genuß von Ali Baba. Ich und ein paar andere Lausbuben schlenderten am Mittwochnachmittag durch die Jahrmarktsbuden der Kirmes und beschlossen nach sehr langem Überlegen, jeder seinen Groschen für ein Stehbillett zum Kölner Hänneschen-Theater anzulegen. Wir waren begeistert über das Spiel der großen Puppen, und namentlich die Szene, wo die vierzig

Räuber, einer nach dem andern, durch die Luke in den Keller kletterten, um dem Hänneschen Gelegenheit zu geben, ihnen allen den Kopf abzuhacken, gefiel uns außerordentlich. Freilich, von dem orientalischen Märchen war herzlich wenig übrig geblieben, aber das war uns natürlich völlig gleichgültig.

Eine sehr hübsche Vorstellung von Ali Baba sah ich im letzten Jahre in einem Kinema; wenn ich nicht irre, war die in jeder Beziehung vortreffliche Aufnahme des Riesenfilms von Gaumont. Ringsherum saßen kleine Jungen und Mädchen mit strahlenden Gesichtern — und ich beneidete sie; wieviel besser hatten sie es doch als wir einst! Wir konnten Märchen lesen — sie aber konnten sie sehen und erleben!

Gestern nun drückte mir ein nackter Tamil einen grünen Zettel in die Hand, eng bedruckt in englisch und singhalesisch. Da stand zu lesen: Singhala Arya Subodhia Natya Sabha — das war der Name der Truppe. Und dann, daß man heute abend „Ali Baba und die vierzig Räuber" spielen würde. Natürlich schickte ich gleich meinen Boy, Karten zu besorgen.

Nun ist zwar Kolombo gewiß nicht der Brennpunkt jener Kultur, die die Märchen der Scheherazade erschuf. Die Singhalesen sind Buddhisten, die Tamilen sind Anhänger Schiwas. Die Parsen sind Feueranbeter und die Europäer und die Burgher Christen. Dennoch spielt auch der Mohammedaner — der Moorman, wie man ihn hier nennt — eine nicht unwichtige Rolle; er beherrscht namentlich, und in allen Zweigen, den Steinmarkt Ceylons, des bedeutendsten Edelsteinlandes der Welt. Gestern erst war ich zur Eröffnung der neuen, prächtigen Moschee

geladen, und heute morgen sah ich drei große Schiffe nach Dscheddah abfahren, die Tausende von Mekkapilgern an Bord hatten. Freilich — die Truppe war singhalesisch. Einerlei: wie Ali Baba sich in Europa ausnahm, wußte ich; so konnte ich wenigstens erfahren, wie er sich in Indien gab.

Wir waren die einzigen Europäer im Saale und der Herr Direktor hatte sich für uns Ehrengäste irgendwo ein paar Sessel ausgeliehen und dicht vor die Bühne gerückt; die waren, um die Feierlichkeit zu heben, mit Flaggentuch dekoriert. So konnten wir sehr gut sehen, aber — leider — auch sehr gut hören: dicht vor uns saß das Orchester — in der Mitte ein Mann mit einem ganz kleinen Harmonium, ihm zur Rechten ein Violinspieler und zur Linken einer, der zwei kleine Trommeln unaufhörlich mit den braunen Fingern bearbeitete.

Das Haus war voll: aber fast nur von Männern. Aus allen Volksklassen und Rassen. Ein paar reiche Parsen, hinter ihnen südindische Chetties. Viele Mohammedaner in Fes oder Turban, dann schmutzige afghanische Wucherer mit spitzen Hüten. Bärtige Sikhsoldaten von der Leibgarde des Gouverneurs, neben ihnen Mahratten aus dem Norden von dem 84. Regimente. Dann malaiische Schutzleute, einige Kaffern und ein paar wilde Seeleute von den Malediven. Hindu in Scharen, tamilische Kulis, viele Singhalesen in der Mitte, den Schildpattkamm im aufgewundenen Haar. Und in den ersten Reihen, europäisch angezogen, die Herren Burgher, die Halfcasts.

Alles bewunderte den schönen Vorhang. Er war genau im Stile deutscher Jahrmarktsbuden und zeigte ein Mädchen auf einem Stuhle, dem viele andere Mädchen und Amoretten sehr viele Blumen brachten.

Alle waren eigentlich nackt und hatten nur da, wo es nötig war, Blumen und Schleier. Das ist immer so: man kann dabei nie herausfinden, wie die Schleier und Blumen es nur anstellen mögen, dazubleiben, ohne von den heiklen Stellen herunterzufallen. In der rechten Ecke des Vorhangs lag auf dem Boden eine Papierrolle, darauf stand: „Heinrich Käseberg, Bielefeld, pinxit.“ Das berührte mich ungemein sympathisch.

Gegen 10 Uhr endlich, nachdem wir eine volle Stunde gewartet hatten, hob sich Heinrich Käsebergs Kunstwerk und zeigte eine richtige Bühne mit Kulissen. Die erste Soffitte gab eine große Säule, die zweite ein Stück Zimmer, die dritte eine Handvoll Urwald und die vierte ein paar Wolken — es können auch Wogen gewesen sein. Den Hintergrund bildete eine deutsche Dorflandschaft, in der es tüchtig schneite; wie ich annehme, auch ein Werk von Heinrich Käsebergs Meisterhand. Auf der Erde hockten Ali Baba, seine Frau, sein Sohn und seine Tochter, und alle waren schrecklich traurig und weinten sehr, weil es ihnen so schlecht ging. Als sie damit fertig waren, fiel der Zwischenvorhang, der zeigte eine Straße in Florenz. Ali Baba trat heraus, winkte der Musik und klagte allein weiter. Er sang dies Klagelied nach der Melodie: „Im Grunewald ist Holzauktion“, und es gefiel seinem Publikum so gut, daß er seine Klage da capo geben mußte. Er hatte einen gelben Pyjama an, auf dem — zum Zeichen, daß er ein armer Mann war, — ein paar rote Flicken aufgesetzt waren. Und diese Armut bewiesen auch seine braunen, nackten und schmutzigen Füße — die sehr echt und naturalistisch wirkten; sie waren leider das einzige Realistische, das die ganze Aufführung aufzuweisen hatte.

Die Florentiner Straße hob sich wieder, Ali Baba verschwand, und der Hintergrund zeigte einen herrlichen Palast, wie ihn nur Heinrich Käsebergs Phantasie ersinnen konnte. Es war eine Art Halle, so ein Mittelding zwischen Dom und Tropfsteinhöhle. In der Mitte stand ein Stuhl, und darauf saß der böse Wesir. Der hatte sich sehr schön gemacht, kam eben aus einem Maskenverleihgeschäft und sah aus wie ein Friseurgehilfe beim Fastnachtsball des Vereins „Concordia". Er triefte von Schmalz und sang auf singhalesisch: „Noch sind die Tage der Rosen". Als er damit fertig war, kam Ali Baba und bat um ein Almosen. Beide guckten sich sehr lange an, warteten auf das, was der Souffleur vorsprach, und sagten dann es nach. Sie „schwammen" — es war genau wie bei uns.

Der schöne Friseur warf Ali Baba hinaus, und der sang zu seinem Troste — wieder in Florenz — die Holzauktion. Dann aber ging er in den Wald zum Berge Sesam und suchte Reisig. Plötzlich fing es schrecklich an zu trampeln; Ali Baba versteckte sich hinter einem Baum: die Räuber kamen.

Voran der Räuberhauptmann. Kostüm: oben Herold, schwarze Puffärmeljacke und Allongeperücke; unten neapolitanischer Fischerknabe. Nach ihm die vierzig; sie waren sehr echt und trugen alles, was sie den Reisenden geraubt hatten. Der eine war als englischer Offizier, der zweite als Wallenstein, der dritte als Geisha und der vierte als Königin der Nacht. Die andern waren ein Gemisch von Türken, Seydlitzhusaren, Biedermännern, Zigeunern und holländischen Bauernmädchen. Sie hatten pappene Lanzen, Flinten, Bogen und Schwerter; der Räuberhauptmann trug eine kleine Kanone. Sie exerzierten

— sehr, sehr schön. Ich denke, das hat Heinrich Käseberg einstudiert — wenn meine Vermutung recht ist, daß er nicht nur als Theatermaler in Ceylon wirkt. Sie exerzierten — und trampelten dabei, daß aller Staub hochflog und man gar nichts mehr sehen konnte. Und sie sangen: „Wer hat dich, du schöner Wald". Nota bene: was die musikalische Leitung angeht, so habe ich wieder Heinrich Käseberg im Verdacht!

Der Räuberhauptmann rief: „Sesam, tu dich auf!" Im Hintergrund öffnete sich knallend ein großes Loch, und dahinter lagen herrliche Schätze. Alle Räuber gingen hinein, worauf sich der Sesam knallend wieder schloß.

Diese Gelegenheit benutzte Ali Baba, um schnell sein Klagelied mit der Holzauktionsmelodie noch einmal zu singen; er war gerade fertig, als die Räuber wieder aus dem Sesam krochen. Sie exerzierten noch ein bißchen, lobten wiederum den Meister, der den schönen Wald so hoch da droben aufgebaut hatte, und verschwanden.

Ali Baba kam nun und sagte seinerseits: „Sesam, öffne dich!", holte die Schätze heraus, brachte sie seiner lieben Frau und den Kindern und war sehr gerührt mit ihnen. Sie drückten das aus, indem sie hin und her hüpften und „Kind, du kannst tanzen" sangen. Der böse Friseur, dem dann Ali Babas Glück von seiner Favoritin erzählt wurde, war sehr unzufrieden damit, weshalb er mit der Geliebten eine Art Cakewalk tanzte.

Die nächste Szene stellte zweifellos Heinrich Käsebergs Glanzleistung vor. In der Mitte der Bühne waren Papiergirlanden vom Boden bis zur Decke gezogen, und dahinter leuchteten mehrere Kerzchen. Das wirkte natürlich, und das Publikum machte „Ah!" Ali Baba

und seine Familie lagen vorne auf dem Teppich und tranken Bier. Es war Münchener Augustinerbräu — wenigstens prahlte so die Flaschenetikette. Man sah also, wie gut es ihnen ging; auch konnte man das daraus ersehen, daß sich die ganze Familie besonders weiß geschminkt hatte. Überhaupt waren alle Personen, auch die Räuber, blendend weiß geschminkt im Gesicht und an den Händen, nur die braunen Arme und Beine waren geblieben. — Plötzlich kam der Friseur, macht ein freundliches Gesicht — aber es sollte sehr böse sein — und fragte, woher all der Reichtum käme. Ali Baba, als ehrlicher Mann, erzählte und lehrte ihn auch das große Wort: „Sesam, öffne dich!"

Und dann kam die Schlußszene. Der Friseur ging zum Sesam, der schnellte knallend auf und schloß sich knallend wieder, als der böse Mann drinnen war. Die vierzig Räuber kamen und exerzierten, bis sie auf einmal den Friseur drinnen rufen hörten; sie holten ihn heraus und machten ihn auf alle mögliche Weise tot: den Gnadenschuß gab ihm der Räuberhauptmann mit seiner Kanone. So siegte die Tugend.

Dann war's aus. Als wir hinausgingen, kamen der Direktor und der böse Friseur und Ali Baba und fragten, wie es uns gefallen hätte? Ich sagte: „Großartig." Ich riet ihnen, mit dem Ali Baba eine Tournee durch Europa zu machen und schrieb ihnen die Adressen von Max Reinhardt und Ferdinand Bonn auf: die würden selig sein, wenn sie so etwas für ihre Zirkusse bekämen!

DIE STADT DES NABOB

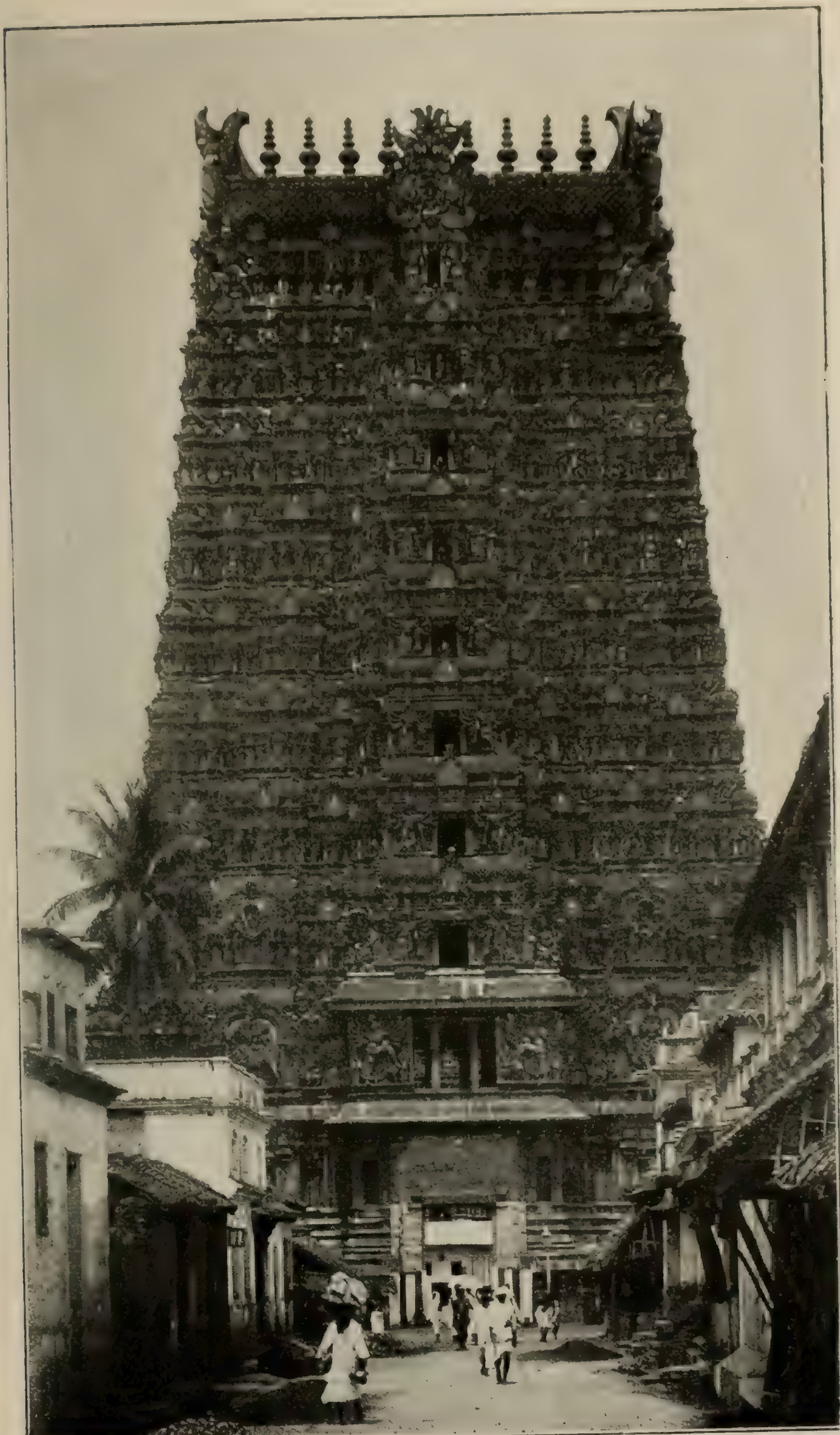
Es war einmal ein frommer Nabob. Der war so reich, daß er die Straße seiner Hauptstadt mit Gold pflastern konnte, und war so fromm, daß ihn schon bei Lebzeiten all seine Untertanen für einen Heiligen erklärten. Und er baute Tempel und Tempelstädte, und von weither kamen die Pilger, um diese gewaltige Herrlichkeit zu sehen. Der Nabob hatte auch hundert Frauen, weiße und braune und ganz schwarze, und wenn die einen so strahlend waren wie der junge Tag, so waren die andern so schön wie die tiefe Nacht. — Nur eines fehlte dem reichen und frommen König: er hatte keine Kinder —

Aber nein, ich will gar kein Märchen erzählen. Das alles ist ganz wahr, und es ist noch gar nicht einmal so lange her, daß es geschah. Der südindische Fürst hieß Tirumala Nayak, und er starb vor genau 250 Jahren. In den drei Jahrzehnten, als der große Krieg in Europa tobte, als in Deutschland Kirchen und Städte in Flammen aufgingen und die Junker und Bauern und Bürger sich gegenseitig totschlugen,

in dieser selben Zeit baute der Nabob seinen Göttern unerhörte Werke.

Es waren die Tage, als der letzte Stern des brahmanischen Hindureiches erloschen schien. Längst waren des Propheten Scharen in das heilige Land gebrochen, hatten überall festen Fuß gefaßt. Über den Nordwesten und die Gangesebene herrschte zu Delhi der Großmogul, an der Mündung des Flusses saß der Nabob von Bengalen, im Dekkan der Nisam von Haiderabad. Selbst in Benares, der heiligen Stadt des Schiwa, überstrahlte Kaiser Aurangzebs Moschee stolz die Ganga, während alle tausend indischen Tempel in Trümmer lagen. Und dazu überall im Lande kleinere und größere mohammedanische Herrscher. Dann kamen die Europäer; auf der Malabarküste saßen die Portugiesen in Bom Bahia und Goa, auf Ceylon hatten die Holländer sich festgesetzt. Längst hatten die Engländer Madras gegründet und die Franzosen Pondichéry: so war der Pandyan-König von Karnatak von allen Seiten von Feinden bedroht. Ja, in Madura selbst, seiner eigenen Hauptstadt, hob schon der Islam das Haupt, stolz auf die Ruhestätte Alladins, des Heiligen, der hier begraben lag.

In diesem Augenblick, als Indiens Schicksal schon völlig besiegelt war, raffte der südindische Fürst noch einmal alle gewaltigen Kräfte des Hindutumes zusammen. Zu keinem Kriege — — sein Volk, vom Kastengeiste zerrissen, konnte keine Siege mehr erringen. Nur zu einem noch ließ sich die Energie dieses Volkes sammeln, nur dazu noch, dem wahnsinnstarken religiösen Fanatismus einen neuen gewaltigen Ausdruck zu geben. Dieser Fanatismus des Hindu ist weit stärker, weit gewaltiger als bei irgendeinem andern Volke der Erde. Freilich fehlt ihm jedes



Östliche Gopura, Eingang zur Tempelstadt von der Chitrai-Veedhistraße (Madura)

aggressive Moment, jede Stoßkraft, die doch Islam wie Christentum in so reichem Maße kannten; diese wilde Glut ist passiv und still und besteht im tiefsten Grunde in einer grenzenlosen Angst vor den entsetzlichen Göttern, die der Hindu nicht liebt, die er aber aufs äußerste fürchtet und stets nur durch neue Opfer, Tempelbauten und selbstquälerische Bußen zu versöhnen hofft. — Dieser grandiosen fanatischen Angst verdanken Madura, Tanjore, Trichinopoli ihre gewaltigen Tempelstädte, verdankt Indien die einzige Kunst, die bis zur letzten Wurzel rein indisch ist.

Kunst? Ich weiß nicht, ob das Kunst ist. Wenn es eine ist, so liegt sie unserem westlichen Empfinden so ungeheuer fern, daß keine Brücke zu ihr hinüberführt. Wir stehen da, starr und wortlos, reißen die Augen weit auf und staunen. Wir suchen und suchen und finden doch nirgends etwas, das wir fassen können, nirgends einen kleinen Weg, auf dem wir eindringen könnten in dieses merkwürdige Land.

Der König von Karnatak, Tirumala Nayak, war sehr reich und war sehr fromm, er lebte sein Leben in der Furcht des Herrn. Des Herrn: Schiwa, des Zerstörers, und dazu in der Furcht vieler anderer göttlicher Herren, deren Hände nicht weniger schwer auf ihm lasteten. Denn der Nabob hatte wohl seine dreihundert Frauen, aber er hatte keine Kinder. Darum mußte er die Götter versöhnen, mußte büßen und mußte opfern und sehr viele Tempel bauen.

Mitten in der Stadt Madura liegt die Tempelstadt, die man den großen Tempel nennt. Eine gewaltige Gopura, fünfundvierzig Meter hoch, dient als Eingangstor, eine riesige viereckige Turmpyramide, von oben bis unten in wildem Durcheinander mit großen Figuren besetzt. Auf jeder Seite der vier

mächtigen Umwallungsmauern hebt sich solch eine Gopura und läßt uns in die erste Ringstraße der Tempelstadt ein. Vier weitere Gopuren führen durch die zwei Umwallungen in die innere Stadt; alle acht sind gleich groß, gleich wild und bizarr. Nicht eines der vielen tausend Bildwerke darf nach unseren Begriffen den Anspruch erheben, ein Kunstwerk zu heißen, nicht eines ist „schön" für unsere Augen. Aber es soll ja gar nicht „schön" sein, soll nur Furcht erregen und Entsetzen. Und doch muß man den drawidischen Steinmetzen bewundern, der all diese verrenkten Götter und Helden schnitzte, stets aus einem großen Steine und stets aus dem härtesten, sprödesten Material. Goethe tut gewiß unrecht, wenn er den armen Bildhauern allein die Schuld zuschreibt:

„In Indien möchte ich selber leben,
Hätte es nur keine Bildhauer gegeben!"

Es war die brahmanische Kultur und nicht der Bildhauer, es war die indische Furcht vor der schrecklichen Gottheit, die diese Teufelsfratzen schuf. Aber der Olympier hat vielleicht recht, als er mit einem Striche diese grotesken indischen Tempel aus dem heiligen Buche der Kunst hinausstrich.

* *
*

Ehe die Sonne aufging, kam ich zur Tempelstadt. Aber ich durchschritt noch nicht die große Gopura, ging herum um die mächtige Umwallung zu dem Pudu Mandapam, „der neuen Galerie". Durch die breite Maasistraße, vorbei an den großen hölzernen Wagen, in denen der Gott und die Göttin spazieren fahren, jedes Jahr am Tage ihrer Hochzeit.

Der Gott — Sundareswarar, der kein anderer ist, als der Zerstörer Schiwa, und Sri Minakschi, die Göttin,



Die Audi-Veedhistraße in der Tempelstadt (Madura)

Radja Pandyas, des Königs von Karnatak schöne Tochter. Standen doch seit alter Zeit Maduras Herrscher in reger Verbindung mit den Göttern. Einmal kamen drei böse Tiere, ein Elefant, eine Kobra und eine Kuh, die wollten die Stadt verschlingen. Aber Radja Pandya wandte sich an Sundareswarar, und der verwandelte die drei schlimmen Tiere in Berge: Anamalai (Elefantenhügel), Nagamalai (Schlangenhügel) und Pasumalai (Kuhhügel). Als nun der Gott des Fürsten Tochter heranreifen sah, wollte er sie zum Weibe und meinte, das ginge sehr leicht, da doch alle tempeltanzenden Nautchgirls Schiwas kleine Frauen seien. Der Fürst sagte auch ja, aber bald darauf starb er und Sri Minakschi wurde Königin. Als nun der Gott zu Kanjana Malai kam, ihrer Mutter, da sagte diese, ihr Töchterlein sei so stark und wild und wolle nur den zum Manne, der es im Kampfe besiege. Die kleine Prinzessin hatte wahrscheinlich das Nibelungenlied gelesen oder die Edda und wollte nun auch so mutig sein, wie tausend Jahre früher Brunhilde. Es kam aber noch ein Grund hinzu, weshalb sie sich vor der Hochzeitsnacht ein wenig schämte: die schöne Königin hatte nämlich drei Brüste, und das ist für jede Frau sehr peinlich, besonders aber, wenn man einen großen Gott heiraten soll. Sundareswarar war zufrieden mit dem Handel, aber die Königstochter dachte, es wäre besser, nicht gleich mit ihm zu beginnen, sondern andern Leuten auch eine Chance zu lassen. So zog sie dann aus, rund durch die Welt, und besiegte alle Götter, die es da gab. Nachdem sie so viermillionensechshundertundsiebenundzwanzigtausenddreihundert-undneunundvierzigmal über Götter und Dämonen gesiegt hatte — der indische Mythologe kennt sich

aus im Himmel! — kam sie auf den Berg Kilas; da begegnete sie dem Sundareswarar, dem Herrn der Welten. Wie sie ihn nur erblickte, verschwand auf einmal ihre dritte Brust — und das war traurig, denn gerade darin saß ihre große Stärke, wie bei Simson im Haarschopf. Aber dann war es auch wieder gut, denn nun konnte sie den Gott heiraten, und das tat sie auch —

* *
*

Ich schreite vorbei an dem Teiche Jelukadal — das heißt: die sieben Meere. Der dankbare Gott schuf ihn selbst und schenkte ihn seiner Schwiegermutter, damit sie hier baden und die heiligen Riten für den toten Fürsten erfüllen könne. Ich finde nicht, daß der Gott sehr großmütig war, die „sieben Meere" sind ein schäbiger kleiner Tümpel, und er hätte der königlichen Schwiegermama auch etwas Besseres schenken können. Denn ihm gegenüber ließ sich des Radja Familie wirklich nicht lumpen; nun freilich, man hat ja auch Verpflichtungen, wenn man seine Tochter so gut verheiratet —

Durch den weiten Basar zu der großen schönen Fontäne, dem schwiegermütterlichen Gegengeschenk. Vorbei an des Radja Appaya halbfertiger Gopura und der großen Tschultri, dem Rathause für die Pilger. Und nun schnell in die Pudu Mandapam. Dort stehe ich, zwischen den Säulen, im Dunkeln —

Wenige Minuten nur — —

Und nun bricht von Osten des Tages junges Licht herein. In kaum einer Sekunde flutet es durch die weite Säulenhalle, tausend Figuren leben, alle Farben jagen sich. Das ist der große Trick des Tirumula Nayak, des Enkels des Pandya, und er war stolzer



Pudu Mandapam: Tirumala Nayak und seine Frauen

auf diesen Lichtgedanken wie auf irgend etwas an seinen Bauten. Vier Reihen mächtiger Säulen tragen das Steindach der Halle, und jede einzelne Säule ist besonders gearbeitet. Alle königlichen Ahnen des Fürsten sind an diesen Säulen der Nachwelt bewahrt; in der Mitte ist eine große Säule mit dem lebensgroßen Bilde des Tirumala und seiner sechs Lieblingsfrauen; alle sieben beten eifrig um Kinder. Darüber strahlt die Decke in goldenen Lettern, zeigt den indischen Zodiak: möchte der erhoffte Thronfolger unter günstigen Sternen geboren werden. Alle die Säulen und Figuren sind Monolithe, sind aus einem großen Stück gehauen; sie sind bunt angestrichen und glänzen in Blau, Rot und Grün. Aber ich kann mir nicht helfen, sie sehen alle aus wie aus Holz und erinnern mich immer wieder an die bunten Karusselltiere auf den Jahrmärkten. Und doch arbeiteten tausend Steinmetzen zweiundzwanzig Jahre lang an dieser Halle, und doch gab König Tirumala hundertundfünfzig Lac* dafür aus — und vollendete sie nicht einmal zur Hälfte.

Die Pudu Mandapam ist nicht für Schiwa bestimmt, sondern für Sundararaja Perumal, den Lokalgott Maduras. Dieser Gott — jede Stadt, jedes Dorf, ja jedes Haus in Südindien hat seine besonderen Götter — wohnt in seinem Tempel zu Alagar Koil, zwölf Meilen von Madura. Aber jedes Jahr im April zieht er zur Stadt, um im Fluß Vygai zu baden; deshalb hat auch Tirumala auf diesem Wege zweihundert Mandapams bauen lassen, falls es dem Gott belieben sollte, zu rasten. Für die königliche Familie aber baute er an diesem Wege das prächtige Tamkam, die Sommerresidenz; von hier aus konnte

* Ein Lac ist 100000 Rupien. Also etwa 20 Millionen Mark.

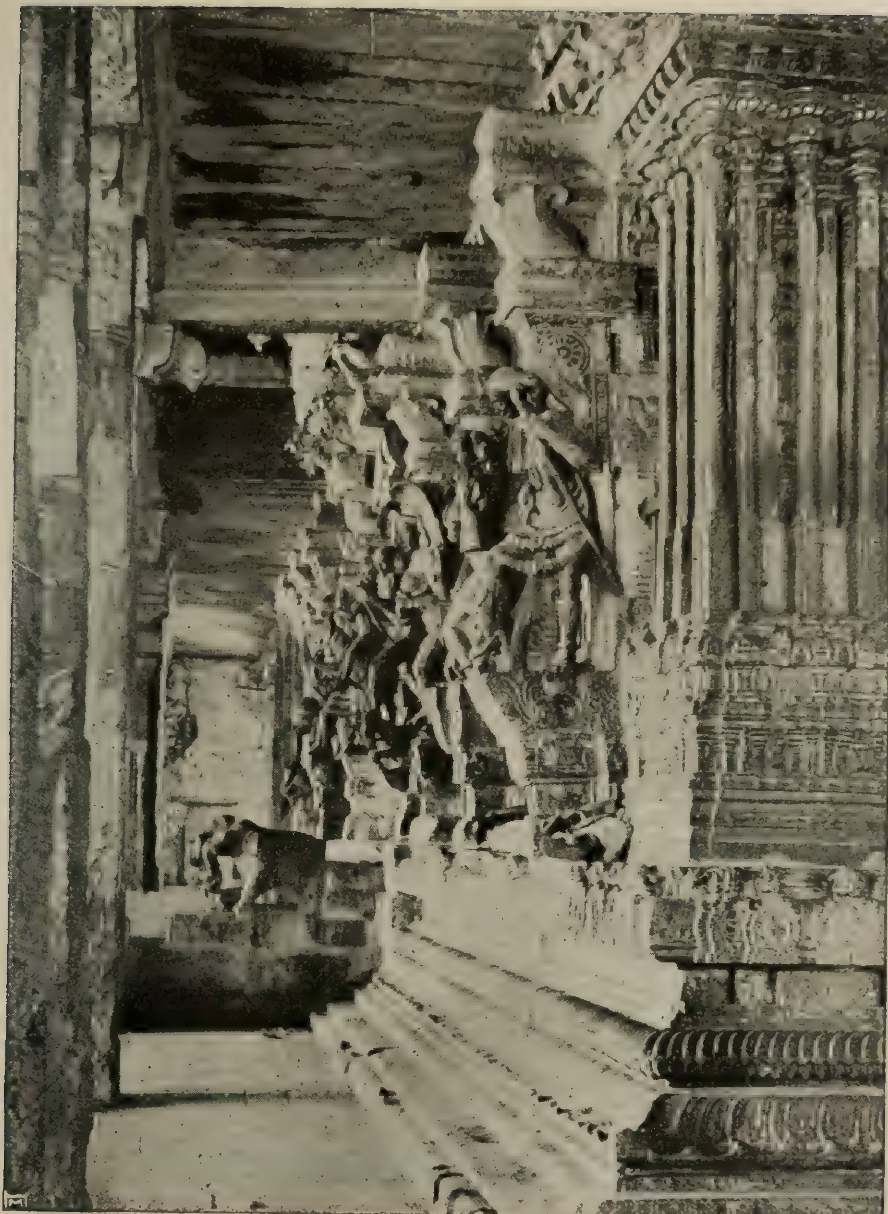
er bequem die Badereise des Gottes betrachten. Eines Tages versprach der Gott dem Fürsten, er wolle ihn jedes Jahr zehn Tage lang in Madura besuchen: um ihn würdig zu empfangen, baute der fromme Mann das gewaltige Pudu Mandapam. Man sieht, die Pandya-Familie des Nayak von Karnatak stand auf bestem Fuße mit den Göttern des Landes.

Aber es scheint, daß Gott Sundararaja Perumal zu Tirumala ebenso undankbar war wie Gott Sundareswarar zu seinen Ahnen. Trotz alles Betens und aller Opfer und Bauten bekam der Nabob doch keine Kinder. Das war schlecht von dem Gott, und ihm geschieht ganz recht, wenn heute seine herrliche Halle vermietet ist, vermietet an Hunderte von Händlern. Sie machen gute Geschäfte, und die Schiwapriester, die das Geld nehmen, noch bessere. Ich kaufe Kukumam, heiligen roten Puder, kaufe Vipudhi, heilige Schiwaasche, kaufe lange Schnüre weißer Opferblumen. Dann gehe ich in die Tempelstadt —

Vier Straßen laufen außen herum, drei andere führen innen herum um das Heiligtum des Sundareswarar und der Sri Minakschi. Tirumala Nayak baute es.

Die Mandapam der Lakschmi, Wischnus Frau, nimmt mich auf; Schiwas Söhne, Subramaniar und Ganescha, der Elefantenköpfige, bewachen es. Hier wohnt Lakschmi in achterlei Gestalt, als Dhana, Thanya, Santhana, Sowbagya, Veera, Vijia, Gaja und Dheera, als Göttin des Reichtums, der Ernte, der Kinder, der Gesundheit, der Ehre, des Sieges, der Elefanten und der Kühnheit. Von der andern Seite her, aus der Atchya Mandapam, schallt wilde Musik herüber.

Ich gehe hin und rufe: „Wer will mich führen?“



Eingang zur Halle der tausend Säulen
(Schiwatempel zu Madura)

Ein paar Brahmanen kommen. Aber ich mag die Brahmanen nicht. Sie sind unerträglich stolz und doch zudringlich, und sie kennen die Menschen so schlecht: sie betteln stets und verachten dabei den, den sie anbetteln. „Ich will eine Nautch.“ Da holen sie eine Tänzerin. Sie ist wie eine reife Mangofrucht; die Zähne sind rot vom Betelkauen und die Augen sprühen. Aber sie spricht nur Telugu — und ich bin froh, ein wenig Tamil zu verstehen. „Eine andere.“ Und sie bringen eine.

Die ist Tamilin, dieses Kind, die Frau Schiwas. Im Tempel geboren von einer Nautch, und im Tempel erzogen von den Nautch: zu Tanz, zu Gesang und zur Liebe. Kaum zwölfmal sah sie das große Fest der Gottheit und ist jung und ist unschuldig. Denn für sie ist die Liebe ein frommes Werk; und es ist ein Wohlgefallen in der Gottheit Augen, wenn sie mit dem Pilger schläft. Und wenn sie ihm dann viel Geld abnimmt — um so besser: die Priester bekommen ihr Teil davon und die Gottheit. Was wir Sünde nennen, ist große Tugend hier — und ich liebe die tugendhaften Frauen.

„Kleine Nautch,“ sage ich zu ihr, „komm, führe mich!“

„Ich heiße Attam“, sagte sie. — Attam — das ist dünnes Gold, junges Gold, Blattgold, wie es auf den Tempeldächern liegt. „Du bist schön,“ sagt sie, „mein Geliebter. Du bist schön, Feringhi, mein Fremder. Du bist weiß wie der Marmor an Minakschis Schrein. Deine Haare sind golden wie des Weltengotts Krone, und deine Augen leuchten grün, mein geliebter Herr, wie die Wasser im Teiche der Goldlotos.“

„Du bist lustig,“ sage ich, „Attam, mein Gold-

herz, du bist fein und klug wie kaum eine Nautch in Schiwas heiligem Tempel. Aber denke, du kleiner Vogel von Kalis Palmen, denke, daß ich gut dich kenne und all deine Schwestern. Mein Haar ist blond wie das aller Feringhi; in dem heiligen Teiche starben längst die goldenen Lotos, und der schöne Marmor von Sri Minakschis Schrein ist schwarz, braun und grün von geschmolzener Butter und vom Miste der Kühe und Elefanten. Ihr solltest ihn rein halten, Attam, du und die andern Nautch. Aber ihr tanzt viel lieber, küßt nur und schwatzt!"

Da lachte Attam und sprang hoch auf. Und die Silberringe um ihre Zehen und die Goldringe um ihre Finger leuchteten in der Sonne, und die Fußreifen und Armreifen klangen hell, und die Halsketten und Stirnketten und die Nasenringe und Ohrringe strahlten auf ihrem braunen Fleisch.

„Tag ist es, kleine Attam, und nicht kerzenhelle Nacht. Ich will wandeln durch die weiten Tempel der Götter — willst du mich führen, Attam, meine süße Nonne?" Da lachte sie wieder — und nickte. Und sie zog mich hinüber zu einer andern Halle und sagte ernst: „Samukam Minakschi Naiker Mandapam." Die Säulen waren dicht verhangen mit Kokosmatten; sie schlug eine zurück und zog mich hinein.

Und sie rief: „Schau um dich, mein geliebter Herr. Hier ist noch Nacht."

Kronleuchter hingen von der Decke, große Kerzen brannten überall an den Seiten der großen Halle. Tausend Lichter leuchteten. „Du bist klug wie der junge Tag", sagte ich. Und sie schlug ihre Hände zusammen und jauchzte und lachte mit den roten Zähnen. „Nein, nein!" rief sie. „Komm, mein schöner Herr, ich will dich führen!"

Händler kauerten auf dem Boden, und Attam kaufte und ließ mich zahlen. Wir kamen zu den Elefanten; die Nautch ließ sie knien und gab ihnen große Brotfrüchte. „Du mußt sie neu malen lassen", sagte sie. Und ich gab den Mahauts Geld, daß sie von neuem Thiruman, Schiwas rundes rotes Zeichen, auf die Stirne der zwölf Riesen malen sollten.

Wir kamen zu den heiligen Kühen und den Kamelen; die fraßen meine Opferblumen. Kamen zur Thiruvachi, die mit siebenhundert Lichtern strahlte, und zum Puschkarani, dem Teiche der Goldlotos, der so grün ist wie meine Augen. Auf den weißen Treppen saßen Brahmanen und Büßer, beteten und tranken; Frauen kamen und füllten ihre Metallkrüge. „Du mußt Geld geben, mein einzig Geliebter", sagte Attam. Und ich gab, Silberstücke, hierhin und dorthin, ohne Ende. Da war ein Sangam, eine heilige Schule; die Knaben sagten mir Sprüche der Vedanta — und nicht einen vergaß meine Nautch.

„Geh, Attam, meine Hibiskusblüte, du süßer Duft aus Lahore! Nimm du mein Geld! Es ist nicht gut, daß ein Sahib allen Bettlern gibt." Das verstand sie; sie nahm die Silberstücke und knüpfte sie in ihr Tuch.

Zu den Dwajasthambam kamen wir, den riesigen Flaggenmasten, über und über mit schwerem Golde bedeckt. „Attam," lachte meine Nautch, „Attam, Attam!" Sie griff in ihr Tuch und gab den Brahmanen. Aber zögernd — ungern — langsam.

Und dann lief sie weg. Ich sah sie bei dem Händler, der in der Ecke kauerte. Sie kaufte Tempelblumen und feilschte lange mit ihm und wechselte. Sie sprang zurück, tobend, schreiend, überschlug sich

fast. Und sie zeigte mir stolz ihr Tuch: einen großen Haufen von Kupfer. „Das ist besser!" rief sie.

— „Da ist sie geboren", sagte sie und zeigte auf den Goldlotusteich. „Wer?" fragte ich. „Sri Minakschi," sagte sie, „die Fischäugige, unsere Göttin." „Im Teiche? Aber ich denke, sie war Radja Pandyas Tochter und der Kajana Malai, seiner Frau?"

Nun, das verschlug Attam wenig; Kajana Malai war eben hinuntergestiegen in den grünen Teich, um dort ihr Töchterlein zu bekommen. Das war doch einfach?

„Ja, das ist ganz einfach", nickte ich.

Wir schritten zu einer großen Säule am Nordrand; sie trägt das Bild König Pandyas, wie er seine Tochter anbetet und seinen Schwiegersohn —

In der Säulenhalle, rings um Puschkarani, sind vierundsechzig Wandbilder — sie zeigen die vierundsechzig Wunder, die der Gott einst vollbrachte. „Ist kein neues hinzugekommen?" fragte ich. „Nein, heute tut er keine Wunder mehr", lachte die Nautch.

An der Westseite ein anderer Tempel aus schwarzem Granit; hier zieht sich Sri Minakschi aus, wenn sie an den Festtagen im Lotosteiche baden will. Vorbei an der Mandapam der Königin Rani Mamgammal, durch des dickbäuchigen Elefantengottes Tempel in die große Halle der Papageien. Manche Hundert Vögel schaukeln hier in den Ringen, Weihgeschenke frommer Pilger. Und endlich zu Sri Minakschis Heiligtum.

Attam erzählt mir, wie die Göttin bedient wird. Sechsmal am Tage, von morgens fünf Uhr bis nachts um zwölf — lange darf sie also nicht schlafen, die Arme. Zuerst wird sie ausgezogen, gewaschen und abgestaubt, dann wird sie wieder angezogen,

dann bekommt sie zu essen und endlich werden die Lichter angezündet. Dann fängt es wieder von vorne an, sechsmal am Tage —

Durch Subramaniars Tempel zu dem Bade des Gottes Sundareswarar. Vorbei an Nandi, der heiligen Kuh, und an vielen großen Säulen, die alle das Bild irgendeiner Gottheit tragen. Chetties von Nattu-Kotta stifteten sie und tun es noch heute, diese schlimmsten Wucherer in ganz Indien. Vorbei an den Bildern der neuen Planeten, zu der Halle der tausend Säulen —

Attam gibt keine Rupien mehr, sie gibt Kupferstücke. Und sie lacht vergnügt, wenn sie irgendeinem stolzen Brahmanen einen schmutzigen Pei in die Hand drückt.

Oh, die Vahanams — die muß ich sehen! Und sie zerrt mich weiter.

Es sind die Wagen und Reittiere der Götter, und sie sehen genau so aus wie unsere Karusselltiere. Wischnu reitet den Adler, Ganescha die Ratte, Schiwa den Stier, Brahma den Schwan, Kali den Tiger und Hanuman den Affen. Ach, es müßte lustig sein, mit Göttern — „aux petits chevaux" zu spielen!

Nun aber wird sie ernst, die kleine Nautch. Der Götter Schmuck — der Götter Schmuck! — Es ist das herrlichste, was es gibt auf der Welt — aber ein Blick nur kostet fünfzehn Rupien! „So zahl sie doch!" sage ich.

Aber Attam schüttelt den Kopf. Sie springt zu dem Brahmanen und handelt. Sie schimpft, sie schreit, sie keift — — und dann läuft sie zurück.

„Zehn Annas!" sagt sie strahlend. „Nur zehn Annas hab ich bezahlt." Und sie führt mich in das Schatzhaus.

Perlen, größer wie Haselnüsse, Rubinen, Brillanten und Smaragde. Das alles mag viele Hunderttausende, mag viele Millionen wert sein — ich weiß es nicht. Nur ein Wort brummt in meinem Hirne: „Alle Schätze Golkondas!" Aber das Herrlichste ist doch das berühmte, wunderbare Saphirenhalsband: wie Maulbeeren groß sind die Steine, alle gleich und von gleicher strahlender Farbe. Kein Mensch kann seinen Wert schätzen: es ist zu kostbar, um geschätzt zu werden.

Attam schweigt; ihre ganze Seele liegt in den Augen. „Geliebter Herr," sagt sie endlich, „habt ihr so etwas im Lande der Feringhi?"

„Natürlich," sage ich; „jeder Sahib schenkt seiner Frau das zur Hochzeit." Oh, das möchte sie wohl sehen! Und ich sage ihr, sie solle nur mit mir kommen nach Europa. Aber sie darf ja nicht — kein Hindu darf übers Meer fahren. Doch will sie sich's überlegen. Vielleicht kann sie Mohammedanerin werden; dann darf sie. „So?" frage ich. „Und warum denn nicht Christin?" „Chi! Chi!" macht sie, und das heißt: Pfui! — „Aber alle Feringhi sind Christen", sage ich. Das weiß sie. Aber das ist was anderes. Die Feringhi sind große Leute, sind vornehme, sehr edle Christen: Sahibs. Aber die Hinduchristen sind niedrig geboren, nur schlechte Kaste, die das Essen verdirbt, wenn ihr Schatten darauffällt. Sie aber ist eine Brahmanin, ist eine Nautch, ist des großen Gottes Schiwa angetraute Frau. Nein, nein — Christin kann sie nicht werden — —

Wir gehen zum Tempel des Thirugnanasambandar — o Himmel, welche Namen doch diese indischen Götter haben! — und trinken dort Gnanapal, die Milch der Weisheit. Wir kommen zur großen Ka-



Madura: Innenhof des Palastes des Tirumala Nayak

lyana Mandapam, der Hochzeitshalle des Gottes und der Göttin, und von dort zu der Halle der tausend Säulen, der Ayarakal Mandapam. Viele der Säulen tragen Bilder von Göttern, Helden, Dämonen und Heiligen. Da ist die Statue des Kannapa Nayanar, des frommen Mannes, der sich zu Schiwas Ehren die Augen aus dem Kopfe riß, da ist König Haridjandra und Radja Pandya mit dem langen Ohr. Da ist Arjuna, der Blitzgott, halb Mann und halb Frau, ist Puruscha Mirugam, halb Mann und halb Tier —

Und Attam nahm mich zu den Orten, die verboten sind für den Europäer. Die Brahmanen murrten und verstellten mir den Eintritt; hätte ich noch soviel Silber geboten — sie hätten es sicher genommen und mich doch nicht eingelassen. Aber die kleine Nautch gab ihnen Kupferstücke, schimpfte und stieß sie zur Seite. Ich sah die Lingams, Schiwas steinerne Gliede — der Himmel weiß, warum die Priester hier so geheim damit tun, während sie in Benares doch überall in allen Gassen stehen. Ich sah viel obszöne Bilder aus Stein und aus Holz, und die Kleine erklärte mir alles genau: es war heilig, war Gottesdienst, wie alles andere — da wird Unzucht zur frommen Zucht.

Als ich ging, gab sie mir den Rest des Geldes zurück — alle die Kupferstücke. Aber zum Abend solle ich kommen, wenn sie tanzen würde —

Und sie gab mir eine Pille zum Angedenken; die reinigt von allen schwersten Sünden und heilt alle schlimmen Krankheiten. Pantschagawia ist es, aus all dem geknetet, was uns die heilige Kuh gibt: Milch, Quark, Butter, Urin und Kot — —

* *
*

Mein leichter Wagen trug mich hinaus. Zu König Tirumala Nayaks Palast, der heute als Gerichtshof dient. Merkwürdig, für sich selbst verschmähte der Fürst die indische Kunst; sein Palast, prachtvoll und prunkend, hebt sich auf Riesensäulen, die drei Männer nicht umspannen können, in spätem sarazenischem Stile, der dazu mit italienischer Renaissance Hindumotive verbindet. Ich fahre weiter zum Teppakalum, vorbei an dem riesigen Banyanenbaum, dessen Stamm vierzig Fuß breit ist, und dessen tiefer Schatten über vierhundert Fuß im Umkreise faßt, in deren Bereich ein paar hundert Luftwurzeln in die Erde wachsen, um die Zweige zu schützen. Teppakialum, ein großer künstlicher Teich, ist das Wasser, in dem die Gottheiten alljährlich einmal im Boote spazieren fahren, rund herum um die kleine Insel mit der Miyahalle, die die Bildsäulen Tirumalas schmücken und seiner Lieblingsfrauen.

Und ich fahre zurück in die Stadt, hinein in Maasi Veedhi, die große Basarstraße. Ich muß Seide kaufen, schwere, rote Maduraseide, goldgestickt. Die muß ich Attam bringen, dem kleinen Nautchgirl —

Heute — zur Nacht — —



Banyanenbaum (Madura)

DIE AUSGESTOSSENEN

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten hat es Gruppen von Menschen gegeben, die als außerhalb der staatlichen und sozialen Ordnung stehend betrachtet wurden. Stets hatte das seine ganz bestimmten Gründe, wenn auch oft genug diese Gründe im Laufe der Jahrhunderte so völlig vergessen wurden, daß sie niemand mehr kannte. An vielen Stellen waren die Juden solche „Outcasts", Menschen, für die besondere Gesetze, besondere Verpflichtungen vorhanden waren, die von dem anderen Volke strenge getrennt wurden und deren Verkehr mehr oder weniger verunreinigte. Hier liegt der Grund auf der Hand: die verschiedene Religion; in dem Augenblicke, in dem der Jude des Mittelalters den Glauben seiner Väter abschwur und die Taufe empfing, galt er als völlig gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft. Nicht ganz so leicht wurde das dem Zigeuner gemacht, dessen Ausgestoßensein ja auch neben seiner Nichtseßhaftigkeit in seiner heidnischen Religion den Grund fand; er mochte, wie der andalusische Zigeuner, sich seßhaft machen, mochte Christ werden und blieb dennoch

durch die Jahrhunderte — wenn auch kirchlich und staatlich gleichberechtigt — dem Volke stets verdächtig und verächtlich. Viel schärfer aber, und zugleich viel geheimnisvoller als bei Juden und Zigeunern, war die soziale Abgeschiedenheit bei den Cagoten, die an dem Fuße der Pyrenäen in der Gascogne, in der Guyenne und in Béarn lebten (Cahets), dann in der Bretagne und in Maine (Caqueux) und endlich in Poitou (Colliberts). Kein Mensch weiß, woher sie stammten; man weiß heute nur, daß ihre Ableitung von den Westgoten — canis goticus — völlig falsch ist. Nicht ein Tropfen gotischen Blutes rollte in den Adern der Cagoten; die Goten waren die Herren im Lande und nicht die Knechte, wenn man irgendwo ihr Blut suchen will, so muß man beim ältesten Adel beginnen. Ebensowenig stichhaltig sind die verschiedenen Theorien, die sie als Nachkommen von Mauren, Juden oder Arianern schildern. Die letzte Hypothese endlich, die lange Zeit geglaubt wurde: die Cagoten seien weiter nichts als Idioten und Cretins, ist womöglich noch mehr aus der Luft gegriffen. Durch nichts ist zu beweisen, daß sie andern Stammes oder anders geartet waren als die Leute, die um sie herum wohnten; und doch wurden sie durch ein Jahrtausend als der schlimmste Auswurf in Frankreich, kaum noch als Menschen betrachtet. Die große Revolution, die recht eigentlich erst das Mittelalter beendete und so manchen faulen Sumpf in Europa austrocknete, gab auch den Cagoten die Menschenrechte; freilich auch heute, nach hundertzwanzig Jahren, ist das soziale Vorurteil ihnen gegenüber noch nicht ganz erloschen. Nur eine Kleinigkeit unterscheidet sie von den anderen Franzosen: ihnen fehlen fast stets die Ohrläppchen. Aber — kann man nicht das Gleiche auch bei den Parisern



Junge Rodiyafrauen

feststellen? Und daß die Mädchen der Cagoten die schönsten in Frankreich sind, das wird man ihnen doch gewiß nicht als Fehler anrechnen!

Seltsam — dasselbe findet man bei dem ausgestoßenen Volke Ceylons, den Rodiyas. Ihre Frauen sind schön, schön selbst für unsere Augen; keine Singhalesin und keine Tamilin kann sich entfernt mit ihnen messen.

Wir gebrauchen oft die Namen „Paria" und „Tschandala", wenn wir von dem elendesten und niedersten Volke sprechen. Mit Recht, denn die Parias und Tschandalas Indiens bilden die tiefste, die verachtetste Kaste. Und doch stehen sie noch höher, wie der Rodiya, der überhaupt keiner Kaste mehr angehört; er ist ein „Outcast", eine „Mleccah" wie es der Europäer ist. Nur, daß der Europäer über, der Rodiya — das heißt: „der Unreine" — unter der Kastenordnung steht.

Die Sage erzählt, die Vorfahren der Rodiyas seien die Jäger des Königs von Kandy gewesen, die seinen Tisch mit Wildbret versorgen mußten. Eines Tages brachten sie ihm einen besonders leckern Braten; der schmeckte dem Könige so gut, daß er ihn wieder bestellte zum nächsten Tage und so fort. Da aber brachte sein Barbier heraus, daß es Menschenfleisch war, das die Jäger gebracht, und das der König gegessen hatte. Der König geriet über dies Verbrechen in großen Zorn; er sann lange nach, welche Strafe er den Jägern geben sollte. Er war sonst ein großer Künstler im Totmachen: Pfählen, Zerreißen, Verbrennen und Zerstückeln gehörten zu seinen täglichen Vergnügungen. Aber um einer solchen Todesart wert zu sein, brauchte man nur irgendein unbedachtes Wort gesagt zu haben — — was konnte er also erfinden,

um dieses entsetzliche Verbrechen zu sühnen? Endlich bestimmte er, daß die Jäger und alle ihre Verwandten und Bekannten für ewige Zeiten ausgeschlossen sein sollten aus dem Kreise der Menschen; sie und ihre spätesten Nachkommen sollten tief verachtet im Lande leben, als abscheulicher Schmutz, als — Rodiyas.

Der Ursprung der Sage liegt offen genug. Man suchte nach einem Grunde für die abnorme, so schmähliche Stellung dieser Leute und konnte diesen nur in einem entsetzlichen Verbrechen, das nicht wieder zu sühnen war, finden. Und etwas Schlimmeres, als der geheiligten Person des frommen Königs das Fleisch getöteter Menschen vorzusetzen, gab es nach buddhistischer Anschauung, der schon die Tötung jedes kleinsten Tieres ein Greuel ist, schlechterdings nicht.

Die Cagoten Frankreichs durften ihr Wasser nicht aus dem Gemeindebrunnen holen, sie durften, wenn sie eine Brücke überschritten, nicht das Geländer berühren. Sie waren Christen; aber sie durften die Kirche nur durch einen besonderen Eingang betreten und hatten ihr eigenes Weihwasserbecken. Um sich kenntlich zu machen — denn ihre Berührung verunreinigte — mußten sie ein Stück rotes Tuch, in andern Gegenden eine Eierschale, am Kleide tragen; ja, sie durften nicht barfüßig gehen — um die Erde nicht zu beschmutzen. Fast denselben, zum Teil noch peinlicheren Vorschriften hatten sich die Rodiyas zu fügen. Sie durften kein Land erwerben, ihre Hütten durften nur e i n e schräge Schutzwand haben, sie durften auch nicht an der Straße liegen.

Zur Bekleidung war ihnen nur ein Lappen um die Hüfte gestattet. Wenn ihnen jemand auf der Land-

straße begegnete, so mußten sie dreißig Schritte ins Dschungel hineinlaufen und da laut schreien, um den Wanderer vor ihrer beschmutzenden Gegenwart zu warnen. Jedes Handwerk war ihnen ebenso verboten wie der Ackerbau; nur die niederste, die verachtetste Arbeit durften sie leisten: Riemen aus Kuhhäuten schneiden und Seile drehen. Und gerade das war auch das einzige Handwerk, das den Cagoten erlaubt war; verachtet deshalb, weil es die Tätigkeit des Henkers und seiner Gehilfen war.

Die Engländer haben in Ceylon das getan, was die große Revolution in Frankreich tat, sie haben die Entrechtung des Rechtlosen aufgehoben. Der Rodiya darf heute Grund erwerben, darf Hütten bauen, wie er will, darf sich bekleiden und darf jede Arbeit verrichten. Vor dem Gesetz und dem Gericht ist er dem Singhalesen und Tamilen, dem Malaien und Mauren und jedem andern Bewohner Ceylons völlig gleich. De facto aber ist er genau so geächtet wie früher. Niemand würde ihm Land verkaufen — außer der Krone und dem Europäer, und auch nur diese kaufen ihm die Produkte seiner Arbeit ab. Eigentümlich ist der Brauch der Bekleidung geworden: begegnet ein nacktes Rodiyamädchen einem Europäer, so bedeckt es sich mit einem Tuche — denn die Engländer können keine nackten Brüste sehen, sagt es. Ist es aber bekleidet und begegnet so einem Eingeborenen, so entblößt es sich sofort — um den Respekt nicht zu verletzen. Das Gefühl der tiefen Verachtung, des Außerhalb - alles - Menschlichen - Stehens ist eben gerade so tief in den Rodiyas selbst eingewurzelt wie in den andern Eingeborenen. Nie würde noch heute ein Rodiya wagen, die Hütte eines Singhalesen oder Tamilen zu betreten. Vor nicht allzu langer Zeit hatte

irgendein Rodiya einen andern erschlagen; er sollte verhaftet werden. Aber die Polizisten weigerten sich, ihn zu berühren: sie wollten sich nicht beschmutzen. Man könne ihn ja abschießen, meinten sie.

Die Rodiyas sind viel schöner als alle andern Bewohner der Insel. Ihre Züge sind fast edel, ihre Hautfarbe bedeutend heller. Sie sind besser und gleichmäßiger gebaut, ihr Wuchs, namentlich der der Beine, ist viel ebenmäßiger. Es ist, als ob diese so tief verachteten Menschen gewissermaßen eine Aristokratie von besonders edlem Blute Ceylons darstellten.

Und es läßt sich nicht leugnen, daß in ihren Adern allerdings das beste Blut rollt, das Blut der Großen im Lande, ja der Könige — —

Gerade ihr „Schmutz", ihre verpestende Gegenwart war es, die ihnen diese Blutmischung brachte. Genau so, wie im frühen Mittelalter die feudalen Herren und Barone Nordwesteuropas für die ehebrecherische Gattin oder die gefallene Tochter und Schwester keine schlimmere Strafe kannten, als sie den Bettlern vorzuwerfen, den Siechen, Krüppeln und Aussätzigen — genau so ward in Ceylon die edle Frau den Rodiyas zugewiesen: das war die entsetzliche Strafe für oft nur geringfügige Vergehen. Wenn — vor aller Augen — der elende Rodiya sie zum Weibe nahm, indem er ihr mit seinen unreinen Lippen den halbgekauten Betelbissen in den Mund schob, dann war sie für alle Zeit aus der Gesellschaft der Menschen ausgestoßen, sie war selbst eine Unreine geworden: ihr Atem verseuchte fortan die Luft, die sie atmete, ihr Fuß befleckte die Erde, die sie trat —

Die hellere Hautfarbe ist in Indien, wie überall sonst in der Welt, das Zeichen der besseren Rasse. Die höchste Kaste Indiens, die Brahmanen, die „Zwei-

malgeborenen", sind sehr viel heller wie die andere Bevölkerung, in manchen Gegenden kaum dunkler als der Europäer. Je tiefer die Kasten sind, um so dunkler ist im allgemeinen die Hautfarbe; eine Blutmischung zwischen ihnen ist aber bei dem so ungeheuer scharf ausgeprägten Kastengeiste der Indier fast undenkbar. So waren auch die edlen Frauen, die den Rodiyas hingeworfen wurden, von guter Rasse und von heller Farbe: ihr Blut mag noch heute den Ausgestoßenen die edlere Farbe und Körperform gewahrt haben.

Eine seltsame Tatsache, daß nämlich sowohl die Rodiyas wie die Cagoten Frankreichs eine Reihe nachweisbar zigeunerischer Worte in ihrer Sprache gebrauchen, wird schwerlich zu einer Erklärung ihres Ursprungs führen. Sie erklärt sich wohl am besten dadurch, daß natürlich diese Ausgestoßenen am ehesten mit den ebenso verachteten, überall herumziehenden Zigeunern zusammenkamen und so einige ihrer Worte annahmen; genau so wie die Gauner und Gaukler des Mittelalters von den jüdischen Hehlern eine ganze Menge Ausdrücke aufgriffen, so daß noch heute das Verbrecherrotwelsch mit hebräischen und aramäischen Worten geradezu gespickt ist. Doch mag vielleicht ein anderes Moment sowohl bei den Rodiyas wie bei den Cagoten ein kleines Licht auf ihren Ursprung werfen.

Ich sagte schon, daß das einzige Handwerk, das den Cagoten erlaubt war, die Seilerei war; die Caqueux der Bretagne durften nur die Schreinerei betreiben. Beide Handwerke waren tief verachtet, weil der Seiler den Strick, der Zimmermann den Galgen dem Henker lieferte: man sah sie also als die Gehilfen, gewissermaßen die Knechte der Scharfrichter an. War schon

dieser ungeheuer verachtet, so hatte er doch einen gewissen Respekt im Volke; man schrieb ihm stets übernatürliche Kräfte und Kenntnisse zu. Dies war nicht der Fall bei seinen Gehilfen: sie wurden noch viel niedriger eingeschätzt. — Nun sehen wir, daß auch die Rodiyas nur das Seilerhandwerk betreiben durften. Wir erfahren dazu aus dem „Mahawansa", Ceylons ältestem Geschichtsbuch, das etwa 500 n. Chr. entstand, daß die singhalesischen Könige Anuradhapuras einer großen Anzahl südindischer Tschandalas, also der niedrigsten Kaste, deren Schatten schon verunreinigte, die Niederlassung gestatten. Wir lesen weiter, daß aus den Tschandalas die Henker und Kerkermeister genommen wurden. Die Klasse der Tschandala ist nun im heutigen Ceylon verschwunden, sie ist aufgegangen in der übrigen Bevölkerung; die Rodiyas aber sind geblieben und machen noch heute Stricke, wie zu alter Zeit: betreiben das Gewerbe des Henkergehilfen. Man mag also vielleicht annehmen, daß ihre Ahnen, als die Knechte der Tschandalahenker, der tiefste Auswurf allen Volkes waren.

Heute ziehen die Rodiyas im Lande herum, sind Gaukler und Schlangenbeschwörer, und ihre Töchter tanzen. Sie sind tief verachtet: Henker waren ja ihre Väter. Und sie sind sehr schön: ihre Mütter waren Königskinder.

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn